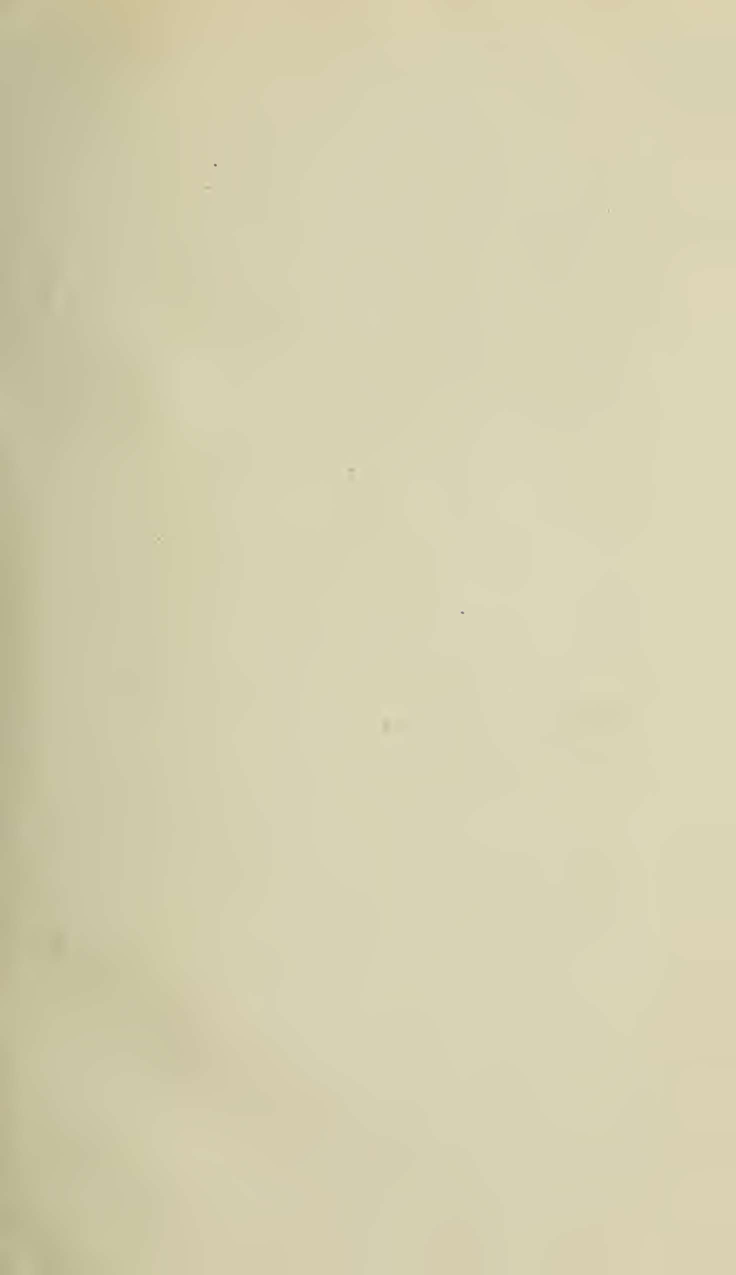
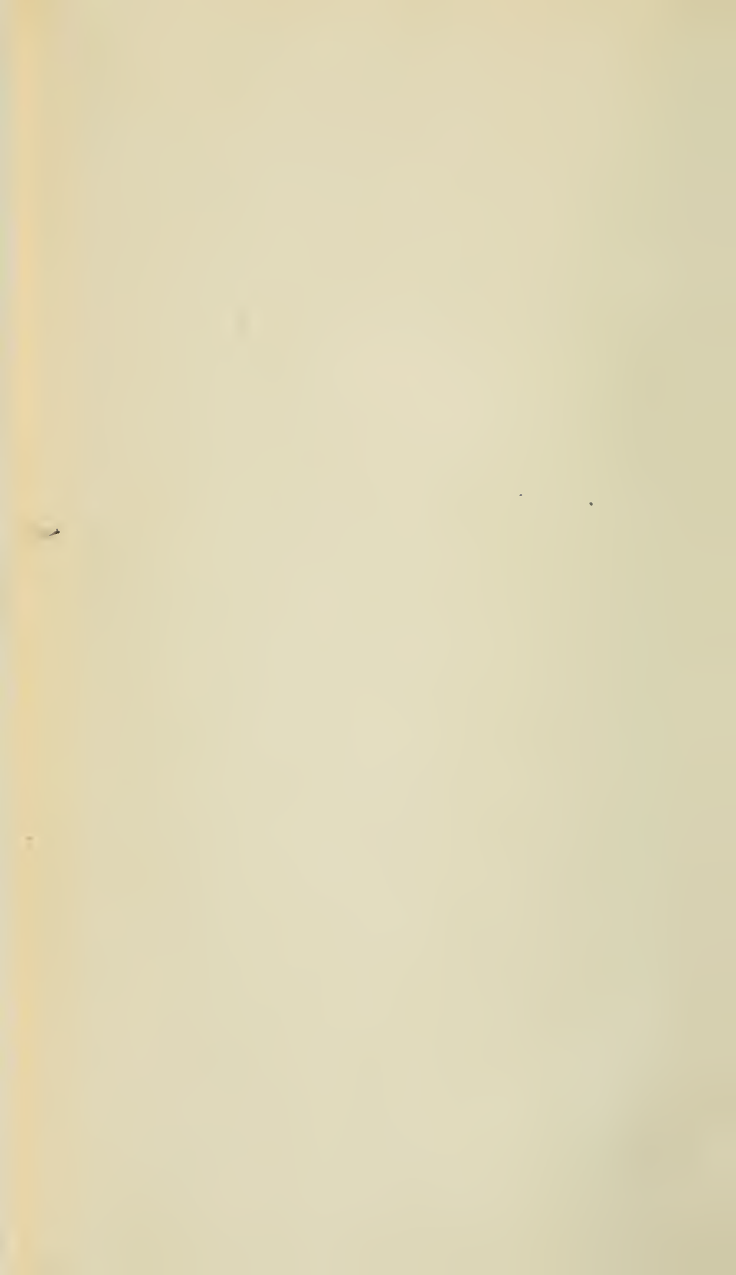


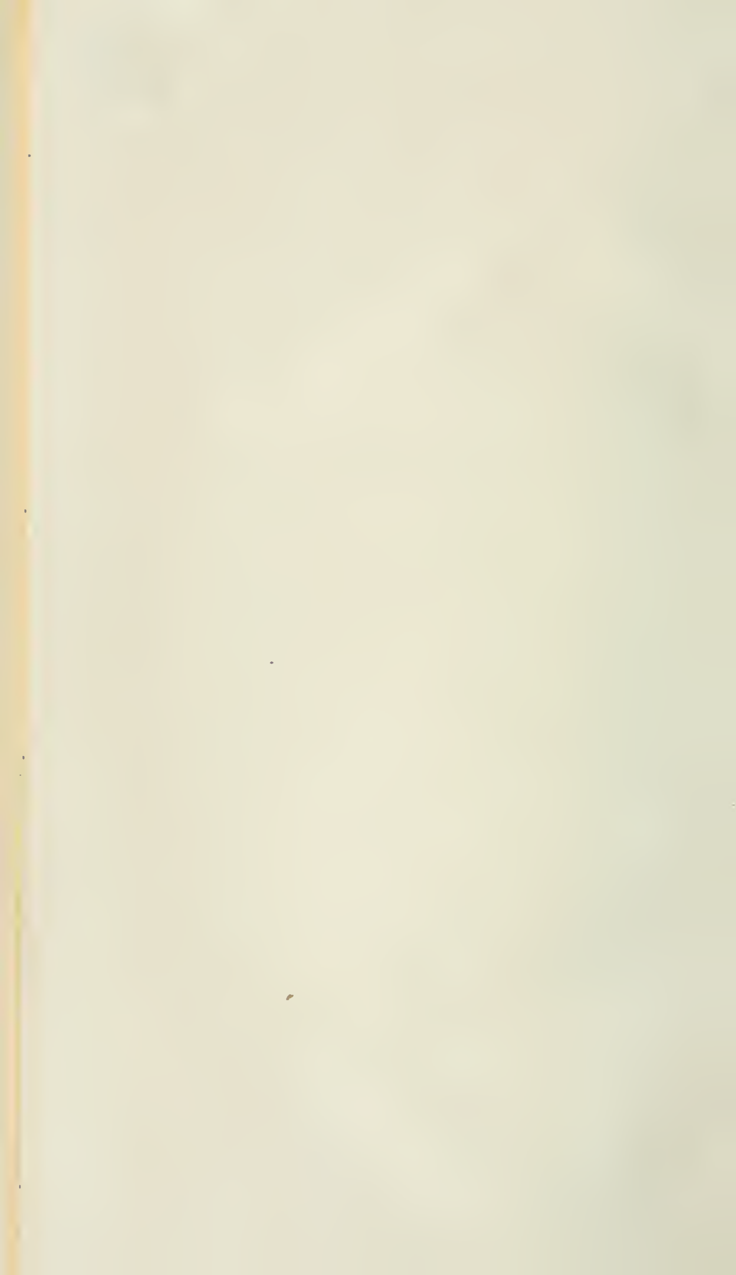


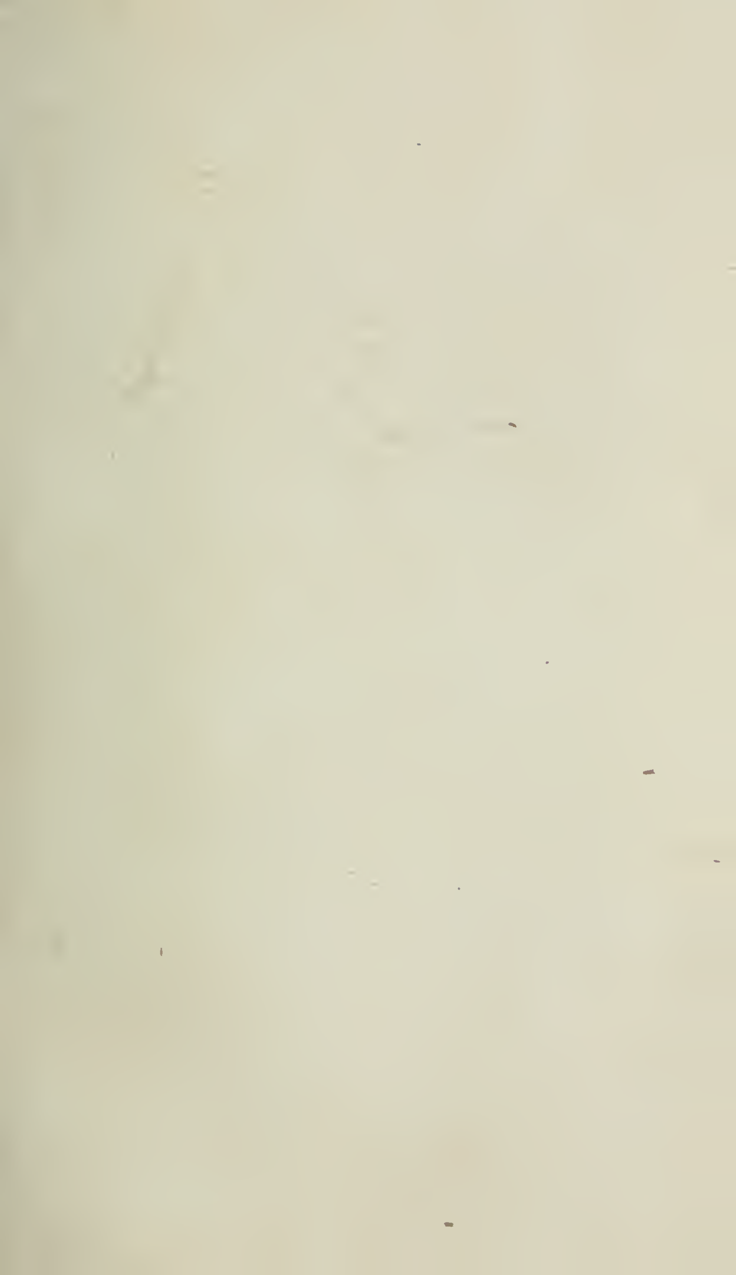














Emanuel Geibel.

Von

Karl Goedeke.

Erster Theil.

Mit dem Bildnisse Geibels und einem Facsimile.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Dem Erscheinen des Buches, an dem der Dichter, dessen Namen es trägt, nicht den geringsten Antheil hat, ja von dem er bis auf diesen Augenblick kein Blatt gesehen oder zu sehen verlangt hat, obwohl er von demselben seit Jahren Kenntniß besaß, wird man wenigstens keine Uebereilung vorwerfen können, da die Horazische Regel vom Hinausschieben bis zum neunten Jahre vollständig beobachtet ist. Denn seit dieser Frist ist das Buch nicht allein fertig geschrieben, wie es hier vorliegt, sondern auch fertig gedruckt. Ich hatte damals im Sinne, des Dichters Leben bis in die Münchener Zeit hinein in der Weise zu verfolgen, wie hier bis zu Geibels Berufung durch den edeln König Maximilian geschehen ist, also die Wechselwirkung zwischen Leben und Dichtung im Einzelnen nachzuweisen. Da sich aber ein rechter Zeitabschnitt nicht finden ließ, um die Arbeit abzuschließen, blieb sie liegen. Jetzt, wo ein solcher äußerer Grenzstein durch Geibels Abschied von München gesetzt ist, mochte ich die Nachsicht der

Verlagshandlung nicht länger auf die Probe stellen. Ich lasse die erste Hälfte, die ein in sich vollständiges und unabhängiges Ganzes bildet, erscheinen und werde noch einen Theil nachfolgen lassen, der ausschließlich der Münchener Zeit von 1852 bis 1868 gewidmet ist. Alles was ich darüber zu sagen habe, erleidet durch den Abschluß des Verhältnisses zu Baiern keinerlei Veränderung in der Färbung und selbst jener dissonierende Schluß wird auf die Darstellung der letzten Jahre keinen Einfluß üben. Ich müßte geringer von der Beredtsamkeit der Thatsachen denken, als ich thue, wenn ich ihnen erst durch die Beleuchtung den Reiz zu geben versuchte, den sie durch ihre natürliche Gruppierung besitzen.

Für glaubwürdige Mittheilungen unintereſſierter Augenzeugen in Baiern werde ich dankbar sein, doch bitte ich nicht ausdrücklich darum, da mein Material, wenn auch nicht erschöpfend, doch immerhin sehr reichhaltig ist und mehr die Dichtung als der Dichter der Gegenstand der Darstellung sein muß.

Göttingen, 19. Februar 1869.

K. Goedeke.

Inhalt.

Einleitung.

Biographien lebender Dichter, von denen ich hier eine beginne, stellen, da weder ein abgeschloßner, noch abgeklärter Stoff zu behandeln vorliegt, eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Der fortschreitende Mensch verwischt im Laufe seiner weitern Entwicklung manchmal die Leistungen, die zu einem gewissen Zeitpunkte den Kern seiner Bedeutung ausmachten, durch höhere und vollendetere. Der reifende Dichter, dem die Formen seiner Kunst zu gewohnten Lebensäußerungen geworden, entfaltet sich bei reicherem und tieferem Gehalt, wie die stetig andauernde Selbstbildung ihn verleiht, nicht selten von völlig neuen Seiten. Der sicherer gewordene Blick in die Welt, die klarere Anschauung vergangener Zeiten und großer Menschengeschicke, die unbefangnere Einsicht in die inneren Motive, welche das Handeln und Leiden der Gegenwart bedingen, das durch Gelingen und Verfehlen erworbne richtigere Gleichgewicht zwischen den eignen Kräften und ihrer Anwendung machen die Behandlung von Stoffen und Formen möglich, die dem jüngeren Talente sich spröde versagen mochten. Was in der glücklichen Jugend eine halb unverstandne Gabe des Genius und mehr ein Treffen als ein Schaffen war, wird ein durchdachtes, nach allen Seiten hin bewußtes Herausarbeiten des Nothwendigen und Wesentlichen. An die Stelle des geistvollen Einfalls tritt die künstlerische Lösung des Problems. Der erhöhten Lebensstufe verdankt die gehobne Kunst ihr Entstehen. Von dieser Höhe kündigt sich dann nicht selten ein Sinken an; die künstlerische Einsicht ist geblieben und oft noch reifer geworden,

während die frische Geistesfülle, der warme Seelenhauch geschwunden sind und das Kunstwerk, umgekehrt wie im Beginn, äußerlich vollkommner, innerlich starrer geworden ist. Welche Unterschiede zwischen dem ahnenden Talent, das mit den Formen rang; dem reifen Mann, der Form und Gehalt zum vollen Einklang führte; dem in fester Form ersterbenden Genius! Und doch immer derselbe Mensch in stetiger, naturgemäßer Entwicklung, deren Epochen sich nach abgeschloßner Bahn und aus weiterer Ferne deutlich mögen sondern lassen, dem nahestehenden Beschauer aber unmerklich in einander verlaufen, um so mehr, je weniger der Umfang der Lebensentwicklung sich hinsichtlich des Abschlusses berechnen läßt.

Zu diesen inneren Schwierigkeiten gesellen sich äußere. Der lebende Dichter, möge seine Existenz noch so sehr an die Oeffentlichkeit treten, bleibt von einem gewissen Dunkel umhüllt, da viele und zum Theil die wichtigsten Momente, auf denen sein Werden und Sein beruht, aus billigen Rücksichten gegen ihn sowol als gegen die Menschen, mit denen er verkehrte, sich der Darstellung entziehen. Die Geheimnisse des Privatlebens, von denen kaum eins ohne fördernden oder hemmenden Einfluß auf seine geistige Bildung bleibt, und die sich meistens in seinen Leistungen, im Ton des Liedes, im Charakter der dramatischen Schöpfung andeuten, gehören, so lange die Betheiligten leben, selten der Oeffentlichkeit. Wer sie aus unmittelbarer Nähe zu überschauen vermag, wird in der Besorgniß befangen, zu viel oder zu wenig zu sagen, und im Zweifel, ob die eigne Beobachtung das objectiv Richtige erkannt hat, lieber leicht darüber weggleiten, als umständlich darauf eingehen, nicht deßhalb, weil die Sache an sich, nach ihrer geselligen oder moralischen Seite des verhüllenden Schleiers bedürftig wäre; aber das stille Glück zweier Herzen, die über Standesunterschiede erhabne Freundschaft zweier Naturen läßt sich den Lebenden gegenüber kaum mit voller Unbefangenheit

erörtern. Wer hätte in Goethes blühendem Alter sein Verhältniß zu Frau von Stein, seinen Freundschaftsbund mit Karl August darstellen mögen, wie heute! Niemand, dem die Betheiligten werth, das heißt nach ihrer vollen Bedeutung lebendig waren, hätte die schonungslose Dreistigkeit gewinnen können, die Lebenden wie geschichtliche Personen zu behandeln. Es würde eine Profanirung gewesen sein, deren sich gerade der am wenigsten schuldig machen durfte, der in die Dinge selbst am besten eingeweibt war. Und wie viele giebt es denn, welche die stillen Tiefen eines Dichterlebens vor dem Abschlusse zu überschauen vermöchten? Die vertrauten Mittheilungen genügen nicht zum vollen Bilde; sie entschlagen sich nicht immer der subjectiven Auffassung; selbst wenn sie durch den freien Einblick in ein so reiches Actenmaterial, wie bei Schiller oder Goethe, auf die Höhe einer objectiveren Betrachtung gehoben würden, hält die gerechte Scheu zurück, das Bekannte öffentlich darzulegen. Goethe, dem für das eigne Leben, reichere Quellen floßen, als uns Nachlebenden insgesammt, hat, weniger aus Rücksicht auf sich als für Andre, nicht überall die ganze Wahrheit zu geben für gut gehalten und manche Dichtung eingeschoben, die ihm im höheren Sinne für Wahrheit gelten konnte. Vermochte er, der Kundige, der Gewaltige, auf eignem Gebiete nicht, die Dinge überall in ungefärbter Beleuchtung zu zeigen, wie sollten wir auf andern Gebieten, auf denen wir uns durch Fleiß und Gewöhnung erst heimisch zu machen haben, vermessen genug sein wollen, die reine Wahrheit zu geben. Das Streben danach wird uns, wie Lessing, nie verlassen, aber wie weit wir sie erreichen, hängt von Umständen und Zufälligkeiten ab, die in der Natur der Sache selbst ihre Rechtfertigung, wenigstens ihre Erklärung finden.

Eine biographisch-literarische Darstellung des Dichters Emanuel Geibel bedarf keiner umständlichen Bevorwortung. Der äußere Erfolg, den seine Dichtungen gewonnen haben: die

Stellung, die er als dichterische Persönlichkeit thatsächlich in der Literatur der Gegenwart einnimmt; persönliche Verhältnisse, in die er vorübergehend oder dauernd eingeführt wurde; Neigung und Abneigung, die er bald hier, bald dort hervorgerufen, ohne sich dadurch auf seiner Bahn beirren zu lassen; die folgerechte Entwicklung, die selbst von Gegnern nicht übersehen werden konnte; alles dies zusammengenommen würde es rechtfertigen, wenn sich ihm schon jetzt, wo er seine Bahn voraussichtlich noch lange nicht durchlaufen hat, eingehende Betrachtung zuwendet. Vieles, was seit zwanzig Jahren in Blättern und Büchern zerstreut über ihn, sein Leben und seine Leistungen veröffentlicht worden, hat die Bekanntschaft mit seiner Persönlichkeit allgemeiner verbreitet. Man brauchte nur zu sammeln, zu ordnen und zu verbinden, um ein Bild von ihm zu schaffen. Dazu wäre jeder befähigt gewesen, der die Achtung vor dem gegebenen Stoff als solchem mitgebracht. Es hat bisher Niemand versucht, vielleicht weil das Gebotne trotz der Fülle dennoch lückenhaft erschien oder, wo es zusammenfassender auftrat, dennoch zu dürftig war. An kurzen Biographien hat es nicht gefehlt, sowohl in heimischen als ausländischen Werken; sie alle beruhen ihrem Wesen nach auf einer Notiz, die ich im Jahre 1843, als Geibel kaum bekannt geworden war, in einer literarischen Sammlung veröffentlichte. Neues haben die Wiederholungen kaum hinzugefügt, wirklich eingehende Erweiterungen sind nirgends geliefert. Auch an Beurtheilungen der Gesammterscheinung hat es nicht gefehlt, von der leichtfertig wegwerfenden Zeile Julian Schmidts, der, wie er mir mündlich sagte, ich weiß nicht ob es Rühmen oder Entschuldigen sein sollte, nichts von Geibel gelesen, bis zu der eingehenden und wenn auch keineswegs auf Vorliebe beruhenden, doch von einem ehrenhaften Bestreben nach gerechter Würdigung geleiteten Darstellung Rudolf Gottschalls, oder den umfassenderen Abhandlungen, die hin und wieder in deutschen

Zeitschriften mitgetheilt sind. Sie alle, so verschiedenartig sie sonst sein mögen, treffen darin überein, daß sie die Leistungen des Dichters aus früherer und späterer Zeit als gleichberechtigte Theile einer objectiv fertigen, wenigstens vorläufig abgeschloßnen Erscheinung behandeln und dem Frühesten neben dem Spätesten, wie es paßt, eine Stelle einräumen. Wie der Dichter geworden, den Weg, den er gegangen, die Wechselwirkungen, die er mit der äußern Welt gehabt, was er abgestreift und was er zu seinem dauernden Eigenthum gemacht, lernt man aus diesen Darstellungen nicht kennen. Die Schuld liegt nicht überall am Dichter, der wenigstens gruppenweis das Frühere von dem Spätern gesondert und damit der geschichtlichen Auffassungsweise ihre Berechtigung zuerkannt hat. Indessen ist innerhalb dieser Gruppen bei genauerer Betrachtung mancherlei auffällig, indem manchmal einem früheren Lebensabschnitt Gedichte zugetheilt sind, die unzweifelhaft spätern Ursprung aufweisen, wie umgekehrt in die späteren Gruppen mitunter solche Stücke eingeschoben werden, die durch Stoff und Form sich als Erzeugnisse älterer Zeit verrathen. Bei aller Zuverlässigkeit im Großen und Ganzen hat die Anordnung der Gedichte doch stellenweis das Mißliche, daß sie vor Trugschlüssen in Bezug auf die Entwicklung im Einzelnen nicht sichert. Der Dichter hat unzweifelhaft ein Recht als Gesammterscheinung die Beurtheilung des Publicums zu fordern, vielleicht sogar die Pflicht, das was er selbst als Zeichen einer überwundenen Stufe ansieht, diesem Charakter des Allgemeingültigen anzunäheren, sei es nun durch Ueberarbeitung, sei es durch Einreihung an einem geeignet erscheinenden Orte, wo gewissermaßen durch die Beleuchtung ein veränderter Charakter erzwungen wird. Alle Dichter sind in dieser Weise zu Werke gegangen. Ihr Verfahren schmälert jedoch das Recht und die Pflicht der historischen Auffassung nicht im Mindesten. Sie wollen Genuß bereiten, wir wollen Erkenntniß gewinnen und

geben. Der Maler, der sich sträubt, wenn sein Kunstwerk nach der Technik geprüft und in die Theile zerlegt wird, gleicht darin dem Dichter, der den Eindruck des Ganzen wirksam sehen und die aufgewandten Mittel sich nicht nachgerechnet wissen will. Wir aber wollen die Wege kennen lernen, auf denen das Vorhandne geworden ist; wir beurtheilen nicht nach der außerhalb liegenden Aesthetik, sondern nach dem inneren Verhalt zwischen Erstreben und Erreichen. Was allen Künstlern widrig ist, die Nachforschung, wie ihr Kunstwerk mit ihrer Individualität, den Anlässen seiner Entstehung, den Einflüssen, die sich während des Schaffens geltend gemacht haben, zusammenhängt, das ist der historischen Auffassung unerläßlich. Man kann Emilia Galotti, wie sie gedruckt vorliegt, ästhetisch sehr wohl verstehen und beurtheilen, ein wirkliches Verständniß des Stücks bleibt unerreicht, wenn man die Verhältnisse, unter deren Einfluß Lessing zur Conception kam, außer Acht läßt.

Mir standen Quellen zu Gebote, die nicht überall gleichmäßig ergiebig waren; außer dem in Blättern und Büchern Veröffentlichten von der Hand der Freunde oder der Gegner vor Allem die eignen Schriften des Dichters. Einer alten Neigung nachhängend sammelte ich die verschiedenen Ausgaben und auch die meisten Bücher und Blätter, in denen Gedichte oder Aufsätze anderer Art zerstreut erschienen. Fast gleichzeitig mit den ersten Auflagen der Gedichte lernte ich den Dichter selbst kennen, dessen rückhaltlose Offenheit und Wahrheit — Eigenschaften, auf die es hier allein ankommt — mir gegenüber immer dieselben geblieben sind. Manche gelegentliche Mittheilung habe ich wieder vergessen, da ich nicht die Absicht hatte, eine Schrift über Geibel zu verfassen. Anderes glaube ich, auch wo es mir in lebendigster Erinnerung steht, zurückhalten zu müssen, wenn ich mich nicht eines Vertrauensbruches schuldig machen will. Aus den mündlichen Berichten gemeinsamer Freunde und den Erzählungen der Familie wird

hie und da ein Zug einfließen. Nicht alles was am geselligen Tisch gesprochen und gehört wird, eignet sich, so unverfänglich es an sich ist, für die Weiterverbreitung. Dankbar anzuerkennen habe ich aber, daß meine Fragen, wo ich sie über einzelne Umstände für nöthig hielt, immer die gewünschte Auskunft erlangten. Alles das würde mir jedoch niemals den Muth gegeben haben, mit einem Versuche, wie ich ihn jetzt wage, hervorzutreten, wenn mir nicht eine reiche Briefsammlung, die ihrem Ursprunge und nächstem Zwecke entsprechend einen durchaus vertraulichen Charakter hat, ohne Beschränkung zu Gebote gestanden. Was ich daraus mittheile erschöpft nicht, wird aber auch die Grenzen nicht überschreiten, die sich der Freund dem Freunde gegenüber zu ziehen hat. Diese Briefe sind theils Familienbriefe, die nie an die Oeffentlichkeit treten werden, theils einige wenige Briefe an befreundete Häuser, theils endlich mein eigener Briefwechsel mit dem Dichter. Alle diese Briefe lassen große Lücken, da oft Jahre lang kein geschriebenes Blatt gewechselt wurde oder ganze Jahrgänge verloren sind. Die Briefe, die ich besitze, reichen vom Jahre 1843 bis auf die Gegenwart, doch auch hier ist die Correspondenz mitunter längere Zeit unterbrochen und dann, wie Zeit und Umstände es mit sich brachten, oft lebhaft bis zum Depeschenwechsel durch den Telegraphen wieder aufgenommen. Von den Briefen, die mit der Familie Carolath gewechselt wurden, habe ich nie eine Zeile gesehen, auch nie danach gefragt. Auch der vermuthlich reiche Briefvorrath im Nachlaß Franz Kuglers, dessen Einsicht mir willkommen gewesen wäre, ist nicht zu meiner Kunde gelangt. Freunde der Jugend und Studien- und Reisegenossen theilen vielleicht in der Folge aufbewahrte Briefschaften mit, wenn sie durch diese Blätter Vertrauen zu mir und meiner Art gewinnen sollten. Für die Hauptsachen war mein Material reicher, als es vielleicht irgend jemand wieder in dieser Ausdehnung zu Gebote steht. Der

gegenwärtige Versuch wird wenigstens immer die Grundlage aller Arbeiten bleiben, die im Laufe der Zeiten folgen mögen, selbst wenn Geibel, der, wie ich zu bemerken nicht ganz für überflüssig halte, an dieser Arbeit nicht den mindesten Antheil hat, seine Papiere in andere Hände geben wollte. Berichtigen, beschränken, anders deuten und wenden wird sich Manches in meiner Darstellung lassen, denn ich will weder sine studio noch sine ira schreiben, eben so wenig als einen Panegyrikus oder eine Apologie. Ich gebe die Wahrheit, wie ich sie erkenne und nehme für mich dasselbe Recht der Auffassung in Anspruch, wie jeder, der über einen öffentlichen Charakter öffentlich spricht. Die Thatsachen werden bleiben, wenn meine Beleuchtung auch mitunter mangelhaft erscheinen kann. Wer sich längere Zeit und voll Hingebung mit einer Persönlichkeit beschäftigt, läuft allzu leicht Gefahr, sie zu überschätzen. Was ihm selbst wichtig genug erschien, um seine Aufmerksamkeit und sein Nachdenken längere Zeit und anhaltend darauf zu heften, möchte er nun in der Darstellung auch Andern gern wichtig erscheinen lassen. Liegt die Gefahr darin, kleine Umstände zu sammeln und sorgfältig zu verwenden, die an sich unbedeutend genannt werden können, oder darin, daß von zwei möglichen Deutungen und Ansichten die günstigere und vortheilhaftere gewählt wird, so will ich mich gern und wissentlich in solche Gefahr begeben. Liegt sie aber darin, daß man wissentlich Unrechtes sagt, um zu heben und glänzen zu lassen, so bin ich sicher, dieser Gefahr nicht ausgesetzt zu sein. Was ich aus Gründen für schief und mangelhaft halten muß, nenne ich aller Welt gegenüber und zuerst vor dem Freunde mit dem rechten Namen. Die Neigung zu einem Menschen kann mich bestimmen, ihm ausschließende Aufmerksamkeit zu widmen, seine guten Eigenschaften ins Licht zu heben, seine Leistungen aus sich heraus zu würdigen, blenden kann mich aber auch die Freundschaft nicht und zur bewußten Unwahrheit verleiten auch nicht der Freund.

Jugendzeit.

Haus und Schule.

1815 — 1835.



Haus und Schule.

Emanuel Geibel wurde am 18. October 1815 in Lübeck geboren. Sein Vater stand damals als Pastor der dortigen reformirten Gemeinde vor. Die Familie stammte aus dem in der Nähe von Hanau belegenen Dorfe Wachenbuchen, wo sie im Besitz von Weinbergen ein Weingeschäft mit einem Weinschank betrieben hatte. Der Vater, Johannes Geibel, war am 1. April 1776 zu Hanau geboren und hatte Theologie, wahrscheinlich in Heidelberg, studiert. Jung war er als Hauslehrer nach Kopenhagen gekommen und auf Empfehlung des dortigen Bischofs Münter in seinem einundzwanzigsten Jahre, 1797, als Pastor der reformirten Gemeinde nach Lübeck berufen, wo er sich bald darauf mit der etwa zwanzigjährigen Tochter eines Lübecker Kaufmanns, mit der am 19. Mai 1778 gebornen Louise Ganslandt verheirathete. Mütterlicherseits stammte dieselbe aus einer aus Frankreich ausgewanderten noch gegenwärtig in Frankfurt a. M. blühenden Familie Souchay ab. Sie war von Jugend auf tüchtig und praktisch, bei lebhaftem und tiefem Gefühl eine sehr umsichtige und verständige Hausfrau, eine liebevolle sorgsame Mutter. Ihrer Abstammung verdankte sie das Feine, Saubre und Nette, wodurch die Familien der französischen Refügiés und Emigranten sich auszeichneten. Johannes Geibel blieb seiner Gemeinde zweiundfünfzig Jahre hindurch, bis 1849, wo er sein Amt niederlegte, ein treuer Seelsorger und ein Kanzelredner von seltner Begabung. Mit einem warmen

Herzen verband er Verstandesschärfe und feurige Phantasie, mit vielseitiger Bildung Treue und Festigkeit in der als wahr erkannten Ueberzeugung. Er selbst bekannte wiederholt, daß er, dem Christenthume in seiner Jugend nach eifrigem Studium der kantischen Philosophie entfremdet, vor Allem durch den Umgang mit F. H. Jacobi, der vor den Kriegsstürmen von Düsseldorf nach Eutin geflüchtet war und dort längere Jahre lebte, so wie durch dessen Schriften auf den Weg des Offenbarungsglaubens geführt sei, den er fortan mit immer entschiedenerer Consequenz verfolgte. So schildert ihn W. v. Bippen in seinen vortrefflichen Eutiner Skizzen (Weimar 1859. S. 244 ff.).

Die Ehe Geibels war mit acht Kindern gesegnet, von denen das jüngste achtzehen Jahre später als das älteste geboren wurde, so daß eine gewisse Art von Miterziehung der jüngeren Kinder durch die ältern, zugleich aber auch eine gewisse Entfernung zwischen jenen und diesen, wie sie der Abstand der Jahre mit sich bringt, stattfand. Jedes dieser Kinder hatte seinen besondern jugendlichen Umgang, der sich jedoch mannichfach berührte und in einander überfloß, so daß sich, wie viel im Verlauf davon auch wieder ausschied, ein großer Bekanntschaftskreis bildete, vorzugsweise innerhalb der französisch-reformirten Colonie, die einen Zug von feiner Ritterlichkeit bewahrte und in sehr natürlicher Weise in dem Seelsorger und Prediger eine bedeutungsvoll hervorragende Persönlichkeit verehrte, wovon immer etwas in die Kinderkreise überzugehen pflegt.

Der älteste Sohn Friedrich war am 28. November 1799 geboren. Er wurde in der Folge mit dem Titel eines Hofraths Erzieher der Prinzen von Lippe-Detmold und starb im Jahre 1849. Sein Sohn Leo Geibel, am 15. Juli 1838 geboren, studierte in Göttingen und später in Berlin Philologie.

Das zweite Kind war eine Tochter, Wilhelmine, geb. 11. August 1801, am 3. Januar 1828 mit dem Pastor Lindenberg in Lübeck verheirathet und schon am 1. December

1855 gestorben. Auf sie folgte der zweite Sohn Karl, geb. 11. Juni 1803, der Theologie studirte, 1827 als Candidat nach Lübeck heimkehrte und 1830 ein Predigeramt bei der reformirten Gemeinde in Braunschweig übernahm. Da er auf Anstiftung einiger außerhalb der Gemeinde stehenden Braunschweiger, unter denen sich besonders Petri hervorthat, seine Lehre und Wirksamkeit dem Spruch einer Provinzialsynode der reformirten Gemeinden Nordwestdeutschlands unterworfen sah und sich den an ihn gestellten Anforderungen in Betreff einer Modification seiner Lehre nicht fügen konnte, gab er sein Amt auf und lebte in voller Unabhängigkeit seitdem seinen Studien und seiner Familie, eine Zeitlang auch mit einem Privaterziehungsinstitut beschäftigt, anfänglich seit 1835 in Lübeck, dann in Basel, später zu Lindenhaus bei Illenau in Baden und seit dem Herbst 1860 wieder in Lübeck. Ihm werden wir von Zeit zu Zeit wieder begegnen. Er hatte vier Töchter Johanna, Emma, Elisabeth und Bertha, von denen die zweite, die am 8. Januar 1835 geboren war, am 4. Juli 1853 starb; die übrigen drei leben.

Den drei ältesten Kindern folgten zunächst drei Töchter, Elise, geb. 7. Juli 1805, verheirathet und gegenwärtig verwittwet; sie ist diejenige unter den Schwestern, in deren Haus das Juniuslied „Nach zehn Jahren" gehört; dann Maria, geb. 24. Juli 1808, mit Dr. Preller verheirathet und schon im Juli 1833 gestorben; sodann Johanna, am 17. Juni 1811 geboren und mit dem Prediger Michelsen in Lübeck verheirathet, der nach ihrem im März 1859 erfolgten Tode sich mit ihrer Nichte, der ältesten Tochter Karl Geibels am 3. Mai 1860 zu Lindenhaus verehlichte.

Das siebente Kind war Friedrich Emanuel Geibel, geb. 18. October 1815, derjenige, dessen Biographie hier geliefert werden soll. Der jüngste Sohn Konrad wurde am 26. October 1817 geboren und lebt als Musiklehrer in seiner Vaterstadt,

des einst so bedeutend in die Geschicke der nordischen Reiche eingreifenden und auf ihre alte Macht und ihren alten Ruhm stolzen Hansagliedes. Die ehrwürdige Alterthümlichkeit der Stadt, die sich freilich von Jahr zu Jahr mehr verliert und einem modernen Gepräge Platz machen muß, hatte in Geibels Kinderjahren ihren fast unangefochtenen Charakter noch treu bewahrt. Die Wälle mit den schattigen Bäumen, die alten Thore, die hohen Giebelhäuser, die wie zusammengedrängte mächtige Handelsschiffe, diesen auch durch die innere Structur einigermaßen ähnlich, die bedeutende Handelsstadt anzeigten und mehr auf wohnliches Behagen als auf glänzend in die Augen fallenden Schein eingerichtet waren, die gewaltigen Kirchen mit ihren mittelalterlichen Kunstwerken und seltsamen Glockenspielen, die aus dem Norden Europas hier zusammenströmenden Fremden, der immer noch bedeutende Handel der Stadt und die nach dem Fall des deutschen Reiches und dem Erlöschen der Fremdherrschaft bewahrte Selbstständigkeit des kleinen Staates, der zwischen Holstein und Mecklenburg eingeschlossen fast vor den Wällen der Stadt an fremdes Gebiet stieß und nur nach der See zu freie Bahn fand — das Alles gab einen Charakter von enger Abgeschlossenheit und Beschränkung und zugleich einen Beisatz von Großartigkeit, die ins Weite strebt und nicht auf die Scholle angewiesen, sondern vermöge der Alles verbindenden Weltstraße, des Meeres, mit den fremden Ländern und den übrigen Welttheilen in lebendigem Wechselverkehr sich bewegt. Dieser gemischte Charakter konnte auf den Knaben nicht ohne Einfluß bleiben. In seinen Vorstellungen vereinigten sich die Eindrücke der Heimath und die Bilder der Fremde schon früh, gaben Befriedigung und Sehnsucht, so daß sich sein Leben hindurch ein rastloser Wandertrieb mit dem stillen Zuge nach der Heimath berührt; daheim mußte Geibel hinaus, und von draußen her kehrte er immer wieder mit innigem Genügen nach Lübeck zurück.

Geibel war ein derber fester Knabe, durchaus gesund, aufgeweckt und lebendig, nicht selten wild und ausgelassen, so daß die besorgte Mutter voll Angst um den Liebling genug zu wehren und zu bändigen hatte. Im kecken Jugendmuthe kannte oder achtete er keine Gefahr. Auf den Spielplätzen der Knaben wußte er sich eine hervortretende Rolle zu sichern, er war der Anführer der sich tummelnden Genossen und ordnete sich nicht leicht unter. Mit der Familie besuchte das Kind häufig die Lachswehr, einen stillen Garten am Flusse mit geschornem Baumwerk, durchbrochenen Hecken und schattigem Ulmengang am Ufer, zu dem eine Terrasse hinabführte. Hier pflegten die Kähne anzulegen. Dieses Lieblingsplatzes seines Lebens gedenkend, erzählt er uns, wie er als fünfjähriger Knabe hier in den Fluß gestürzt und von seinem Bruder Karl, der damals siebenzehn Jahr alt war, vom Ertrinken gerettet wurde:

Noch immer streckt sich, buntgeflaggter Kähne Ziel,
Gestuft auf's Wasser dein Altan, von dem ich einst
Fünfjährig spielend in des Flußgotts Arme glitt,
Sein sichres Opfer, wenn den schon Gesunkenen
Des treuen Bruders Taucherkunst nicht rettete.
Ihm sei dafür nach sechsunddreißig Jahren heut
Der fromme Dank erstattet, den ich dazumal
Vergaß, nicht ahnend, welch Geschenk das Leben sei.

Den ersten Unterricht gab das elterliche Haus, den späteren, ich glaube vom siebenten Jahre an, das Katharineum, das städtische Gymnasium, welches sich eines guten Rufes und tüchtiger Lehrer erfreute, späterhin unter der Direktion des Professors Fr. Jacob an Ansehen gewann und namentlich in Bezug auf die innere Organisation vielfache Verbesserungen erfuhr. In den „Schulgeschichten," die Geibel in der Argo 1859 veröffentlichte, erzählt er Knabenstreiche und Lehrerhistörchen, wie sie fast auf allen Schulen dieselben sind. Eine

verdient vielleicht wegen der daran geknüpften Bemerkung herausgehoben zu werden. Der alte Rector, der ein Stichblatt des Muthwillens seiner Schüler geworden war, untersuchte eine Schlägerei, die auf dem Schulspielplatze vorgefallen war. Er nahm dabei Geibel als vermeintlichen Rädelsführer vor und inquirirte, ob er der Schuldige sei.

„Ich nicht! versetzt' ich, aber von den Anderen
Etwelche mögen —" „Mögen?" fiel er heftig ein,
Gleich tief empört als Rector und Grammaticus:
„Falsch angewandter Conjunctiv! Ein Factum ist's!"
Und eh' ich dessen mich versehen, hatt' er mir
Mit schlaffer Hand die Regel in's Gesicht geprägt,
Daß mir der Backen stundenlang wie Feuer war.
Doch trug mir dieses Argument ad hominem
Heilsame Früchte. Nimmer hab' ich mich seitdem
Des Conjunctivs beflissen, wo's ein Factum galt;
Selbst nicht bei Hof. Und das war manchmal schwer genug.

Wenn die pädagogischen Grundsätze des Directors Göring, die mehr auf Erhaltung äußerer Gesetzlichkeit und genaue Abgrenzung des Erlaubten und Verbotenen, als durch die Erweckung des Sinnes, wodurch beides erst seinen Werth erhält, hinaus liefen, sich mehr oder minder auch in den Klassen, denen er nicht unmittelbar vorstand, geltend machten, so änderte sich das nach dem Tode desselben und seit der Berufung des Directors Jacob sehr wesentlich. Jacob war nicht ganz 39 Jahr alt, als er um die Leitung des Catharineums zu übernehmen, am 12. October 1831 in Lübeck eintraf, ein Mann in seinen besten Jahren, aber damals nicht gerade in der besten Zeit, da die Cholera sich über Deutschland verbreitet und mit den Maßregeln, die ihretwegen von den Regierungen des einen Landes gegen das andere, ja von einem Dorfe gegen das nächste getroffen wurden, ihn auf der Reise von Posen

nach Lübeck seit dem 21. August von Ort zu Ort aufgehalten hatte. In Folge der jetzt fast unglaublichen Reisedrangsale erkrankte er bei seiner Ankunft in Lübeck, erholte sich jedoch bald und griff nun mit bedächtiger Sicherheit die Verbesserung des Gymnasiums an.

Ihm war die Schule wesentliche Erweiterung der Familie und nothwendige Ergänzung derselben; was das Haus der Eltern den Kindern nicht zu geben und zu leisten vermag, das sollte die Schule leisten und geben. Die Lehrer sollten demgemäß ein Verhältniß zu den Schülern haben wie die Eltern, denselben Ernst und dieselbe Milde, die sich selbst verleugnende Liebe und Fürsorge; dieselbe Ehrfurcht und der Gehorsam, die Dankbarkeit und Liebe, welche die Schüler daheim zu beweisen hatten, sollte sie auch in der Schule beseelen. Jacob hatte also nicht den Unterricht allein vor Augen, sondern wesentlich die Miterziehung. Seine Schüler und Kollegen rühmen, wie das in der Biographie, die der Frankfurter Gymnasialdirektor Classen von Jacob geliefert hat, mit großer Anerkennung den glücklichen Erfolg dieser Bestrebungen.

Ohne auf das Innere der Schule selbst einzugehen, soll hier nur in allgemeinen Zügen das hervorgehoben werden, was äußerlich hervortrat und was dem Lübecker Gymnasium mehr oder weniger eigenthümlich war und in Geibels letzte Schulzeit fiel, wo die Eigenthümlichkeiten des Charakters entschiedener hervorzutreten und sich unter äußern Einflüssen so oder so festzusetzen pflegen. Ohne besonders von Geibel zu reden, wird das Folgende doch immer seinetwegen und mit Bezug auf seine Entwicklung dastehen.

Jacob war ein Feind des bloßen Verbietens und Unterdrückens, wo nicht auch etwas Belebendes an die Stelle zu setzen war; Alles was einer bloß äußerlichen Dressur ähnlich sah und nach seinem Gefühl mit einer Polizeicontrole Verwandtschaft hatte, war ihm in der Seele zuwider. Er hatte

seine Freude daran, der Jugend, so weit nur irgend möglich, eine freie und fröhliche Bewegung zu gestatten. Er versuchte deshalb auch über die Grenzen der Schule hinaus einen geistig anregenden und bildenden Einfluß zu gewinnen. Da die Aufführung einiger Komödien des Plautus und Terenz in dem beschränkten Local des Schulgebäudes, für welche er die freie Theilnahme der Primaner aufs lebhafteste erregt hatte, sehr erfreulich gelungen war, so sann er auf eine Erweiterung und bleibende Einrichtung ähnlicher Unterhaltungen und Uebungen. Lehrer und Publicum wirkten freundlich zusammen und es kamen mehrere Winter nach einander gesellige Zusammenkünfte in einem öffentlichen Locale zu Stande, welche durch dramatische und musikalische Aufführungen von den Schülern der obern Klassen in heitrer Weise belebt und gewöhnlich nach einem einfachen Abendbrode mit einem Tanz geschlossen wurden. Jacob war unermüdlich, durch poetische Beisteuer in ernster und heitrer Erfindung passenden Unterhaltungsstoff zu schaffen. Diesem Bemühen verdanken seine in der Folge veröffentlichten „Lübischen Spiele" ihren Ursprung, die vorzugsweise nur in Lübeck verständlich sind, da sie vielfache örtliche und persönliche Beziehungen enthalten.

Auch den Wirthshausverkehr der Schüler, zu dem in größeren Städten die Gelegenheit nie fehlt und die Neigung so leicht erwacht, suchte er dadurch unschädlich zu machen, daß derselbe den Primanern für bestimmte Stunden in der Woche und in einem bestimmten Locale frei gegeben wurde. Zugleich sollte die Veredlung desselben dadurch erzielt werden, daß für passende Lectüre und Unterhaltung Sorge getragen und gelegentlich der Besuch der Lehrer zugesagt wurde. Opfer und Mühe wurden nicht gescheut, allein die Ausführung scheiterte an dem innern Widerspruch, das, was seinem Wesen nach keine Beschränkung erträgt, regeln, und was auf materiellen Genuß berechnet war, in eine höhere Richtung lenken zu wollen.

Doch wurde ihm selbst und seinen Collegen, wie ein Schulfreund Geibels berichtet, im Allgemeinen die Freude zu Theil, daß die Schüler des Catharineums in ihrer Gesammtheit bewußt oder unbewußt mehr und mehr seine guten Absichten verstanden und förderten. Namentlich lieferte auch das Schulfest, das seit 1832 alljährlich gefeiert wurde, den Beweis, daß selbst der gereifteren Jugend ein wahrhaft kindlicher Sinn nicht fremd geworden war. An diesem Schulfeste war Jacob fröhlich theilnehmend wie alle Lehrer der Anstalt mitten unter der fröhlichen Schaar der Schüler, die an einem waldreichen Orte der Umgegend, allenfalls dem Riesebusch, dem eine starke Stunde von der Stadt im Fürstenthum Eutin belegenen schönen Buchen- und Eichenwalde, wohin die Lübecker häufig fröhliche Ausflüge machen, sich in den heitersten Spielen tummelten. Eine einfache Mahlzeit vereinigte Lehrer und Schüler, der ungezwungenste Frohsinn herrschte unter Jung und Alt, der durch die Theilnahme vieler Familien, die Nachmittags herauszukommen pflegten, noch erhöht wurde. Wohl störte die Ungunst des Wetters einmal die harmlose Freude, nie aber böser Wille oder schrankenloser Uebermuth. Obwohl Geibel nur noch wenige Jahre an diesem Schulfeste theilnehmen konnte, behielt er die unschuldigen Freuden des auch sonst ab und an besuchten Riesebusches in freundlicher Erinnerung.

Auch eine Art von wissenschaftlichen Ausflügen unternahm Jacob zuweilen mit den Schülern der obern Klassen, um in der an sogenannten Hünengräbern reichen Umgegend eines oder das andere, von dem man sich gute Ausbeute versprach, zu öffnen. Zwar gelang es nicht allzu häufig, besonders merkwürdige Gegenstände aufzugraben, aber das fröhliche Zusammensein und das lustige Treiben in der freien Natur entschädigte reichlich für die fruchtlos aufgewandte Arbeit.

Jacob war aus Halle gebürtig. Dort hatte er unter F. A. Wolf Philologie studirt. In Klosterbergen bei Magde-

burg begann er seine Lehrerthätigkeit, kam dann nachdem Lachmann vom Gymnasium zur Universität übergetreten war, an dessen Stelle als Lehrer nach Königsberg und lebte mit diesem scharfen strengen Gelehrten in genauerer Verbindung. Von ihm gewann er seine Richtung in wissenschaftlichen Dingen; er trieb mit ihm, neben dem Fachstudium der klassischen Philologie, deutsche mittelalterliche Literatur und Englisch. Von Lachmann scheint er auch die Neigung für die Volkssage der deutschen und außerdeutschen Stämme erhalten zu haben. Die Literatur dieses Zweiges sammelte er mit Liebhaberei. Wie er aus römischen Dichtern übersetzte, so auch aus englischen, besonders aus Chaucer. Er versuchte sich selbst in Gedichten, von denen seine meistentheils Abschnitte seines Lebens behandelnden Elegien aufbewahrt sind. Die Vielseitigkeit seiner Bildung übertrug er auch in die Schule. Gern zog er die deutschen Klassiker, besonders Lessing und Goethe in die Unterrichtsstunden, selbst in die, welche andern Gegenständen gewidmet waren. Die Anregung, die er gab, mochte er nun Lessings Laokoon ins Lateinische übersetzen lassen, um bei Gelegenheit der Korrektur der Arbeiten den Autor und seine Abhandlung über die Grenzen der Künste gründlich kennen zu lehren, oder mochte er ein Stück von Shakespeare mit den Schülern lesen, um sie mit den Gesetzen der dramatischen Kunst bekannt zu machen, war immer sehr fruchtbar und nachhaltig im Allgemeinen, besonders aber wirkte er auf einzelne Lieblinge kräftig fördernd ein.

Mit einem raschen, feinen, sehr selten irrenden Blick fand er beim ersten Begegnen die Eigenthümlichkeiten der Schüler heraus und richtete demgemäß, ohne parteiisch zu werden, sein Verhältniß zu ihnen ein. Vor allen waren ihm solche Charaktere lieb, die mit einer jugendlichen Frische und kindlichen Offenheit Spuren einer gewissen Genialität blicken ließen. Mit ihnen unterhielt er gern nähern persönlichen Umgang, ihre

Talente suchte er zu fördern, ihren Charakter durch seine unmittelbarste Einwirkung zu veredeln. Nächst einem solchen poetisch angeregten, kindlich offenen Gemüthe war es besonders der tüchtige Fleiß und das ernste Interesse an den klassischen Studien, was er zu begünstigen und zu erwecken suchte. Bedenkt man, daß Geibel, als er das Gymnasium verließ, der Primus in Prima war, daß er klassische Philologie studiren wollte und daß Jacob und Professor Classen, der mit Jacob Hand in Hand wirkte, ihn mit Empfehlungsbriefen an Gelehrte in Bonn und später in Berlin versahen, so ergibt sich der Schluß von selbst, daß Geibel ein Lieblingsschüler Jacobs war und von ihm besonders angeregt und gefördert wurde. Noch in spätern Jahren stand Geibel mit Jacob in freundlichem Verkehr und immer hat er anerkannt, wie viel er diesem Manne und dem Professor Classen zu verdanken gehabt.

Unter den Mitschülern hatte Geibel eine Reihe genauerer Freunde, mit denen ihn das Leben später oft wieder und in verschiedenen Verhältnissen zusammenführte. Der Sohn des Historikers Niebuhr, mit dem er in Bonn und Berlin studirte, gehörte zu denen, deren Ueberlegenheit er willig anerkannte. Frankenfeld aus Eutin, der jetzt als Doktor der Rechte in seiner Vaterstadt lebt, scheint ein Bewunderer seines poetischen Talents gewesen zu sein, wenigstens theilte ihm Geibel seine Jugendgedichte gern mit, und Dr. Frankenfeld bewahrt eine reiche Sammlung dieser zum Theil launig-übermüthigen Erzeugnisse, die mir jedoch nicht zugänglich waren. Ein andrer Freund, der nach Geibels Abgange von der Schule Primus in Prima wurde, v. Duhn, lebt gegenwärtig als Richter in Lübeck. Ein paar junge Leute aus Bückeburg, Alexander und Karl v. Campe schloßen sich dem kleinen Kreise näher an; ersterer, der mit Geibel in Bonn studirte, lebt jetzt als Regierungsrath in Bückeburg und besuchte den Schul- und

Universitätsfreund noch im Sommer 1861 in Lübeck. Näher und inniger war die Freundschaft mit Ferdinand Röse, dem Sohne eines Kornmaklers, einem sehr talentvollen Knaben, der als Mann freilich nie ein rechtes Verhältniß zur Welt zu gewinnen vermochte. Auch mit Mantels aus Hamburg bestand ein freundliches Verhältniß, das sich später in Berlin und dann wieder in Lübeck, wo Mantels gegenwärtig eine Professur am Gymnasium bekleidet, noch mehr befestigte und bis zur Gegenwart fortgedauert hat. Besonders lieb war dem jungen Dichter Karl Mosche, der Sohn des früheren Gymnasialdirektors, ein musikalisch begabter Knabe, der später Theologie studirte, aber jung als Professor an das Lübecker Gymnasium berufen wurde. Für den eigentlichen Schuldienst war Mosche nicht besonders begabt, daher der Reichthum seines Geistes, seines Gemüths und seiner Talente nie recht anerkannt wurde; nur seine Freunde wußten ganz, was sie an ihm hatten; die meisten stießen sich an seinem scheinbar trocknen Wesen und haben ihn — er ist vor einer Reihe von Jahren gestorben — vergessen. Seine Freunde aber wünschten ihn sehr oft zurück. Er war der erste, der Gedichte von Geibel in Musik setzte. Von diesen Compositionen haben sich einige wie der „Zigeunerknabe im Norden" eine populare Geltung verschafft. Ein andrer Schul- und Jugendfreund, Adolph Nölting, ist gleichfalls schon todt. Er starb als Kaufmann und schwedischer Consul. Durch ihn kam Geibel mit dem Nölting'schen Hause in Verbindung, was für sein späteres Leben von unsäglichem Werthe war. Die Freundschaft mit Ernst Curtius, der etwas älter war als Geibel, ein Umstand, der in den Schuljahren immer von bedeutender Folgewichtigkeit ist, bildete sich erst später entschieden und innig aus. Dagegen war Wilhelm Wattenbach damals ein vertrauter Freund Geibels; er hatte mehrere Schwestern. Zwei derselben leben gegenwärtig bei ihm in Breslau, eine dritte ist mit dem Gymnasialdirector Classen in

Frankfurt verheirathet. Es war am 6. November 1833, am Geburtstage Cäciliens, als Geibel zum erstenmale mit seiner Mutter das Wattenbach'sche Haus besuchte, das ihm bald zum liebsten von allen Häusern in Lübeck wurde und mit dem Nölting'schen Hause recht eigentlich die Wiege seiner jugendlichen Dichtung gewesen ist. Beide haben für eine Reihe von Gedichten, die in spätrer Zeit entstanden, den lokalen Hintergrund gegeben.

Im Sommer 1834 besuchte Geibel seinen Bruder Karl in Braunschweig und machte mit ihm und dessen alter Schwiegermutter, deren Liebling er war, eine höchst ergötzliche Harzreise. Damals war es, als er zu großer Belustigung einer Gesellschaft in Wernigerode mit kältester Unbefangenheit sagte, er wolle nächstens nicht nur Venedig, sondern auch Griechenland besuchen. Wie oft hatte er Aehnliches schon früher geäußert, und wie oft hatten ihn seine Verwandten, namentlich sein Schwager Michelsen mit seinen Phantastereien vom schönen Süden geneckt. Sein fester Glaube, daß ihm das dennoch Alles beschieden werde, blieb immer derselbe. Er sprach sich in vielen sehnsüchtigen Gedichten aus, von denen nur wenige in die Sammlung aufgenommen sind.

Das bekannteste dieser südlichen Lieder ist der „Zigeunerbube im Norden," das, so objectiv es gehalten ist, nur den Ausdruck der eignen Stimmung gibt:

Immer in die Melodieen
Schleicht der Eine Klang sich ein:
In die Heimath möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein.

Nein! des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimath Glück.

Fort zum Süden! fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unter'm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

Dies Lied ist eine Zeitlang auf allen Jahrmärkten und Kirchweihen zu Drehorgeln und Harfen gesungen und dann wie Lieder, welche auf diese Weise unter das Volk kommen, stark corrumpirt worden. Vielleicht war es ein berlinisch=gelehrter Bänkelsänger, der den Text in dem vor mir liegenden fliegenden Jahrmarktsblatte nach seiner Weise dahin verbesserte, daß es in den angeführten Versen heißt: „Meines Herzens Venen schlagen; Länger bleib' ich nicht zurück." Derselben Richtung gehören an: das „spanische Ständchen," „An den Schlaf" mit der Sehnsucht nach den Inseln im blauen Meere, beide von Mosche, das letzte auch von Reißiger componirt, aber von den Gedichten ausgeschlossen. Dagegen fand das zuerst in K. Büchners deutschem Taschenbuche gedruckte, aber schon in Lübeck auf der Schule gedichtete „Zigeunerleben" Aufnahme. Auch in diesem, vielleicht durch eine Vorstellung der Preciosa angeregten Gedichte voll gedrängter Bilder ist wiederum Spanien als ferner Hintergrund gewählt mit seinen bunten blühenden Gärten und wilden Tänzen, das südliche Land, die glückliche Heimath, die dem unstät schweifenden Volke unter den rauschenden Buchen des Nordens im Traume erscheinen, bis der erwachende Morgen die schönen Gebilde verlöscht und die Gestalten fortziehen — wer sagt, wohin?

Ein sehr wesentliches Moment in der formellen Entwicklung der jugendlichen Poesie Geibels bildete die Bekanntschaft mit Heine's Liederbuche. Der Einfluß Heine's auf die deutsche Lyrik der damaligen Zeit war so entschieden wie verderblich. Ueber den Werth, den der Dichter an sich hatte, soll hier keine Erörterung gepflogen werden. Wenn jede begabte Natur gerechten Anspruch haben muß, sich aus sich heraus naturgemäß

zu entwickeln, so hat man mit Heine darüber nicht zu rechten, daß er die elegischen und ironischen Elemente seiner Natur bald unabhängig neben einander, bald sich gegenseitig verschmelzend, bald auch sich vernichtend walten ließ. Er war wenigstens immer er selbst. Den Einfluß, den er auf die deutsche Lyrik übte, hat er nicht zu verantworten. Es war mehr die inhaltlose Armuth der Jugend, was ihm Nachahmer verschaffte, als der Reichthum seiner Poesie. Jeder junge Mensch, der verliebt war oder zu sein glaubte, nahm Heine's scheinbar mit der größten Leichtigkeit und Sorglosigkeit hingeworfnen Lieder als Aufforderung, sein Liebesleid in schlechte Verse und üble Reime zu bringen und bildete sich ein, den nächsten Platz neben Heine zu verdienen, wenn er über sich oder die böse Welt einen gereimten Witz vom Liebesfeuer, das durch die Weste brennt, oder vom Zahnweh im Herzen, das mit einer Kugel gründlich zu heilen sei, zu Papiere gebracht hatte. Man hätte mit Mephisto parodirend sagen können, wo Gedanken und Gefühle fehlten, da stellten Witze und Thränen sich zur rechten Zeit ein; mit Thränen ließ sich trefflich arbeiten, mit Thränen ein Gedicht bereiten — nur daß niemand an die Thränen glaubte.

Auch Geibel, der mit Heine's Liedern, ich weiß nicht durch wen bekannt geworden, erlag dem Eindrucke derselben, weil er noch nichts entgegenzusetzen hatte. Bezeichnend ist es aber, daß die ironische Seite Heine's keine Gewalt über ihn gewann. Das träumerische Wogen des jungen Herzens ging in den weichen Strom der sentimentalischen Lyrik Heine's über. Da stieg die stille Lotosblume (die später in eine Wasserrose verwandelt wurde) aus dem blauen See; da träumte die dufterfüllte Blüthe am Orangenbaum von künftigen Früchten, wie die Blüthe des Herzens von den goldnen Früchten Liebesleid und Liebeslust; da waren die Sterne fromme Lämmer — nein! — Silberlilien? Nein, lichte Kerzen am Hochaltare? nein, es waren Silberlettern, in denen ein Engel auf das blaue Tuch

des Himmels tausend Lieder der Liebe geschrieben. Da war der Dichter das Meer, über welches seine Lieder wie Sonnengold hinziehen, während, wie die Perlen in der dunklen Tiefe ruhen, sein dunkles Herz schweigend in verborgner Brust blutet! Dann wieder waren die Lieder Goldpokale, drin die Liebe als Wein schäumte, aus denen die Geliebte kurzweg zu trinken aufgefordert wurde, bis sie dem Dichter im holden Rausche an das sehnsuchtsvolle Herz sinke. Oder nun ruhten alle Wipfel und leise floß der Rhein, die blauen Bergesgipfel leuchteten im Mondenschein — ganz so, als ob das Heine'sche Lied von der Lorelei noch einmal geschaffen werden müsse. Von allen diesen Liedern ist fast keins in die späteren Sammlungen der Gedichte aufgenommen worden. Dieselbe Verleugnung haben auch manche andre erfahren, die nicht aus Heine'scher Anregung entstanden, sondern, wie es scheint, nach der Bekanntschaft mit dem Liederbuche Franz Kuglers, das Geibels Vater eines Tags mitbrachte und das auf den Schüler einen wunderbar tiefen Eindruck machte, als ob er in diesen Gedichten, die einen fest ausgesprochenen poetischen Charakter nicht aufzuweisen hatten und mit Ausnahme von einem oder einigen niemals tiefer eingedrungen sind, eine gleichgestimmte und überlegene Natur ahne. Zu diesen unterdrückten Gedichten, wie das „Lied des gefangnen Mädchens," „Schlummre," „das süße Wort," „Frische Fahrt," die von Mosche componirt wurden, gehört auch „der Knabe im Walde," eine Romanze, die noch in den ersten Auflagen der Gedichte enthalten ist und der Aufbewahrung ebenso wohl werth gewesen wäre, wie „Friedrich Rothbart," ein Gedicht, das im Jahre 1834 entstand und wahrscheinlich der Harzreise seine Entstehung verdankte, doch einige Jahre später stark überarbeitet wurde. Es schließt mit dem Erwachen des Kaisers vom Schlafe im Kyffhäuser Berge und der neuen Gründung des heiligen deutschen Reiches zu Aachen. Den Gedanken deutscher Einheit hat der Dichter immer festgehalten und in der

Folge, mannigfach gewendet, dargestellt. Anstreifend an diesen Gedanken ist auch die „Rheinsage," die selbsterfundne Sage, daß Karl der Große alljährlich aus seiner Gruft in Aachen hervorsteigt und den Rhein hinauf hinab die Reben segnet und dann nach Aachen in sein Grab zurückkehrt, bis ihn im neuen Jahre der Duft der Trauben wieder erweckt.

Noch zwei andre Lieder aus der Schulzeit verdienen Erwähnung „König Dichter" und „Vergessen." Das erste, das sich als Frucht der Heine'schen Einwirkungen unschwer zu erkennen gibt, schildert die Allgewalt der Poesie, die sich alles dienstbar macht, um das ganze Reich dann der Geliebten zu Füßen zu legen, eine Einkleidung, ganz passend für einen Schüler, der sein Bestes zu verschenken glaubt, wenn er ein Lied als anmuthiges Geschenk darbringt, und ein Geschenk, das immer gut aufgenommen wird, da es wenigstens ideell mehr gilt, als sich für irgend einen Geburtstag bei Gärtnern, Conditoren, Putzhändlern, Porzellanverkäufern und Goldschmieden kaufen läßt.

Das zweite Gedicht „Vergessen," vermuthlich ein Nachklang aus Kuglers Gedichten, drückt die leichte Stimmung eines Fortwandernden aus, vor dem sich ein Vogel ins Blau der Lüfte schwingt; was das Herz gelitten, fliegt mit hinauf. Dieß Gedicht schickte Geibel unter dem Namen L. Horst an die Redaktion des deutschen Musenalmanachs und er hatte die unnennbare Freude, sein erstes gedrucktes Lied vor sich zu sehen. Es war in dem Jahrgange 1834, der etwa im October 1833, um Geibels achtzehnten Geburtstag, erschien, abgedruckt. Was ließe sich dem Gefühle vergleichen, sich zum erstenmale gedruckt zu sehen! Die Schranken sind gebrochen, der Bann ist gelöst; der Dichter hat aufgehört nur bei den Freunden zu gelten; sein Lied gehört der Welt, der Nachwelt an, nichts ist vermögend, sein Werk, seinen Namen zu vertilgen; er fühlt zum erstenmale, daß er unsterblich ist. Goldner Traum der schönen Jugend!

Alles, was die Freundschaft der Jugend an stillem Reize bieten kann, hat Geibel elegisch in einem Gedichte zusammengefaßt, das „Auf den Tod eines Freundes“ überschrieben, später in Griechenland im Dorfe Kephissia entstanden, aber einer weit entlegnen Zeit, dem Jahre 1830 gewidmet ist. Unter allen Gedichten Geibels ist mir dieß immer das räthselhafteste gewesen. Mit stark realistischen Zügen durchdrungen, will es sich nirgends einordnen lassen. Dem Charakter der Geibel'schen Poesie, die fast ohne Ausnahme eine Dichtung aus bestimmten Anlässen, eine Gelegenheitspoesie im Sinne Goethe's ist, würde die Annahme widerstreiten, daß hier, um die Jugendfreundschaft überhaupt zu feiern, ein Anlaß erfunden sei. Eher würde das Umgekehrte der Fall und ein an sich nicht bedeutender Vorfall benutzt sein, um ein ideal gehaltnes Bild daraus zu schaffen. Der Freund heißt Arthur und ist, als der Dichter kaum fünfzehn Jahre alt war, im Beginn des Frühlings in Gegenwart des Freundes gestorben; als man ihn zur Ruhe gesenkt, zog über das Grab der Frühling mit Sonnenschimmer, Veilchenduft und lustigem Vögelsang — „Ich aber hab' ihn nicht gesehen!“ Die Freundschaft selbst ist wunderbar licht und innig geschildert; einfach wie die Wahrheit.

Ich schwärmt' und träumte wie ein Knabe;
Du warst mein Freund — ich forderte nicht mehr.
Ich habe dich geliebt, wie ich nachher
Nur einmal noch geliebet habe.

Dein Auge war mir Licht, dein Wort Musik,
Ich zürnte eifersüchtig jedem Blick,
Den einem Anderen du gönntest.
Und oft hab' ich in stiller Nacht geweint
Bei dem Gedanken nur, daß du dem Freund,
Zum Mann gereift, vergessen könntest. — —

Des Abends, war die Schule endlich aus,
Zogen wir singend in den Wald hinaus,
Oder im Garten, am Gewässer
Sah'n wir die Sonne glühend niedergehn
Und bauten, wie das Lichtgewölk so schön
Uns für die Zukunft goldne Schlösser.

Da freut' ich mich, wenn um dein blondes Haar
Der Glanz der Abendröthe wunderbar
Wie eine leise Glorie spielte;
Ich wurde still, ich drückte dir die Hand,
Und nur die Thräne, die im Blick mir stand,
Sagte dir schweigend, was ich fühlte.

Wer dieser Arthur gewesen, habe ich nicht erforschen können. Auf meine Nachfragen wurde mir, nicht vom Dichter selbst, nur die Auskunft, daß vielleicht ein Jugendgespiele Eduard Duroi gemeint sein könne, der plötzlich starb, ich glaube ertrank. Daß Geibel diese Jugendfreundschaft gerade in Kephissia wieder vor die Seele trat, mochte eine Nachricht aus der Heimath veranlassen. Im Juni 1838 hörte er, daß Paul Curtius, ein älterer Bruder seines Freundes Ernst Curtius zum Prediger im Altengamme ernannt, und schon im October, daß er gestorben sei.

Ein andres in Stoff und Stil sehr entgegengesetztes Gedicht, das hier eingeschaltet werden mag, war das letzte, das Geibel in Lübeck schrieb. Es mag zugleich einen Einblick in das Verhältniß der Schulfreunde geben, wenn auch nur einen unvollkommnen, da die Laune in andern Dichtungen noch weit entschiedner hervortrat. Der kleine Kreis hatte sich ein phantastisches Kirgisenthum gebildet. Allerlei Lübecker Persönlichkeiten wurden ins Kirgisengewand gesteckt und die Muthwilligen trieben ihren Spuk damit, aber in ihrer Weise. Es wurden, vermuthlich aus Nachwirkung der Jacob'schen Schauspiel-

abende, kleine Lustspiele geschaffen, in denen gewisse allgemein bekannte komische Personen, wie sie leibten und lebten, gezeichnet waren, nur daß sie in zierlich gebauten Versen redeten, selbst wo sie sich der lübisch-plattdeutschen Sprache bedienten. Manche sprachen dann auch in der selbstgeschaffnen Kirgisensprache, die nur dem Kreise verständlich war und aus der als Erkennungszeichen der Anruf Köke Mongöl! und die Antwort Pagelun! noch heute unter Genossen des Kreises übrig geblieben ist. Es machte einen seltsamen Eindruck, wenn in den Thälern des Schwarzwaldes plötzlich diese Kirgisenrufe erklangen, die ich schon am Harze gehört hatte, oder gar wenn eine tönende Kirgisentirade in klangvollen Hexametern aus fröhlicher Jugendzeit auftauchte.

Das erwähnte Gedicht des von Lübeck scheidenden Primus der Prima war an Duhn nach Travemünde gerichtet und wurde später dem Dichter als gedrucktes Hochzeitgeschenk wiedergesandt. Es lautet:

Diesen Brief als weiße Taube send' ich dir hinab an's Meer;
Faßt' er alle meine Sehnsucht, o! er wäre wahrlich schwer,
Aber nun enthält er das nur, was in aller Eile hier
Aus der Brust fließt in die Feder, aus der Feder auf's Papier.

Lieber Duhn, vor Allem bitt' ich dich, mir gütig zu verzeihn,
Daß ich selber nicht gekommen. Aber ach, es kann nicht sein!
Nur zu gern wär' ich gewandelt einmal noch am kühlen Strand,
Wo die schaumgekrönten Wogen rollen über Kies und Sand.
Nur zu gern hätt' ich noch einmal auf dem Bollwerk ernst geruht,
Wo an altergrauen Steinen sich zerspritzt die grüne Fluth,
Und umrauscht von fernen Winden und von Wasserbraus umklungen,
Meinem alten lieben Meere noch das Abschiedslied gesungen.
Nun jedoch muß ich mich fügen, und von innrem Aerger matt,
Auf dem schönen Pflaster rennen unsrer theuren Vaterstadt,

Muß zu sieben Dutzend Basen und zum vollen Schock der Vetter
Und vom baldgen Abschied schwatzen oder vom passablen Wetter;
Muß vor tausend alten Schachteln und vor tausend alten Kisten
Die Augiasställe eines wäßrigen Gefühls entmisten;
Und dazu muß ich, wie scheußlich ich es auch im Herzen finde,
Hochbevatermördert schreiten und mit kühn geschweifter Binde;
Auch der Schwipsrock darf nicht fehlen, jene doppelschwänzige Jacke,
Die die Hüften mir umzwiebelt in modernem Ungeschmacke;
Ja es wird mich mancher tadeln, daß ich nicht des Filzhuts Bürde
Auf das braune Haar noch stülpe mit philisterhafter Würde;
Denn das ist der edle Anstand unsrer vielgepriesnen Zeit,
Wo man Herz und Himmel eng will, und allein den Beutel weit! —

Aber komm' ich auch nicht selber zu des Meeres altem Strand,
Send' ich als Ersatz den Freund dir, Wilhelm Wattenbach genannt.
Ist er auch voll krauser Grillen und voll Neckerei und Scherz,
Leicht erkennst in seinen Streichen dennoch du das gute Herz; —
Griechisch weiß er frei zu reden, wie ein Philolog von Fach,
In der edlen Kunst der Turner steht er keinem Griechen nach;
Selbst dem Pollux gleich, dem Kastor, führet er behend das Ruder;
Ja ich möcht' ihn Kastor taufen, denn er ist Helenens Bruder.

Um jedoch die schöne Zweizahl, der du harrest, zu vollenden,
Wird zu dir vielleicht ein Andrer noch die raschen Schritte wenden;
Karl von Campe ist sein Name, schlank und zierlich ist sein Wuchs,
Blond die Locken, braun die Augen, und dabei ist er ein Fuchs.
Laß ihn aber nicht entgelten, was durch Ungebühr und Schmach,
Als du selber noch ein Fuchs warst, Prima einst an dir verbrach;
Sondern wie der Herr Director jüngst so freundlich war zu meinen,

Gib ihm leise Eins und rufe: Neuer Freund, da hast du Einen!
Uebrigens laß alle Güte, alles Recht ihm angedeihn,
Das du, wär' er selbst gekommen, deinem Primus würdest weihn.

Aber wenn das rosige Antlitz Phöbus zu den Fluthen kehrt
Und das rüst'ge Paar sich wendet von dem gastlich heitern Herd,
Gib die Schriften, die bewußten, die du kürzlich erst empfangen,
Wohl versiegelt jenen Beiden, daß sie rasch an mich gelangen;
Mischt in ihre engen Zeilen sich ein Gruß von dir mit ein,
Werden sie aus ihren Händen doppelt mir willkommen sein.

Aber dann hinaus zum Strande wende deinen schnellen Fuß
Und dem dunkelgrünen Meere bringe meinen letzten Gruß,
Grüße seine goldnen Schimmer, seine blauen Wasserhallen,
Wo es blüht von Märchenblumen, wo es leuchtet von Korallen,
Wo der Nixen Silberharfe nächtlich zauberisch erklingt
Und der Wasserfrauen Reigen sich im Mondenglanze schlingt.

Solches aber hat geschrieben von der Mitternacht umweht
Travemündes jungem Herrscher ein verzweifelnder Poet.

Studienzeit.

Bonn. Berlin.

1835—1838.



Bonn.

Der Abschied vom Vaterhause, die Trennung von lieben Genossen und guten Freunden bildete damals noch einen bedeutungsvolleren Abschnitt im jungen Leben als heutzutage. Jetzt, wo der Schüler schon in Prima, wenn nicht schon in Secunda die abgelauschten Manieren und aufgefangnen Redensarten des Studenten gut oder übel verwendet und das Farbenspiel und Kneipenleben der Corps nachäfft, um sich halb komisch halb widrig einen Grad in der eignen Meinung emporzuschrauben, kommt das Verlassen des Gymnasiums und des elterlichen Hauses einer Art von Freudenfest gleich, da es nun zur akademischen Freiheit und zur vollen äußern Anerkennung eines Lebens geht, die der Herr Schüler bis dahin nur mühsam gegen Spöttelei und Warnung und manchmal heimlich und mit allen Ränken der Verstellung zu führen vermochte. Damals hatten die Abschiede der Söhne von den zurückbleibenden Schulfreunden, von den feierlich gestimmten Vätern, die mit einem Gemisch von stolzer Hoffnung und wohlbegründeter Besorgniß auf die scheidenden Söhne blickten, von den guten Müttern, deren Thränen sich so wenig zurückhalten ließen wie ihre liebevollen Ermahnungen, noch einen starken Beisatz von Wehmuth, die tagelang nachwirkte und oft in tiefes zehrendes Heimweh überging. Die neue Welt, die sich öffnen sollte, lag noch nebelhaft verschleiert in der nächsten Zukunft; der helle

Tag des klaren gewohnten Lebens war im Sinken; der Schritt vom Gewissen ins Ungewisse bewegte tief und innig.

Es war am 21. April 1835, als Geibel die Reise von Lübeck an den Rhein antrat. Bis Hamburg fuhr er in Begleitung einer älteren Freundin des väterlichen Hauses, der Bürgermeisterin Lindenberg, die ihn bei einem Bruder der Mutter auf dem Neuen Walle ablieferte. Im Kreise lieber Verwandtschaft verlebte er einige Tage; auch alte Lübecker Schulgenossen fanden sich ein und zerstreuten den Freund, der Hamburg nicht zum erstenmale betrat. Ein Abend wurde dem Theater gewidmet, wo Heinrich VI. von Raupach, „ein ziemlich gutes Stück, ziemlich mittelmäßig aufgeführt wurde."

Wir haben lange vergessen, wie beschwerlich und mühselig man damals reiste. Was uns jetzt ergötzlich erscheint, war damals ärgerlich genug. Von Ort zu Ort fanden sich ausgesuchte Reisehemmnisse. Die Postenläufe schlossen sich nirgends prompt an. Die Wirthe mußten verdienen, die Reisenden Zeit finden, ihre Pässe und Papiere der überbürdeten und nicht allzuraschen Polizei vorzulegen. Einer der ersten Gänge in Hamburg war in Begleitung des Oheims auf die Polizei, wo der Paß ausnahmsweise sogleich nach Detmold visirt wurde. Nachdem dieser wichtige Act, Dank der Protection des angesehenen Oheims, glücklich vollzogen war, wurden die mitgegebenen Briefe und Päckchen besorgt. Eines war an eine Genossin des Wächterschen Hauses. Geibel wanderte nach St. Georg hinaus, um das anvertraute Gut abzuliefern: da er jedoch niemand zu Haus fand, als Wächter, der als Verfasser der Sagen der Vorzeit unter dem Schriftstellernamen Veit Weber bekannter sein wird, und seinen Leonhard, wollte er nach kurzem Gruße wieder fortgehen, allein der alte Herr lud ihn freundlich zum Bleiben ein, und so verbrachte er denn mit ihm eine gemüthliche Stunde, in der sie sich vom Mittelalter und von Dampfmaschinen, von Hamburger Staatsrecht und lieber-

schwemmungen unterhielten, bis die Frau Wächter und die übrigen Familienglieder heimkamen, so daß sich die Unterhaltung bis zum Abend fortspann. Das Begegnen mit einem Dichter — Veit Weber hatte auch, und zwar unabhängig von Schiller, einen Wilhelm Tell dramatisirt — blieb nicht ohne Einwirkung. Von allen Hamburger Bekanntschaften war die des alten freundlichen Mannes die wohlthuendste. Nachdem die übrigen Pflichtbesuche abgethan und mit Hülfe der Freunde die Habseligkeiten wieder gepackt waren, rollte der angehende Student, mit einer schönen Uhr, die der gütige Oheim ihm geschenkt hatte, in der Tasche zum Altonaer Thore hinaus ans Dampfschiff, nach Harburg. Auf dem Dampfschiffe traf er mit einem alten Genossen Namens Erasmi, zusammen, der die Universität Göttingen beziehen wollte und die Fahrt bis Hanover mitmachte. In Harburg langten beide etwa um zwei Uhr Nachmittags, am 23. April an. Die Post ging erst Abends zehn Uhr. Die langen Wartestunden wurden mit Spaziergängen durch graue Straßen und sandige Pappelalleen des damals sehr unbedeutenden Städtchens verbracht. Als sie in der Dämmerung heimkamen, trafen sie zwei junge englische Literaten, die in demselben Gasthause eingekehrt waren und bis Hanover mitreisen wollten. Obwohl weder die Lübecker fertig Englisch, noch die Engländer fertig Deutsch sprachen, wurden sie doch bald miteinander bekannt und tauschten radebrechend und sich gegenseitig aushelfend ihre Liebe und Bewunderung vor den großen Namen Shakespeare und Byron, Goethe und Schiller aus. Die Unterhaltung wurde lebhaft und endete damit, daß man Punsch forderte und die deutschen und englischen Poeten leben ließ. Auch an einem komischen Intermezzo sollte es nicht fehlen. Plötzlich ging die Thür auf. Eine Fleischmasse im gelben Ueberrock, mit gedunsenem Gesicht, den weißen Hut auf die Stirn gezogen, tritt unbeholfen ins Gastzimmer, starrt alle eine zeitlang mit ausdruckslosen Augen an und ruft dann

im englischen Accent mit fetter breiter Stimme: „Gebt — mich — was — zu — fressen!" Einige der Anwesenden konnten sich des Lachens nicht enthalten. Der hungrige Gentleman brauste auf, bis sich die jungen Engländer ins Mittel legten und ihm die Lächerlichkeit seines Ausdrucks begreiflich machten. Um 10 Uhr Abends ging die Post ab. Die kleine Reisegesellschaft drückte sich in die Ecken des Wagens, der Rothrock blies die Weise des Mantelliedes und fort gings in die Lüneburger Heide. Nach langer ermüdender Fahrt langte der Zug am 24. Abends 6 Uhr in Hanover an, wo die Trennung von den Gefährten stattfand. Erasmi fuhr nach Göttingen weiter, wohin damals die Post beim Beginn des Semesters oft hundert und mehr Passagiere in langem Zuge beförderte. Die glücklichen Passagiere des Hauptwagens behielten auf der ganzen Route ihre Plätze, während die in den Beichaisen Untergebrachten auf jeder Station die Wagen wechseln und manchmal froh sein mußten, wenn sie gegen Wind und Wetter ein verdecktes Gefährt erhalten konnten. — Geibel, der nach Detmold wollte, war nicht so glücklich gleich befördert zu werden. Freitags war er in Hanover angekommen und erst am Sonnabend spät 10 Uhr ging die nächste Post nach Detmold. Bekannte hatte er nicht in der Stadt. Langeweile die Fülle und in dem damaligen Hanover mehr als in einer andern Stadt gleichen Ranges. Aber auch diese Prüfung der Geduld mußte bestanden werden. Mit einem einzigen Passagiere wurde endlich die Fahrt nach Detmold fortgesetzt. Bei Hameln dämmerte der Tag; die Berge legten schon überall ihr grünes Frühlingskleid an; der Tag wurde klar und heiter. In Pyrmont winkten die schönen Alleen, das Wasserbassin mit Bildsäulen und springendem Strahl, das waldeckische Schloß mit Zinnen und Brücke. Von Pyrmont über den Berg nach Blomberg und endlich um Mittag Ankunft in Detmold. Hier waren einige Rasttage angesetzt.

In Detmold hatte Geibels ältester Bruder Friedrich, der hier den Titel eines Raths führte, die Erziehung der Prinzen übernommen und sich unlängst verheirathet. Gleich von der Post aus ließ er sich den Bruder zuführen und empfing ihn mit brüderlicher Herzlichkeit; die junge Schwägerin machte es ihm in dem netten Hause wohnlich und bequem. Spaziergänge in die schöne Umgebung füllten die Nachmittage, Theater und Geplauder die Abende, Besuche die Morgenstunden vor Tisch. Der anmuthigste Spaziergang führt auf den Buchenberg, eine nahegelegene Höhe, von der man das ganze Thal übersieht. Im Vordergrunde breitet sich zwischen Gärten und Baumgängen die Stadt mit ihren saubern hellen Häusern aus. Das alterthümliche Schloß, die Kirche, das Theater mit den hohen schlanken Säulen heben sich den Blick fesselnd hervor, weiterhin dehnen sich Feld und Gehölz, überall mit weißen Gartenhäuschen durchmischt; darüber hinaus steigen die lippischen Bergrücken langsam auf, hinter denen in blauem Duft die Gebirge auf preußischem Gebiet verschwimmen. Auch das wohlgepflegte Theater, das früh begann, um schon bald nach acht Uhr schließen zu können, bot nicht üble Genüsse. Bei einer Aufführung der Jessonda von Spohr wurde der angehende Student dem Oberstallmeister Knoch und dem Lieutenant Hornhardt, der mit bei der Erziehung der Prinzen beschäftigt war, vorgestellt; beide bemühten sich, den Gast des Prinzenerziehers zu vergnügen. Der Oberstallmeister fuhr die kleine Gesellschaft an einem schönen Nachmittage nach Lopshorn, einem unfern im Teutoburger Walde gelegenen fürstlichen Jagdschlosse, wo ein Gestüt mit herrlichen Pferden war. Des Fürsten Lieblingspferd, Atlas, ein schneeweißer prächtiger Hengst mit wehender Mähne und fliegendem Schweif, mußte sich auf dem Schloßhofe im Schimmer der roth untergehenden Sonne tummeln, ein Schauspiel wie ein Roß des Sonnengottes. Erst am Abend fuhren sie heim. Ueber ihnen dunkelten die Fichten und durch das

dünne Laub der Buchen blickten die Sterne vom klaren Himmel. Plötzlich auf einem Waldplatze tauchte eine dürre Gestalt mit breitkrämpigem Hut und langem Stabe auf und perorirte den stillen Lüften, eine groteske Erscheinung wie aus einer Phantasie Grabbe's, der, wie Knoch mittheilte, diesen verrückten Schulmeister wirklich in einem Lustspiele verwandt hatte. Grabbe selbst war damals nicht in Detmold, wo ihn Geibel gern gesehen hätte, sondern bei Immermann in Düsseldorf, wo er seinem Untergange sich rasch entgegenstürzte. — Auch ein Besuch auf dem Schlosse wurde gemacht, um die Zimmer des Erziehers und der Zöglinge zu sehen. Die Einrichtung war bescheiden und bürgerlich. Kaum waren die Brüder oben, als auch die Prinzen heraufkamen, um sich ihren Erlaubnißschein für den Besuch des Theaters zu holen, der dießmal auch ohne weiteres bewilligt wurde. Beide waren nette Jungen, besonders Woldemar, der zweite, hatte etwas sehr Einnehmendes, ein offenes treues Gesicht, einen blonden Krauskopf und ein Paar große freundliche blaue Augen. Eine gewisse militärische Haltung stand ihm sehr gut. Geibel turnte mit ihnen ein wenig in einem besonders dazu eingerichteten Zimmer. Dann entfernten sie sich und die Brüder folgten ihnen bald in die Oper. Fidelio wurde gegeben. Den späteren Abend verbrachten sie mit Hornhardt in fröhlicher Gesellschaft beim Oberstallmeister. Erst um Mitternacht trennte man sich. Am folgenden Tage, 30. April, mußten auch die Brüder sich trennen, da die Collegia in Bonn am 4. Mai beginnen sollten. Nachmittags vier Uhr führte die Post den Reisenden von Detmold weiter. Der Postmeister hatte versichert, sie werde am Sonnabend, den 2. Mai, in Bonn eintreffen. Vorläufig kam sie um neun Uhr Abends in Herford an, wo der große Eilwagen, der zwischen Berlin und Köln ging, den Reisenden aufnahm. Die Post fuhr die Nacht durch. Am Freitage führte die Reise durch die reizenden Fabrikthäler an der Ruhr und

in der nächsten Nacht zwei Uhr rasselte der Wagen über die Schiffbrücke zwischen Deutz und Köln. Unterwegs hatte Geibel erfahren, daß, nach löblicher Gewohnheit, der Beginn der Collegien um acht Tage verschoben sei, und da er, von der langen Fahrt ermüdet, im Gasthofe zu Köln den frühen Abgang des Dampfschiffes verschlafen und einstweilen des Postreisens genug erlitten hatte, nahm er sich Zeit und widmete den Sonnabend der Besichtigung der Stadt, bald von Deutz aus, bald vom Rathhausthurme, bald die Straßen durchschlendernd oder den Dom, die Peterskirche, den Gürzenich, das Museum mit seiner Antikensammlung, Rüstkammer und Gemäldegallerie beschauend. Obgleich er in einer alten ehrwürdigen Stadt aufgewachsen, machte die alte Ehrwürdigkeit der Rheinstadt doch einen großen unvergleichlichen Eindruck auf ihn. Der halbfertige Riesenbau des Domes, die dreißig Kirchen, die kühnaufstrebenden Festungsthürme, die gewaltige Schiffbrücke über den seegrünen Rhein, der ganze Tag verflog wie ein Traum voller Wunder. Aber geschieden mußte dennoch werden. Am Sonntag früh trug das Dampfschiff den Musenjünger stromaufwärts den reizenden Bergen entgegen nach Bonn, wo es um 11 Uhr anlegte.

Empfehlungen des Vaters, des Lübecker Schuldirectors Jacob und des Professors Classen verschafften Geibel Eingang bei den Professoren. Der erste Weg war zu Bleek, der ihn aufs freundlichste aufnahm und sogleich für die erste Woche, bis er sich völlig würde eingerichtet haben, zu Tische lud. Den Nachmittag ging er selbst mit umher, eine Wohnung zu suchen, die beim Uhrmacher Hoffmann in der Sternstraße eine Treppe hoch nach hinten hinaus gefunden wurde. Bleek, dem Hoffmann persönlich bekannt war, lobte diesen als einen durchaus rechtlichen und wohlgesinnten Mann. Die Wohnung selbst, die schon am 4. Mai bezogen wurde, ließ Manches zu wünschen übrig; zwar war sie wohlfeil, hell und rein, doch mit sehr

schlechter Aussicht und auf die Dauer unbehaglich. Einstweilen mußte sie genügen. Die nächsten Tage wurden Besuche gemacht, bei Sack, zu dem Bleek einführte, bei Brandis, Arndt, Welker, Klausen und de Clair, die ihm alle mit liebreicher Aufmerksamkeit entgegenkamen. Dann folgte „für sechs Thaler und einige Redensarten" die Immatrikulation und am Tage darauf die Eintragung in die theologische Fakultät. Bei Nitzsch wurde Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften, bei Bleek Synopsis der drei ersten Evangelien, bei Brandis Logik, bei Welker römische Literaturgeschichte und bei Klausen der Aias des Sophokles belegt. Da die eigentlichen historischen Collegien des Semesters theils mit den genannten zusammenfielen, theils unbedeutend waren, mußte darauf Verzicht geleistet und das Geschichtsstudium, das in Lübeck dringend empfohlen war, dem Privatfleiße vorbehalten werden. Raumers Hohenstaufen, die Bleek freundlich hergeliehen, sollten zunächst durchgearbeitet werden. Für ein erstes Semester, noch dazu ein erstes Sommersemester in Bonn, war es des Fleißes genug. Aber neben den Studien lockte doch auch der Genuß der herrlichen Umgegend. Der erste Ausflug war eine gleich in den ersten Tagen auf eigene Hand nach der etwa anderthalb Stunden von Bonn stromaufwärts liegenden Ruine Godesberg unternommene Wanderung. Die Aussicht war hinreißend schön, unten das Dorf mit seinen einfachen Bauernhütten und hellschimmernden Gartenhäusern von grünem Gebüsch und blühenden Fruchtbäumen durchwachsen, dicht an der prächtigen Wendung des Rheines, an dessen rechtem Ufer über zahllosen Dörfern und Höfen sich das wunderbar in Farben spielende Siebengebirge erhebt, dessen vorderste Zacke, der burggekrönte Drachenfels fast unmittelbar aus dem Strome aufsteigt, während die freundlich grünen Höhen von Rolandseck langsamer emporstreben. Ueber das herrliche Schauspiel goß die untergehende Sonne ihren Zauber, bis die Schluchten in Schatten sanken

und der Mond heraufstieg und die liebliche Gegend in Dämmer hüllte. Spät kehrte der junge Dichter mit seligen Empfindungen im Mondlichte heim. Inzwischen waren die Sachen und Bücher nachgekommen und die kleine Wohnung wurde so behaglich wie möglich eingerichtet. Die nächsten Tage folgten Einladungen bei den Professoren, besonders bei Brandis, in dessen Hause englische Familien und Studenten aus allen Weltgegenden verkehrten. Mit den Studenten im Allgemeinen schien ein Verkehr wenig zu versprechen. Innere und äußere Rohheit stießen zurück. Nur ein paar Berliner, die nicht ohne Geist, eifrig in der Wissenschaft und liebenswürdig im Umgange waren, schlossen sich näher an. Es waren zwei Gebrüder Sotzmann, mit denen er den Mittagstisch auf dem Zimmer hielt. Bald gesellten sich auch ein paar Lübecker Juristen, die verspätet eingetroffen, dazu: Alexander von Campe und Woldemar von Rantzau, die beide das Lübecker Gymnasium besucht hatten und in allen dortigen Verhältnissen heimisch waren. Im Gespräch mit ihnen, das sich meistens um die Heimath drehte, ging das Herz in alten Erinnerungen auf und manchmal beschlich ein sehnsüchtiges Heimweh nach der Vaterstadt und den fernen Lieben. Aber mütterliche Briefe voll klarer Besonnenheit trösteten und Fleiß und der grüne Rhein wurden Herr darüber.

Die eingeführte Tagesordnung wurde ziemlich consequent durchgeführt. Früh um 7 Uhr stand der Student auf, kleidete sich mit aller Muße an, frühstückte sehr bescheiden und mäßig einige Brödchen und Wasser. Kaffee und Thee waren aus dem einfachen Haushalt verbannt. Je wie es die Wochentage mit sich brachten, ging er um acht oder neun Uhr in die Collegien, unmittelbar nach Beendigung derselben wieder auf sein Zimmer, wo bis gegen 1 Uhr gearbeitet wurde. Dann begann das gemeinschaftliche Mittagsmahl. Die drei Genossen begnügten sich an zwei Portionen und meistens war die Kost

der Art, daß sie zum übermäßigen Genuß nicht reizen konnte: dünne Fleischsuppe, ein Gemüse, das mitunter nur gehacktes Gras mit Essig und Zucker war, einige Kartoffeln und Fleisch, das fast nur aus Fasern und Sehnen bestand. Gab die Reihenfolge der Tage Mehlspeisen oder Geräuchertes, so blieb kein Grund zu klagen, da beides in Bonn gut war und dem Geschmack der Tischgenossen zusagte. Nach Tisch zog sich alsbald jeder auf sein Zimmer zurück. Geibel las oder schrieb wieder bis 4 Uhr, hatte dann bis 6, oder an einigen Tagen bis 7 Uhr Collegien zu hören und machte hernach, wenn das Wetter gut war, theils allein, theils in Gesellschaft einen weiteren Spaziergang nach Kesnich, Dottendorf oder Godesberg. War das Wetter nicht günstig, so blieb Geibel auf sein Stübchen beschränkt, zündete gegen 9 Uhr die Lampe an und speiste mit ein paar mächtigen Butterbroden und einem Glase Bier zu Nacht. Die Zeit nach dem Abendessen war dem Studium der neueren Literatur gewidmet; besonders zogen Shakespeare, Byron und Goethe an. Die Stunde des Schlafengehens blieb, wie früher in Lübeck, immer noch unbestimmt und hing von dem Grade der Müdigkeit ab; selten schlug sie früher als 11 Uhr.

Diese einfache bescheidne Lebensweise, wie sie hunderte und tausende deutscher Studenten führten und theilweise wohl noch führen, war wesentlich eine freiwillige und wenigstens keine Erziehung für ein Genußleben. Der studentische Haushalt war auch von der materiellen Seite wohlgeordnet. Die für eine in gewisser Beziehung durchaus selbstständig werdende Jugend oft so schwere Kunst, verständig mit dem Gelde umzugehen, hatte Geibel völlig inne. Vom Hause war er mit anständigen, wenn auch keineswegs verschwenderischen Mitteln entlassen. Der sorgsam anfragenden Mutter, ob er auskommen werde, konnte er unter genauer Rechnungsablage die beruhigende Versicherung geben: „Ich komme aus!“ Er hatte von dem Wechsel für das

erste Quartal, den er in klingender Münze vom Hause mitgenommen, die theuren Reisekosten, die Gebühren für die Immatriculation, die Collegiengelder, die Kosten der ersten Einrichtung bestritten und noch hinreichende Baarschaft übrig, um das erste Quartal mit Behaglichkeit durchhalten zu können. Die übliche Manier, rasch mit dem Gelde aufzuräumen, um dann zu entbehren oder zu borgen, war ausgeschlossen; Geibel war immer bei Kasse, um sich nichts versagen zu müssen, was er für nöthig oder angemessen hielt, erlaubte sich aber keine Ausgaben, die zu der angenommenen Lebensweise in störendem Verhältniß gestanden hätten. Die Kunst des verständigen Haushalts hat er, auch als die Mittel wuchsen, unverbrüchlich beibehalten und sich von dieser Seite her einen hohen Grad von innerer und äußerer Unabhängigkeit bewahrt, die ihm, namentlich als er weiter in die Welt hineingeführt wurde und des Zuschusses vom Elternhause nicht mehr theilhaft war, sehr wohl zu statten kam.

Als er sich in den Collegien heimischer gemacht, erlaubte er sich ein Urtheil darüber. Klausens Vorlesungen über den Aias des Sophokles und nächst diesen Welkers Colleg über römische Literaturgeschichte sprachen ihn am meisten an; in beiden entwickelte sich ein ungewöhnlicher Reichthum von Ideen, die ihm neu waren; das Alterthum trat näher und deutlicher, größer und schöner an ihn heran und immer bestimmter vermochte er die einzelnen Züge zu erkennen. Von den theologischen Collegien befreundete er sich vorzugsweise mit der Encyklopädie bei Nitzsch. Bleeks Synopsis, obwohl lehrreich und faßlich, erschien ein wenig zu monoton und verlor sich mitunter in spitzfindige Kleinigkeiten. Am wunderbarsten erging es ihm mit der Philosophie. Die behandelten Gegenstände leuchteten vollkommen ein; Brandis ausgezeichneter Vortrag fesselte und erfreute, und doch drängte sich jedesmal, wenn die Stunde geschlossen war, die Frage auf: wozu das Alles? Er hatte nicht weniger logisch

gedacht, als er noch keine Logik hörte. Dennoch hielt er das Colleg gewissenhaft durch. Große Anziehungskraft übte jedoch später die Philosophie nicht wieder. Die Geschichte der Systeme wurde zwar in ruhigerer Zeit und bei gereifter Betrachtung durchgearbeitet, um Kenntniß davon zu gewinnen; das Resultat davon war, daß eine Versenkung in diese Dinge weder förderlich noch wünschenswerth erschien. Der Dichter hat den Philosophen in der Folge mehr und mehr ausgeschlossen, und wie mich dünkt, ohne Schaden. Dagegen zogen die Studien der classischen Literatur immer gewaltiger an. Als im Wintersemester ein Colleg über den Aeschylos gelesen wurde, besuchte Geibel es mit stets gleichbleibender Begeisterung und die Folge davon war zunächst, daß die bis dahin geschätzten Dichter der neuesten Richtung in seiner Neigung sanken. Namentlich wollte Heine's und gar seiner Nachfolger ironisch-sentimentale Weise nicht mehr behagen. Die Jugend ist in Neigung und Abneigung sehr entschieden. Eine Schätzung nach Stufen findet sich selten, meistens nur eine entschiedene Parteinahme für oder wider. Später, wenn das Leben und die Erfahrung diesen Maßstab als unzulänglich kennen lehrt, treten die Dinge in andre Geltung und Manches, was weit weggeworfen war, wird wieder zu Ehren aufgenommen und dann erst nach seinem wahren Werthe dauernd bewahrt.

Die kleinen Vorfälle, die Abwechslung in den gewohnten Gang des Lebens brachten, die häufiger ergehenden Einladungen zu Bleek, Brandis, Hollweg, Klausen, de Clair und Andern, die erweiterte Bekanntschaft in Bonn, die durch vielfache den Rhein auf und ab ziehende Reisegesellschaften, zum Theil aus der Heimath, vermittelt wurde, die kleinen Ausflüge und neuen Erscheinungen sollen hier nicht umständlich beschrieben werden; unter den ersteren zeichnen sich nur zwei in weitere Umgegend Bonns aus und von den letzteren ist die Einführung eines katholischen Pfarrers wegen der Schilderung zu beachten, die

Geibel darüber in die Heimath sandte, und von der ein Nachklang auch in einigen Gedichten jener Zeit sich erhalten hat. Es war um die Mitte des Maimonats, als der neue Pfarrer, der die Hauptstelle am Münster erhalten hatte, eingeführt wurde. Geibel, der in streng protestantischen Kreisen aufgewachsen war, hatte bis dahin noch kein katholisches Fest, das mit ungewöhnlichem Glanze verbunden war, zu sehen Gelegenheit gehabt. Es reizte ihn, der Einführungsfeier beizuwohnen. Die Sonne schien hell vom blauen Himmel, als er auf dem Münsterplatze ankam, wo bereits eine zahllose Menschenmenge auf- und niederwogte. Nach Verlauf einer Viertelstunde nahte der Zug; die Artillerie feuerte und die Glocken schlugen an, als derselbe sich der Kirche näherte, deren hohe steingraue Pforte mit Blüthenzweigen, Blumen und Laubgewinden heiter geschmückt war. Singende Schulknaben, zwischen denen Fahnen und Heiligenbilder getragen wurden, schritten voran; ihnen folgte eine Schaar kleiner weißgekleideter Mädchen mit Kränzen im Haar, die aus Körbchen Blumen und Blüthen auf den Weg streuten; Chorknaben in Weiß und Scharlach trugen auf sammtnen Kissen die Zeichen der Einkleidung, andre schwangen die Weihrauchfässer vor dem aus Silber und Ebenholz gearbeiteten Crucifix, das wieder mit rothen und blauen, reich mit Gold gestickten Fahnen umgeben war. Dann erschien die Geistlichkeit selbst in schwarzen Talaren mit weißen Obergewändern, in ihrer Mitte der Neuerwählte, die purpurne golddurchwirkte Stola über dem Chorhemde. Schwarze Diakonen mit hohen silberbeschlagenen Stäben machten den Schluß. In der Kirche empfing die einströmende Menge ein feierlicher vierstimmiger Gesang; Orgel und Glocken tönten dazwischen, die Kerzen funkelten überall an den festlich mit Purpurdecken und schweren Silbertroddeln belasteten Altären; der Weihrauch zog in blauem Gewölk aufwärts; Hunderte lagen knieend vor den blumenbekränzten Heiligenbildern, über die durch die bunten Fenster das farbige Sonnenlicht hinfloß. „Es

war ein wunderbarer Eindruck, schreibt er der Mutter, den das alles auf mich machte; ich kann ihn wohl sinnlich schön nennen; aber die darauf folgende geist-, herz- und christenthumlose Predigt begoß mich wie mit kaltem Wasser." — Der Dichter nahm sich aus diesem Aufzuge und ähnlichen, wie das bewegte katholische Leben am Rheine sie zu bieten pflegt, den sinnlichen Eindruck heraus, den er in den beiden zu Bonn entstandenen Liedern „Pergolese" und „Abendfeier in Venedig" festhielt. Auf andere von den wenigen Gedichten, die aus der Bonner Zeit im Druck erhalten sind, im Ganzen nur dreizehn, waren die kleinen Reisen von Einfluß, die mit frohen Studienfreunden unternommen wurden.

Freitag vor Pfingsten wurde eine, wie es der Student liebt, ziemlich zwecklose Wanderung, eben nur des Wanderns wegen, verabredet, und da am folgenden Tage die Collegia bereits ausfielen, so ging ein Theil der Gesellschaft, die mit Ausnahme des neu hinzugetretenen Studenten Cludius aus Heilbronn, aus lauter Norddeutschen bestand, schon am Nachmittage mit dem Dampfschiffe nach Köln. Die Uebrigen, unter ihnen Geibel, die Abends noch Colleg hatten und sich auch noch Reisescheine auf dem Secretariat besorgen mußten, wollten den Sonnabend in der Frühe nachkommen. Da jedoch das Wetter günstig, die warme Nacht mondhell war, vermochten sie dem Drange in die Weite nicht zu widerstehen, so daß sie vor Mitternacht aufbrachen, anfänglich durch die hohen wehenden Akazienalleen, dann auf bebuschten Fußpfaden schroff über dem Rheine hinwandernd, auf dessen hohlbrausenden Wassern die unstäten Streiflichter des Mondes mährchenhaft flimmerten und tanzten. Als es fern zu dämmern begann und der frische Morgenwind kühl über die Felder fuhr, machten die Wandrer in einem Dorfe beim leichten Frühstück Rast und zogen dann weiter dem glühenden Morgenroth entgegen, das indessen jenseits des Stromes in voller Pracht heraufgestiegen war. Sie

mußten mit den wirbelnden Lerchen singen und mit fröhlichen Burschenliedern begrüßten sie die aufgehende Sonne. Nach vier Uhr kamen sie in Köln an, wo sie die vorangereisten Freunde aus den Betten trommelten, um sich selbst darauf zu legen. Frisch und neu gekräftigt durch gesunden Schlaf und einfaches Frühstück brachen sie noch denselben Vormittag nach Solingen auf, wo sie, freilich erhitzt, bestäubt und ermüdet, am hohen Nachmittage ankamen. Hier rasteten sie ein paar Stunden, bis die Hitze nachließ. Dann gings weiter, bergauf, bergab und durch die engen, grünen Thäler, welche die dunkle, vielgeschlängelte Wupper bildet, voll heller freundlicher Häuser, grauer Steinbrücken und hoher schattiger Bäume. Als die Sonne sich bereits zum Untergange neigte, schritten sie auf Schlangenpfaden von einem breiten Bergrücken in ein weitgeräumiges Thal hinab, aus dessen Tiefe durchs Buchengrün glänzende Kirchthürme und blanke Dächer in der tiefgoldnen Abendbeleuchtung freundlich entgegenschimmerten. Es war das große lebendige Elberfeld mit seiner bunten Fabrikthätigkeit, das sich allmählig vor dem Blick ausbreitete. Geibel hatte hier zum erstenmal den Anblick einer durchaus modernen Stadt, die jedoch von innen keinen angenehmen Eindruck auf ihn machte, da die langen gleichmäßigen Straßen wie Häuserreihen der Nürnberger Spielschachteln dastanden, die der leiseste Stoß umwirft. Am Sonntagmorgen weckte die frühe Pfingstmusik. Die Reisenden griffen zu den Wanderstäben und zogen über die sonnigen Berge hinüber ins schöne Barmen, das in ruhiger Heiterkeit im breiten, grünen Thalgrunde liegt. Eigentlich hatten sie — überwiegend Theologen — nach Gemarke zu Krummacher in die Predigt gewollt, aber der Weg über den Waldberg hatte sie zu lange aufgehalten. Und so setzten sie sich denn einer hellen doppelthürmigen Kirche gegenüber unter die hohen noch blühenden Kastanien vor der Thür einer Bauernschenke und schauten sich bei einem kühlen Morgentrunk die

stattlich geputzten Leute an, die über die nahe Brücke wanderten, und hörten dem Glockengeläut des Festtages zu, das von einem Ende des Thals zum andern klang. Auf der andern Seite der Wupper kehrten sie zwischen Gartenhäusern und Fabrikgebäuden nach Elberfeld zurück, um von dort aus ihren Weg in der Richtung nach Düsseldorf fortzusetzen. Aber der Pfad hob sich immer steiler und die Sonne brannte glühend und glühender. Sie schlugen deßhalb, da sie keinerlei Eile hatten, in einem seitwärts liegenden frischgrünen Buchenwäldchen ihr Lustlager auf, und unter Scherz und Gesang flogen bald die heißen Stunden des Mittags vorüber. Noch bei guter Zeit erreichten sie das hübsche Städtchen Mettmann, das drei Meilen von Düsseldorf aus einem blühenden Bergkessel schmuck hervorschaute. Von dort aus besuchten sie die Neandershöhle, eine hochgewölbte Tropfsteinhalle. Mehr als die Höhle selbst überraschte die Umgebung, ein schauerliches, schroffabschüssiges Felsenthal, von dunkeln Buchen und Fichten überschattet, in dessen Tiefe ein schwarzes wildes Waldgewässer über Wurzeln und Steinblöcke in hundert Wasserfällen hinschäumt. — Zur Nacht waren sie wieder in Mettmann, und am nächsten Morgen gings nach Düsseldorf, das sie gegen Mittag erreichten. Hier war Heine'scher classischer Boden; der zweite Band der Reisebilder spielt meistens in dieser Stadt, der Vaterstadt des Dichters, die damals Immermanns und auch Grabbe's Wohnort war. Beide sah Geibel nicht, dagegen fand er Nachmittags in einem öffentlichen Garten Gelegenheit, „das seltsame Künstlerleben" der dortigen Malerschule aus der Ferne zu beobachten. Auch die Gemäldegallerie und die Ateliers besuchte er. Nach einem Aufenthalte von anderthalb Tagen wanderte die Gesellschaft weiter und sah Abends auf der Rheinbrücke zwischen Deuz und Köln die Sonne hinter dem Dome untergehen. Da der Weihbischof am nächsten Tage dort ein Hochamt verrichtete, blieben sie, um den Pomp anzusehen, und bestiegen dann noch

den halbfertigen Thurm des Domes, auf dessen breiter Fläche wilder Epheu rankte und weiße wilde Rosenbüsche aus den Quaderfugen wuchsen. Nachmittags gings nach Bonn, und wie sie bei Mondlicht ausgezogen, zogen sie im Mondschein wieder ein.

Die Befriedigung, welche die Pfingstfahrt gewährte, war allgemein unter den Theilnehmern, und da bald darauf dem collegienfreien Peter=Paulstage (29. Juni) ein Sonntag vorausging, wurde fast von denselben Freunden, welche nach Düsseldorf gewandert waren, ein Streifzug in das Ahrthal und an den Laacher See unternommen. Das Ahrthal, eng zwischen Felsen und nur stellenweis sich erweiternd, bot viel Aehnlichkeit mit den Partien des Unterharzes, nur erschien der Charakter freundlicher, da sich überall Dörfer zeigen und sich an den Felswänden die üppige Weinfülle hinzieht. Die klare grüne Ahr windet sich in zahllosen Krümmungen durch die Bergschluchten, bis endlich von steiler Felsenkrone die zerfallne Ahrburg mit Bogen und Thürmen ins Thal herniederblickt. Unfern von derselben führt ein durch den Berg gebauener Gang nach Altenahr, dem gewöhnlichen Ziele der Wandrung. Von hier aus bestiegen die Freunde die Ruine, auf deren Höhe sich die prächtigste Aussicht darbot. Man blickt von dort in fünf verschiedene kesselartige Felsenthäler hinab, durch die in den wunderbarsten Verschlingungen die wilde Ahr sich drängt. Nicht minder schön, wenn gleich in ganz andrer Art ist der Laacher See, ein glatter hellblauer Wasserspiegel rings von ziemlich hohen Bergen umschlossen, deren dichtes Waldgrün sich bis unmittelbar in die Flut senkt. Drüben am Ufer erhebt sich ein verlassenes, aber noch ganz erhaltenes Kloster mit seinen grauen Thürmen und seltsam verschnörkelten Wölbungen aus dem Grün der Eichen und Buchen. Alles lautlos, tiefeinsam, nur der spielende Sonnenstrahl auf der Flut.

Wie regte sich beim Betrachten des Sees das Verlangen

nach dem heimathlichen Meere. Wohl war der Rhein schön, das Siebengebirge mit seinen Weingärten und gebrochnen Burgen hüben und drüben, aber wenn die Erinnerung die ruhige tiefblaue Ostsee mit stiller Nachmittagssonne darüber vergegenwärtigte, die zauberhafte Dämmerung am Strande, den hohen, schlanken Leuchthurm, der über die weite Flut hinschaut, wuchs die Sehnsucht so mächtig, daß sie sich kaum niederkämpfen ließ. Im Juli erkrankte Geibel plötzlich. Der Arzt, Geheimerath Nasse, wurde geholt und erklärte das Uebel für eine Folge des schroffen Witterungswechsels und allzugroßer Blutfülle; er verschrieb, aber die Heilmittel wollten nicht kräftig anschlagen. Alle Mediciner, die den Kranken genauer kannten, meinten in Uebereinstimmung mit ihm selbst, es sei körperliches Heimweh. Qualvolle Tage folgten; die Langeweile des Krankenlagers wurde anfänglich von den Schmerzen zurückgedrängt; dann stellte sie sich, da alles Lesen und jede Art von Beschäftigung verboten war, um so peinlicher ein. Der brave Hauswirth bewies die herzlichste Theilnahme und ließ dem Kranken die aufmerksamste Pflege zu Theil werden. Alles linderte, aber heilte nicht. Da kam mit Briefen aus der Heimath die rasche Heilung. Ausführliche Schilderungen des Sommerlebens an der Ostseeküste versetzten mitten in den heimathlichen Kreis, regten zwar das Verlangen lebhafter auf, aber die liebevollen Briefe milderten doch den Schmerz und gaben neue Kräftigung. Die Krisis war damit überwunden und die späteren Monate in Bonn haben niemals wieder ähnliche Erscheinungen gezeigt. Auf eine Reise nach Lübeck, die in den Herbstferien sich hätte ermöglichen lassen, wurde, theils auch der Kosten wegen, Verzicht geleistet. Der Blick richtete sich nach dem südlicheren Deutschland. Der schon genannte Studiengenosse Cludius aus Heilbronn hatte Geibel aufgefordert, ihn nach Schwaben zu begleiten und die Ferien zu Ausflügen in die Alp und das Neckarthal zu verwenden. Gern wäre Geibel der Einladung

gefolgt, da das Heimathland der schwäbischen Dichterschule und vor Allem die Bekanntschaft mit Justinus Kerner in Weinsberg, der kurz vorher durch eine Sammlung seiner Dichtungen sich wie ein neuer Dichter bei der jüngeren Generation bekannt gemacht hatte, sehr anlockten. Es fügte sich jedoch anders. Cludius, anstatt seine Eltern zu besuchen, erhielt einen Besuch seines Vaters und bereiste mit demselben, so war es wenigstens bestimmt worden, einen Theil Westphalens. Für diese vereitelte Reise bot sich eine andere dar, die gleichfalls rheinaufwärts führte. Es galt den Besuch bei Verwandten in Hanau. Ein Genosse fand sich in dem Studenten Vogel aus Darmstadt, der bereit war, die Fahrt nach Mainz mitzumachen und unterwegs die Rheinstädte mit kennen zu lernen. Da die Collegia am 5. September beendet — Brandis und Welker hatten schon vier Wochen früher geschlossen — und alles Nöthige zur Reise vorhanden war, stand dieser selbst nichts mehr im Wege. Am 8. September verließ Geibel mit Vogel Bonn. Sie fuhren auf dem Dampfschiffe aufwärts; leider war das Wetter nicht günstig, meistens strömender Regen, der nur auf Augenblicke einen Schritt auf das Verdeck gestattete. Wer aber zum erstenmale den schönen Strom unter ähnlichen Umständen befahren hat, wird bestätigen, daß selbst das übelste Wetter nicht im Stande ist, die ganze Freude an dem raschen Wechsel der Scenerie wegzuspülen. Momente finden sich immer, wo der Himmel weniger unfreundlich dreinblickt. Und wenn er gar nach stundenlangem Regen die Sonne durchläßt, wenn der Wind das Gewölk über die Felsufer hinausführt, die wechselnde Beleuchtung um die Burgen und Rebgärten spielt, dann darf nur irgend ein heller Freudenschrei laut werden, um alle mitzureißen. Aber wen würde es heutzutage noch reizen können, die Beschreibung einer Rheinfahrt von Bonn nach Mainz zu lesen? Was jeder überschlagen würde, wer möchte es schreiben?

In Mainz, wo sie den Thurm des Domes bestiegen, um einen Ueberblick über die Gegend zu gewinnen, ließ sich Geibel, der geradeswegs nach Frankfurt wollte, von Vogel bereden, noch erst mit ihm nach Darmstadt zu gehen. Sie langten, mit Gelegenheit fahrend und nach Ueberwindung kleiner Abenteuer, in tiefer Nacht, ermüdet und durchfroren in Darmstadt an. Auch hier ließ sich Geibel durch Vogels Ueberredungsgabe einen Tag halten, besah sich die Umgegend und die Stadt, der er jedoch — es geht vielen so — keinen Geschmack abgewinnen konnte. Am andern Vormittage fuhr er nach Frankfurt, wo er etwa um vier Uhr anlangte. Aufgesuchte Verwandte traf er nicht, andere scheute er sich zu besuchen, weil sie ihm zu vornehm erschienen. Eine wahre Freude war es ihm, einen alten Lübecker Bekannten wiederzufinden. Rudolf Oldenburg, der früher in der Aschenfeldt'schen Buchhandlung in Lübeck und nun in der Schmerber'schen Buchhandlung in Frankfurt angestellt war, wurde bald erfragt. Mit ihm brachte er den Abend in Lübecker Erinnerungen hin, ein Vorspiel der verwandtschaftlichen Gespräche, die er in Hanau, wohin er bald abfuhr, zu erwarten hatte. Er wohnte dort bei seinem Vetter Schlicht, wohlaufgenommen und wohlgelitten. Es versteht sich von selbst, daß im Kreise dieser stillen traulichen Häuslichkeit nichts begegnete, was sich zur Mittheilung eignete. Unter den kleinen Ausflügen in die Umgegend, nach Auheim, Steinheim und andern Orten, verdient eine Partie nach Wachenbuchen genannt zu werden, dem Geburtsort des Vaters, von dem schon früher die Rede gewesen ist. Geibel sah dort das Stammhaus, mit dem Wappen der Familie, der rothen und weißen Lilie über dem Thore, wo der Urahn Most geschenkt, eine Erinnerung, die er in dem bekannten Liede sinnig verwendet hat.

Während des Hanauer Aufenthaltes traf ihn die Kunde von der Wendung im Leben seines älteren Bruders Karl. Er schrieb darüber zu Haus: „Für Braunschweig thut es mir leid,

daß es einen tüchtigen Lehrer des ächten unverfälschten Worts verliert; für die Welt schmerzt es mich, daß Karl weichen muß, denn sie wird den wahren Zusammenhang nicht erfahren und seine Gegner werden überall triumphiren. Für Karl aber kann mich die Sache nur freuen. Jetzt steht er unabhängig da; er kann von neuem anfangen zu blühen, sich seiner großen und heiligen Wissenschaft ungestört hingeben; Vater erhält in ihm einen jugendlich kräftigen Unterstützer bei überhäuften Fest-arbeiten, einen Gehülfen, der schwer geprüft ist im Glauben und reich geworden in der Erfahrung seines Amtes."

Geibel blieb bis tief in die zweite Hälfte Octobers in Hanau, immer inniger in den Familienkreis sich einlebend, und schied endlich, da der Beginn der Collegien rief, mit nicht ganz leichter Seele. In Bonn aber fand er den Verlust der Freunde aus dem Sommersemester durch neu angekommene Lübecker Genossen gedeckt. Unter diesen, Kropp, Theodor Gädertz und andern war ihm der liebste und willkommenste Marcus Niebuhr, der Sohn des Historikers, den er mit unbeschreiblicher Freude wiedersah. Niebuhr, der bei Brandis wohnte, war in alle Lübecker Verhältnisse und Geschichten eingeweiht, so daß er schon von dieser Seite her für Geibel ein wahrer Schatz sein konnte; dabei war er von einer Tiefe des Wissens, einer Redlichkeit des Charakters und einer Heiterkeit des Geistes, daß er für eine bedeutende Stellung in der Welt geschaffen schien. Wie er sich späterhin entwickelt hat, gehört nicht hieher. Geibel ist ihm immer treu geblieben und hat den alten Jugendfreund auch unter geänderten Verhältnissen zu finden und zu erwecken gewußt.

Der alten Freunde aufs neue sicher, versprach sich Geibel von dem kommenden Winter alles Gute und Frohe. Er selbst hatte mehr gelernt sich in das Ungewohnte zu finden und fühlte sich frischer und muthiger zum ernsten Studium als je. Die Collegien, die er belegte, waren diese: Christliche Religionslehre

bei Nitzsch; Geschichte der philosophischen Systeme bei Brandis; Mythologie bei Welker; römische Lyriker und Aeschylos Choephoren bei Klausen, außerdem noch eine einstündige öffentliche Vorlesung über homerische Stellen bei A. W. v. Schlegel.

August Wilhelm von Schlegel! Geibel hatte ihn schon im Laufe des Sommers vor dem Collegiengebäude gesehen und war von der auffälligen Komik der Erscheinung bis zum Muthwillen der Vergleichung frappirt. Die Spiegeldose, die allbekannte, vor der die oft verschobene Perücke oft zurecht geschoben wurde, fehlte nicht. Zwar der Student konnte sich des Lachens nicht erwehren, aber der Dichter hatte doch vor dem Dichternamen Respect. Er hatte seitdem mehrmals in einem seiner Sanskritcollegien hospitirt. Nach allem, was er gehört, erwartete er kaum einen müden Nachklang der einstigen Bedeutung und Würde; allein er fand sich getäuscht. Der Hochbejahrte war noch immer ein geistreicher, gewandter, scharfsinniger Mann. Die schmählichen Angriffe, die von Heine und seinen Nachbetern ausgegangen, freilich nicht ganz ohne Herausforderung, wenn man die „Scherze" im deutschen Musenalmanach erwägt, und die damals noch frisch wirkten, empörten nun um so mehr. Geibel, dem das Sanskrit fern liegen mußte, entschloß sich, das mehr förderliche, wenigstens anregende Publikum zu hören. Die Wahl seiner Wintercollegien zeigt mehr noch als die des Sommers, die nur vorbereitend und orientirend sein konnten, wie das theologische Studium allmählig von dem humanistischen zurückgedrängt wurde. Die Verbindung beider, damals noch üblicher als gegenwärtig, wo sich beide fast ausschließen, ließ sich nicht wohl durchführen, da die Theologie, was sie von humanistischen Dingen bedarf, in eigenen Disciplinen abzuhandeln hat, die Humanistik aber mit der Theologie als Wissenschaft nicht viel anzufangen weiß. Die allgemeine Bildung, zu der Geibel auf Kosten der Theologie in Bonn den Grund legte, hat seine Natur reiner und treuer

herausgehoben, als wenn er sich einem bestimmten Fach- und Brodstudium, worauf freilich kein Verzicht geleistet wurde, hingegeben hätte. Ein eigenthümlicher Klang aus der theologischen Sphäre hat sich erst später in den Gedichten geltend gemacht, als es längst nicht mehr in der Absicht lag, um ein Kirchenamt zu werben.

Die Tagesordnung des Winters hatte sich gegen die des Sommers etwas geändert. Die Vormittage, ausgenommen Mittwoch und Sonnabend, waren frei und dem Privatstudium gewidmet, dagegen die Nachmittage bis 6 Uhr mit Collegien besetzt. Die langen Abende gehörten nach planmäßiger Uebereinkunft nur an gewissen Tagen der gemeinschaftlichen Zerstreuung, die übrigen waren für Besuche bei einzelnen Professoren, besonders Bleek und Brandis, oder für Privatstudien und Repetitionen bestimmt. In Brandis Hause war Geibel regelmäßig einmal in der Woche des Abends Tischgast. Die geistvolle Frau, in der französischen Philosophie bewandert, in den Historikern des Alterthums belesen, mit seltener Redegewandtheit ausgestattet, vermochte sich neben dem gelehrten Gemahl, dem vollendeten Weltmanne, selbstständig und nicht unvortheilhaft geltend zu machen. Nach Tisch ging Geibel mit Niebuhr gewöhnlich noch ein Stündchen hinauf. Da wurde dann in Lübecker Erinnerungen geschwelgt. Die genußreichen Abende im Wattenbachschen Hause, die unbefangenen Freuden des Riesebusches, die alte kirgisische Tollheit, die ergötzlichen Anekdoten vom Makler Hering boten reichen Stoff für die heiterste Unterhaltung. Gewisse Stunden lasen beide zusammen den Aeschylos. Die Geschichte der Philosophie von Brandis repetirte Geibel mit einem Studenten, Wilms aus Westphalen, der über ihm wohnte, ein guter stiller Mensch, ein fertiger Fortepianospieler. Die Töne des Instrumentes klangen durch die dünne Bretterdecke und gaben Geibel, dem Musik zu hören ein Lebensbedürfniß war, diesen lange entbehrten täglichen

Genuß. Ein anderer Freund, Siegel aus Bremen, besaß eine angenehme Stimme und eine wunderbare Fertigkeit auf der Guitarre. Wie Geibels Bruder Konrad war er im Stande, jedes Lied sofort aus dem Stegreif vortrefflich zu begleiten. Diese Virtuosität kam den Versammlungen, die regelmäßig an den Sonntagsabenden auf irgend einer Stube der Befreundeten gehalten wurden, sehr zu statten. Man sang nicht, um sich hören zu lassen, nur weil man froh und heiter war. Irgend Einer stimmte ein Lied an, Siegel begleitete, die Andern fielen ein; was an schulgerechtem Gesange mangeln mochte, wurde durch inneres Behagen ersetzt.

Im Uebrigen waren die Tage sehr einförmig; jeder glich dem andern mit seinen Collegien, seinen Arbeiten, seinen Mittagsspaziergängen, die jetzt selten weiter als eine starke halbe Stunde von der Stadt abführten. Die schöne Natur, die im Sommer immer Neues und Ungesehenes bot, hatte der Winter mit seinem unfreundlichen Wetter verschlossen. Neue Geselligkeit gewährte die Bekanntschaft mit einer alten merkwürdigen Frau, kurzweg Tante Lene genannt. Im Sommer hatte Geibel sie aufsuchen wollen; sie war damals in Düsseldorf, woher sie eigentlich stammte. Es war Helene Jacobi, die sich in jungen Jahren in dem niederrheinischen Dichterkreise bewegt hatte und mit Goethe vor der weimarischen Zeit befreundet gewesen war. Jetzt stand sie im dreiundachtzigsten Jahre, hatte sich aber die volle Frische eines vielseitigen lebendigen Geistes bewahrt. Geibel fühlte sich zu der alten Frau wunderbar hingezogen und auch sie übertrug die freundliche Anhänglichkeit, die sie gegen seine Familie hegte, auf ihn selbst. Jeden Mittwochabend mußten Niebuhr und er sie besuchen, und nie ging er von ihr, ohne etwas aus dem reichen Schatze ihrer Ansichten und Erfahrungen gewonnen zu haben. Aller ihrer Bekannten erinnerte sie sich mit klarer Deutlichkeit und größter Liebe. Sie war stets heiter und hatte Freude an strebsamer Jugend.

Auch andere Zeitgenossen älterer Literaturperioden lernte Geibel kennen. Zu Schlegel bildete sich kein Verhältniß; dagegen zum alten Ernst Moriz Arndt ein doch mehr als zufälliges. Der ewig heitere und redselige Mann belebte alle Gesellschaften, in denen er erschien. Seine Frau, eine Schwester Schleiermachers, hatte die alte romantische Zeit, wenn auch nicht in unmittelbarer Nähe, miterlebt. Eine Erscheinung anderer Art war im Sommer flüchtig, aber nicht ohne bedeutenden Eindruck, vorübergegangen, der Buchhändler Fr. Perthes. Er war mit seiner Frau, einer Tochter des Wandsbecker Boten Matthias Claudius, und Auguste Plessing, ein Name, der aus Goethes Jugend bekannt ist, auf einige Tage von Bad Ems nach Bonn gekommen. Der Privatdocent Clemens Perthes übernahm die Einführung Geibels und Campes. Der Besuch war früh Morgens und sehr flüchtig, da Perthes eine Parthie nach dem Drachenfels vor hatte und der Wagen schon vor dem Trier'schen Hofe hielt. Am andern Tage wurden die beiden Studenten eingeladen und fanden nun mehr Muße, die Frische und Liebenswürdigkeit des lebhaften Mannes zu bewundern, der Geibels Vater sehr gut kannte.

Ein Ereigniß, das in Geibels letzte Monate zu Bonn fiel, traf ihn selbst empfindlich. Brandis bewohnte ein angenehmes Haus an der Coblenzer Straße, in dem auch Marcus Niebuhr seine Wohnung hatte. Darin brach Ende Januar 1836 Abends plötzlich Feuer aus. Die Studenten, sonst gerade nicht die theilnehmendsten, bewiesen sich bei diesem Anlaß durchaus brav. Sie bildeten unter Anleitung des Professors Puggè die Eimerkette bis zum Rheine und hielten von 8 Uhr Abends bis Mitternacht unverdrossen aus. Hier fand auch Geibel seine Stelle, der, als sich um 12 Uhr die Reihen auflösten, noch an den Spritzen arbeitete. Um 2 Uhr war das Feuer gelöscht, das Haus ausgebrannt. Brandis, der übrigens versichert hatte, verlor einen großen Theil einer fast vollendeten

Ausgabe des Aristoteles. Niebuhr war mit unerheblichem Verluste davon gekommen und zog in Bethmann-Hollwegs Haus.

Im Februar bat Geibel die Eltern, ihm zu erlauben, den Sommer in Berlin seine Studien fortzusetzen. Ohne Bedenken wurde ihm der Wunsch gewährt. Er war sehr froh. Wie angenehm in vielen Beziehungen seine Stellung auch sein mochte, wie wenig Berlin und Bonn sich rücksichtlich der Natur auch vergleichen ließen — die eigentliche Befriedigung hatte in Bonn doch gefehlt. Geibel war von Lübeck eines traulichen zwanglosen Familienumgangs gewohnt; ein gewisser Zwang blieb in den Professorenkreisen immer zurück; die jungen Mädchen, die in den vielen Häusern, mit denen das elterliche Haus in Verbindung stand, heranblühten, fehlten in Bonn, wo der Student jedes weiblichen Umganges mit Altersgenossen beraubt war. In Berlin verhieß das anders zu werden. Manche Familien, zu denen dort der Zutritt sicher war, hatten Töchter; gebildete Mädchen begegneten dort ohne Frage häufiger. Und wenn auch nicht; das bewegte Leben in einer großen Stadt, die sich gern die Metropole deutscher Bildung zu nennen pflegte und trotz aller Berlinereien und aller jüdisch-ästhetischen Cirkel diesen Namen wenigstens am ersten unter allen Städten Deutschlands verdiente, mußte hundertfältig bieten, was Bonn nicht gewährte, stete Anregung, Kunstgenuß, Bekanntschaften, Entschädigung für die Entbehrungen, die das öde, zum Theil rohe Treiben der Bonner Studentenschaft auferlegte. Berlins Umgebung war freilich als Sandwüste verschrieen, die Umgegend von Bonn, wenigstens rheinaufwärts, eine Art von Paradies; aber es war ihm längst deutlich geworden, wie der Mensch dem Menschen unendlich viel wirklich zu geben, wie er so mannigfache Saiten in ihm anzuregen vermag, während der Reiz der Natur immer nur ein schon vorhandenes Gefühl steigern oder besänftigen kann. In der Gewißheit, bald zu finden, was er herbeisehnte, verbrachte er die letzten Wochen zu Bonn in einer

freudig gehobenen Stimmung. Die Jahreszeit, freilich unbeständig genug, heute den Mittagstisch in der sonnigen Gartenlaube zu halten vergönnend, am Tage darauf die Dächer mit Schnee bedeckend, kündigte doch den kommenden Frühling an. Der März war fast Frühling, und zu Ende des Monats fuhr der Student des Weges, den er gekommen, über Detmold, Hanover, Hamburg nach Lübeck zurück, um dort die Ferien zu verbringen.

Ueber die Resultate des Bonner Studienjahres läßt sich nichts sagen, was in dem bisher Mitgetheilten nicht bereits ausgesprochen wäre. Der Zuwachs an positiven Kenntnissen mochte nicht sehr groß sein. Das erste akademische Jahr pflegt in dieser Beziehung, auch bei gutem Fleiße, wenig mehr zu geben, als daß die bis dahin erworbenen Kenntnisse sich dem Geiste von einer neuen Seite, als Theile eines höheren Ganzen und demgemäß als lückenhaft und der Ergänzung, Vertiefung und Verbindung noch sehr bedürftig darstellen. Was wirklich hinzugelernt wird, trägt meistens denselben Charakter. Das Streben des jungen Mannes, wenn er seinen Vortheil versteht und nicht allein für das Examen lernt, wird demnach dahin gerichtet sein, sich in der Universalität der Wissenschaft ein Gebiet ausfindig zu machen, das seiner natürlichen Anlage entspricht und bei fortdauerndem Fleiß in künftigen Jahren sich unterthan machen läßt; er wird sich vor allem beschränken und die Einseitigkeit nicht scheuen, alle übrigen Gebiete der Wissenschaft nur im Verhältniß zu seinem Fach aufzufassen. In dieser Weise hatte Geibel ein entschiedenes, wenn auch nur negatives Resultat zu ziehen: er ließ die Theologie fallen und beschränkte sich, wenn auch noch sehr in der Allgemeinheit, auf die humanistischen Studien. Daß er innerhalb dieses weiten Gebietes nicht ein bestimmtes Fach, etwa griechische Syntax wie ein Gymnasialrektor, oder Archäologie, oder römische Geschichte oder sonst einen Titel wählte, durch dessen Bearbeitung

mancher Student Docent, mancher Docent außerordentlicher und ordentlicher Professor, Hofrath und Geheimer Hofrath wird, lag, wie wenig er sich selbst darüber auch klar sein mochte, einfach in dem Umstande, daß er nicht ein Gelehrter für Gelehrte, ein Geheimer Hofrath für autoritätsgläubige Studenten werden, sondern eine allgemeine Bildung für sich selbst erwerben wollte, die nach jeder Seite hin zu jeder Zeit der Beschränkung und fachmäßigen Vertiefung fähig war.

Der Liederquell, der in den letzten Jahren der Schulzeit reichlich geflossen, war auch in Bonn nicht versiegt. Von dem dort Geschaffenen ist nur wenig an die Oeffentlichkeit getreten, dreizehn Gedichte, von denen einige unter Rubriken versteckt sind, die eine spätere Zeit bezeichnen. Auf wirklichen Erlebnissen scheint kein einziges zu beruhen. Es sind Empfindungen und Phantasiebilder, die in gewissen rasch vorübergleitenden Momenten in der Seele des Dichters aufblitzten und dann objectiv wie wirkliche Erlebnisse ausgemalt wurden. Der beiden Gedichte „Pergolese" und „Abendfeier in Venedig" ist als objectiver Gestaltungen der Eindrücke schon gedacht worden, die das äußere katholische Kirchenleben am Rheine hinterlassen hatte. Das erstere feiert die tiefe Gewalt des katholischen Kirchengesanges. Der Meister hat das Stabat mater vollendet. Strophe um Strophe wechselt die romanzenhafte Erzählung, wie der Meister im Anhören des eigenen Werks himmelan getragen wird, mit dem Texte des lateinischen Gesanges und die Verflechtung des fremden feierlichen Tones mit dem eigenen schwungvoll gehobenen hat etwas von der mächtigen Gewalt der Orgel, die den Kirchengesang begleitet. Die „Abendfeier in Venedig," wo Meer und Himmel ruhn und sich beim Laut des Ave Maria liebend zu vereinen scheinen, ist ein doppelter Nachklang, der Stimmung sowohl, die an schönen Abenden, wenn das Ave über die Flut klingt, leicht ergreift, als auch Byrons, der diese Stimmung in ähnliche Worte gefaßt

und den Dichter damals vielfach bewegt hat. Die kleine Parabel, „1787 und 1837“ überschrieben, zeigt, wie sich da, wo vor fünfzig Jahren viel Eichen standen, nach andern fünfzig Jahren, da die Eichen ausgehauen sind, die kleinen bunten Blümlein wie Eichen brüsten. Ich weiß nicht, ob dieser Contrast zwischen Goethes kräftigster Zeit und der Gegenwart auf die Stimmung zu beziehen ist, die das Studium des Aeschylos erweckte, oder ob es ein anmuthig gefaßtes Wort der alten Jacobi ist. Die Jahreszahl 1837 darf nicht irre machen. Der Ausgangspunkt des Vergleichs war durch das Erscheinen der Goetheschen Iphigenia, des Schillerschen Carlos und anderer Dichterwerke gegeben; die runde Zahl des halben Jahrhunderts verschob die der Gegenwart um eins oder zwei. Entstanden wenigstens ist das Gedicht noch in Bonn. „Der Knabe mit dem Wunderhorn“ mag für den Gesang der Sonntagabende geschaffen sein. Die „Einkehr“ mit der schönen Kellnerin und dem Küßchen in Ehren, das kein Narr verwehren soll, ist solch eine lyrische Ausmalung eines rasch aufblitzenden Phantasiebildes, wie sie vorhin angedeutet wurde. Auch die „Apologie“ des Langschläfers, der lieblich in den Morgen hineinträumt und erwachend seine gereimten Träume auf weiße Blätter bannt und wenn er Abends zur Geliebten schleicht, für jede Zeile mit Küssen belohnt wird, ist ein gleichartiger lyrisch gefaßter Phantasiereflex. Der liebliche Nachklang der Frühlingsstimmung, der in dem Liede „die Liebe saß als Nachtigall im Rosenbusch und sang“ austönt, bedarf keiner Anlehnung; der Dichter hört den Ton und was er seitdem gesungen ist nur der Wiederhall des wundersüßen Schalles. Die Sonette „Neues Leben,“ „Eros der Schenk“ und „Zauberschloß,“ die unter die Gedichte aus Griechenland gerathen sind, fallen in das Frühjahr 1836. Das erste jubelt auf, daß die Stunde der Erlösung geschlagen, zunächst und ausgesprochen die Erlösung vom Winter, dann auch, was nicht ausgesprochen wird, daß mit dem Frühling

ein neues schöneres Leben sich ankündigt, die Heimkehr und der Uebergang in mehr zusagende Verhältnisse. Das zweite der genannten Sonette fällt wieder in die Klasse eines festgehaltenen Phantasieblickes. Das dritte endlich, ein leicht sich darbietender Vergleich zwischen dem Schloß, das durch Zauberspruch in Schutt zerfallen, aber beim rechten Lösungsworte wieder wie ehemals emporsteigt, und zwischen dem beim Lösungsworte der Liebe aus dem Zerfall wie ein Zauberschloß erstehenden Herzen, mag als Sonettenspiel mitgehen und den in Trümmern liegenden Burgen des Rheines gegenüber eine gewisse Erklärung finden; innerlich ist es unwahr und formell auch nicht eben in geschickter Weise des Vergleiches Herr geworden. Wie rein klingt dagegen im „Feierabend,“ der durch den Blick auf den Laacher See veranlaßt sein mag, die wahre Stimmung aus, und wie mild und einfach ist die auf der Godesburg, Rolandseck und andern Burgtrümmern wach gerufene Erinnerung an die „Rothenburg“ in der goldnen Aue dargestellt! Wo in den Tagen des Glanzes laute Akkorde der Lust erklangen und hunderte edler Gäste sich zusammenfanden, spielt jetzt der leise Windhauch um Hollunder und Rosen und rastet nur der Schimmer der Sonne und des Mondes; wo einst Trompetenwirbel den Tanz beflügelte, schlägt jetzt die einsame Nachtigall; anstatt der Scharlachdecken, welche die Mauern, anstatt der Fahnen, welche die Thürme schmückten, schwankt das grüne Zeichen der Vergänglichkeit, Epheu, von den Zinnen und fluthet das Purpurgold des Abendroths um die Trümmer. Und so das lebendige Ehemals mit dem elegischen Heute weiter contrastirend, schließt der Dichter, daß er doch nicht um das alte Schloß trauern könne, da holdes Leben aus den Steinen blühe. Wie dieß Gedicht in Anlage, Ton und Wendung der Empfindung an Anastasius Grün und besonders an den „Schutt“ erinnert, klingt in dem kriegerischen Genrebilde „Der Husar“ ein Ton Lenau's durch. Nach der siegreichen Schlacht lagern

die Husaren ums Feuer; aus den rasch hingeworfenen lebendigen Bildern des Lagers lenkt der Dichter die Schilderung auf einen seitwärts unter der Linde entschlafenen jungen Reiter und malt seinen Traum von der Heimath, der Geliebten, die ihm das Glas mit Tokaier reicht, dem selbstvergessenen Kuß idyllisch aus. Plötzlich läßt er Trompeten schmettern, Schüsse fallen; die Husaren springen auf; auch der Träumer erwacht; eilig sitzt er mit den Genossen auf, sie jagen fort, die Feuer verglühen zu Asche und fern verhallt der Hufschlag der Rosse — eine Idylle im Rahmen des Krieges; der Contrast des seligen Traumes mit der eisernen Wirklichkeit. Die Situation wie die Bilder, das schwarze Bahrtuch der Nacht, der Todeswunden dunkle Purpurrosen, würden ohne Lenau's Vorgang kaum gewählt sein. Darf man es einem Studenten, der zwanzig Jahr alt ist, zum Vorwurf machen, daß er an den Tönen der Meister noch nicht ausgelernt hat?

Berlin.

Die kurze Ferienzeit, die den Aprilmonat 1836 umfaßte, verging in Lübeck sehr rasch, ohne besonders hervortretende Momente zu bieten. Das Wiedersehen der Eltern, der Geschwister war freudig. Der Vater, der immer große Freude an dem Sohne hatte, fand ihn im Wissen und im Urtheil vorgeschritten und war mit ihm sehr zufrieden, ohne viel davon an den Tag zu legen. Die Mutter freute sich des männlicher gewordenen Ansehens, der gesund gebliebenen Farbe, der unveränderten Zartheit des Charakters bei aller Leidenschaftlichkeit des Temperaments. An Freudigkeit, Güte und Liebe des Herzens war nichs eingebüßt. Die alten Schulgenossen, die für

die Universität gereist oder von den Universitäten während der Ferien in die Heimath gekommen waren, wurden aufgesucht oder suchten auf. Die Häuser, in denen der Schüler verkehrt hatte, bewiesen ihm dasselbe freundliche Wohlwollen wie früher, und die Basen und übrigen Mädchen seines Alters, denen ein Student, auch wenn er keine Corpsfarben trägt, immer eine beschäftigende Persönlichkeit ist, fanden die alte Unbefangenheit und Anmuth des Tons bald wieder, die beim ersten Wiederbegegnen von einer gewissen Scheu niedergehalten zu werden pflegt. Es wurden Spaziergänge und Parthien gemacht; das schöne Wetter kam freundlich zu Hülfe. An den Abenden, noch lang genug um die Geselligkeit zu fördern, wurde wieder gesungen und musicirt. Bruder Konrad phantasirte und begleitete; auch Bruder Karl, der schwer Geprüfte, hatte die angeborene Heiterkeit wieder gewonnen. Die Stimmung war rein und lauter und spricht sich in dem Liede „Im April," dem einzigen, das aus diesem Monat bekannt geworden, andeutend aus.

Für die Reise nach Berlin wurden Empfehlungen theils erbeten, theils angeboten. Der Vater selbst hatte manche Bekanntschaften unter den Professoren, die, wenn auch nicht fortdauernd gepflegt, doch von Nutzen sein konnten. Diesen rief er sich durch Empfehlungen des Sohnes neu ins Gedächtniß. Eine der wirksamsten Empfehlungen gab Rumohr mit. Es wird später die Rede davon sein. Die wirksamste brachte Geibel selbst in seiner Person.

Die Reise selbst ging, den Aufenthalt von sechzehn Stunden, den der mangelnde Postanschluß in Vellahn verursachte, abgerechnet, ohne Störung und Unterbrechung ab. In Ludwigslust stießen noch ein paar Bekannte dazu, so daß die Fahrt von da nach Berlin in fröhlicher Gesellschaft gemacht werden konnte. Zunächst wurden in Berlin die Lübecker Freunde aufgesucht, vor allen Ernst Curtius, der Sohn des Lübecker

Syndicus, ein alter lieber Schulgenosse, der vor Geibel in Bonn, dann, während dieser am Rhein war, in Göttingen studirt hatte und nun seit einem halben Jahre seine Studien in Berlin zu Ende führte. Mit Hülfe dieser älteren schon eingewohnten Landsleute suchte und fand Geibel bald eine gute Wohnung bei der Wittwe Busch in der französischen Straße Nr. 54, zwei Treppen hoch, straßenwärts, ein großes geräumiges Zimmer, freilich mit dem Bett in der Stube, aber sonnig, gesund und sehr sauber. Mit der Wirthin selbst kam er in gar keine Berührung, ausgenommen daß er ihr monatlich sieben Thaler Miethe überreichte. Eine alte erfahrene Aufwärterin besorgte Alles gut und pünktlich, und aufmerksamer als ihre Pflicht war. Sie schmückte den Arbeitstisch stets mit frischen Blumengläsern aus, „damit man um so lieber zu Haus sei."

Daran war nun freilich anfänglich wenig zu denken, da Berlin gesehen sein wollte und eine Menge von Besuchen zu machen war, von denen täglich kaum mehr als einer sich erledigen ließ, da die Besuchsstunde beschränkt und die Wohnungen sehr weit von einander entlegen waren. Der Eindruck, den Berlin im Allgemeinen machte, das Brandenburger Thor, die Linden, die Schlösser, die Museen, war großartig, die Umgebung besser als ihr Ruf, wenigstens söhnte der Thiergarten mit manchen Blößen aus. Gleich in den ersten Tagen, am 15. Mai, bot sich das ungewohnte Schauspiel einer großartigen Revue, die den Söhnen Ludwig Philipps zu Ehren gegeben wurde. Es waren gegen 40,000 Mann aller Waffengattungen zusammengezogen, unter denen Geibel die Küraſſiere besonders imponirten, die dichtgeschlossenen Massen auf schwarzen Pferden mit wehenden Roßschweifen und blitzender Rüstung. Auch den König sah er und den schönen blonden Herzog von Orleans, der in hellblauer Husarenuniform auf goldgezügeltem Rappen vorbeisprengte. Nach einem Schauspiele dieser Art mochten die kleinen Paraden und Aufzüge wenig mehr interessiren;

es ist wenigstens in den Briefen nach der Heimath nie wieder die Rede vom Militär.

Das Theater, das zu Anfange anzog, verlor ebenfalls bald an Reiz. Nur wenn klassische Stücke gegeben wurden, was selten genug vorkam, oder eine gute Oper von Gluck, Mozart oder Beethoven zur Aufführung gelangte und ein Freund zuredete, wurde das Theater besucht.

Die Collegien, die Geibel belegte und pünktlich besuchte, waren folgende: Metrik bei Böckh, Properz bei Lachmann, Aristophanes bei Droysen, Einleitung in die griechische Komödie bei demselben und philosophische Unsterblichkeitslehre bei Erdmann. Die Theologie war demnach ganz beseitigt. Für sich studirte er vorzugsweise die Tragödien des Sophokles, wobei ihm, wie überhaupt, der Umgang mit Ernst Curtius von großem Werthe war, da ihm dieser beim Lesen der Griechen viele Aufschlüsse zu geben vermochte, während Geibel dem Freunde über die Römer manches Neue mittheilen konnte.

In näheren Verkehr trat Geibel zu manchen Familien und zu mehreren Professoren und bedeutenden Persönlichkeiten. Zuerst war er zu Henrik Steffens gegangen, der ihn sehr freundlich aufnahm und bald mit ihm ins Gespräch kam. „Selten habe ich an einem Menschen eine solche Gabe der Rede gefunden. Er begann leise und langsam; aber allmählig entwickelte sich ein wunderbares Leben auf seinen Zügen, die Augen glänzten, die Bewegungen wurden heftiger und die Worte strömten von den Lippen wie ein übertretender Waldbach, der sich ein neues Felsenbette bricht und Steine und Bäume in Wirbeln mit sich fortreißt." Bei Steffens wie bei Neander hatte die Empfehlung des Vaters eingeführt. Zu Neander wurde der Empfohlene eingeladen. Neander selbst sprach wenig: die Unterhaltung wurde meistens von seiner Schwester geführt. In diesem Hause lernte Geibel die Legationsräthin v. Scholz kennen, deren Sohn Officier in griechischen Diensten war. Sie

empfing Abends immer Besuche von berühmten oder geistvollen Leuten. Geibel, der ein für allemal eingeladen wurde, lernte in diesen Cirkeln den ästhetischen Ton Berlins kennen.

Mit Lachmann machte Geibel befangenen Herzens Bekanntschaft. Als er den ersten Besuch abstatten wollte, stand ihm ein Bild vor der Seele, das von Lachmanns strengem, nur allzu oft herbem und schneidendem kritischem Charakter genommen war, eine Art von Hagen aus den Nibelungen. Anstatt dessen zeigte sich ein kleiner feiner blonder Mann mit Frack und Brille, der ihn freundlich nöthigte, neben ihm auf dem Sopha Platz zu nehmen, und allerlei über Bonn und Lübeck fragte. In der Folge wurden gelegentlich einige Spaziergänge gemacht; ein näheres Verhältniß bildete sich nicht. Auch mit Nicolovius, der einigemale Einladungen sandte, fand ein genauerer Verkehr nicht statt.

Die folgereichste Bekanntschaft war die mit Frau von Arnim, die als Bettina in der Literatur fortleben wird. Nachdem Geibel sie früher einmal verfehlt hatte, ging er Mitte Juni wiederum hin und traf sie zu Hause. Er gab einen Empfehlungsbrief Rumohrs ab, ließ sich melden und wurde angenommen. Als er eintrat, kam sie ihm freundlich entgegen. „Sie sind mir da, sagte sie in ihrem Frankfurter Dialekt, von Jemand empfohlen, den ich bis jetzt noch nicht kenne, denn ich kann trotz aller Bemühung den Namen der Dame nicht lesen.“ Geibel ließ sich durch das sonderbare Quiproquo nicht verwirrt machen, sondern sagte ihr, sie habe sich diesmal doch versehen, der Briefsteller habe durchaus nichts Damenartiges, es sei der Herr von Rumohr. Kaum war der Name genannt, so führte sie Geibel in ein kleines mit Gemälden, Statuen und Gipsabgüssen geschmücktes Zimmer, wo er neben ihr Platz nehmen und eine Frage um die andere beantworten mußte, was Rumohr treibe, wie er über ihr Buch spreche, ob er böse sei, daß sie ihn hier und dort ein wenig mitgenommen u. s. w. So bildete

sich ein Gespräch. „Bei der Herausgabe meines Buches, sagte sie, habe ich nicht einmal einen Vermittler gehabt. Als ich die Idee gefaßt, zum Besten des Monumentes die Briefe herauszugeben, war ich so voll davon, daß ich ohne Weiteres zum ersten besten Buchhändler lief und ihn fragte, ob er ein Buch verlegen wolle, das mehr Epoche mache als der Werther; der Goethe hätt's geschrieben. Und das ist auch wahr; denn alles was Schönes drin ist, gehört ihm und niemand sonst. Der Buchhändler schlug ein, und die Sache war bald fertig." Ein andermal sagte sie: „Die meisten Menschen sind wie das Moos im Walde, sie dehnen sich immer weiter aus auf der Erde, sie sammeln und schaffen und lernen immer in die Breite und meinen Wunder wie herrlich das ist, ohne daran zu denken, daß wir doch auch wie die Bäume sein sollen, die mit ihren Wipfeln in den Himmel hinein wollen." Dann zeigte sie das von ihr selbst verfertigte Thonmodell des Goethe-schen Monumentes, das vor dem zweiten Theile der Briefe abgebildet ist, nur daß die Psyche eine schönere Stellung hatte. „Ist es nicht wirklich schön!" rief sie aus: „Ich darf das sagen, ohne stolz zu sein, denn niemand weiß besser als ich, daß das nicht aus meiner Kraft hervorgegangen ist. Es ist mir von oben gekommen, wie ja auch den Dichtern ihre schönsten Worten vom Himmel auf die Lippen wehen."

Vorläufig blieb die Bekanntschaft auf diesen Besuch beschränkt; später nahm sie an Lebhaftigkeit zu, wie überhaupt das Leben der Gesellschaft in Berlin mehr dem Winter als dem auf Reisen lockenden Sommer angehört. So zeigten denn auch die Begegnungen mit einigen andern Persönlichkeiten, die der Zufall kennen lehrte, sich erst im nächsten Semester ergiebig. In einer Gesellschaft bei Frau v. Scholz hatte Geibel den unter seinem Schriftstellernamen Wilibald Alexis bekannten Dr. Häring getroffen, einen kleinen schnurrbärtigen Mann von gesetzten Jahren und wohlwollendem Ausdruck, der ihn einlud,

ihn zu beliebiger Zeit zu besuchen. Als Geibel der Aufforderung folgte, zeigte Alexis ihm sein neugebautes Haus, von dessen Thurm man eine ungewohnte Aussicht über die Stadt genoß, westlich sah man über den Thiergarten mit seinem Wipfelmeere hinaus, gegen Süden zeigte sich zwischen Bäumen und Weingewinden das Schloß des Prinzen Albrecht, nach Norden und Osten das weite Berlin von weißen Nebelwogen überfluthet, aus denen nur die Kirchen und Thürme wie dunkle Inselfelsen emporstiegen. Mit diesem Thurme sollte Geibel in der Folge noch näher bekannt werden.

Eine Reise, die Geibels Vater in Begleitung des jüngsten Sohnes Konrad nach Berlin auf mehrere Wochen unternahm, brachte Wechsel und Zerstreuung mit. Da die Extrapost, mit der die Reisenden kamen, nicht beim Wirthshause, sondern in der französischen Straße bei Geibels Wohnung vorfuhr und zufällig ein Zimmer neben dem des Sohnes leerstand, entschloß der Vater sich kurz, dasselbe zu beziehen, wodurch ein engerer Verkehr von selbst gegeben war. Es folgten nun, nachdem die Besuche abgestattet worden, häufige Einladungen, die auch den Söhnen galten und dem Studenten manches Haus erschlossen, bei dem er bis dahin von seinen Empfehlungskarten und Briefen keinen Gebrauch gemacht hatte. Nach des Vaters Rückkehr machte Geibel, um einen Auftrag auszurichten, einen Besuch bei Hitzig, der ihn sehr herzlich aufnahm und in ähnlicher Weise wie Bettina später sehr bedeutungsvoll auf sein Leben einwirkte.

Die Collegien wurden in der zweiten Woche des August geschlossen; in der Mitte des Monats traf Geibel in Lübeck ein, um die Ferien dort zu verbringen. Ueber diesen Zeitraum, der bis in die letzten Wochen des Octobers sich erstreckte, fehlen eingehendere Notizen. Aus gelegentlichen Aeußerungen ergibt sich, daß während der Ferien die klassischen Studien fortgesetzt wurden und namentlich die Tragödien des Sophokles

den Gegenstand des Privatfleißes bildeten. Auch wurde mancherlei aus der neueren Literatur, theils allein, theils in der Familie gelesen. In letzter Beziehung war besonders Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts,“ die wenigstens in Norddeutschland auf jugendliche Gemüther immer einen sehr bedeutenden Eindruck hervorbrachte, von gewaltiger Wirkung. Sowohl die Novelle selbst mit ihrem romantischen Vagabundenleben, wie die angehängten Lieder voll des frischesten Walddruftes, der den auf buntbewegten Gassen des lauten Weltgetriebes Vereinsamten im Herzen jung und frisch erhält, bewegten und ergriffen so tief, daß die rasch beendete Lektüre öfter wiederholt werden mußte und die Worte und Töne des Dichters noch lange Jahre auf den Lippen der Hörer lebten. Der Einfluß, den Eichendorff auf Geibels Poesie gewann, läßt sich in vielen Liedern nicht verkennen, sowohl aus späterer wie aus der Berliner Zeit. Unter den letzteren bedarf es nur der Hinweisung auf Gedichte wie das Nachtlied „Der Mond kommt still gegangen“ oder das noch unzweifelhaftere „Herab von den Bergen zum Thale“ unter den Liedern als Intermezzo, um das Wesentliche der Eichendorffschen Tonart wiederzufinden, das Wandern, den voraufziehenden Frühling, den Strom im Morgenrothe, den Gesang der Vögel „von herrlichen Dingen, die ich noch finden soll,“ das Rauschen des waldigen Grundes und die zwei grüßenden Sterne. Der Ton verschmolz aber allmählig mit des Dichters eigenem, so daß ein unmittelbarer Nachklang nicht mehr deutlich vernehmbar bleibt und nur ein künstlerisches Mittel mehr zur Verfügung steht, um die eigene poetische Empfindung und Anschauung herauszuarbeiten. Ein Lernen dieser Art wird noch mehrfach begegnen, und Aehnliches zeigt der Entwicklungsgang jedes Dichters der neueren Zeit, selbst Goethe nicht ausgenommen, der an Creutz, Schlegel und A. Cramer seinen ersten Ton lernte und dann an deutschen und fremden Volksliedern, oder was man so nannte,

weiter lernte, des Einflusses gar nicht zu gedenken, den Griechen und Römer und in später Zeit die Orientalen auf ihn ausübten. Man muß das leider hervorheben, um der alltäglichen Bemerkung zu begegnen, daß ein Dichter, dessen Eigenthümlichkeit noch so deutlich ausgesprochen sein mag, Nachahmer sei, wenn er Merkmale des Bildungsweges aufweist, den er genommen hat. Nicht bloß von Heine und Eichendorff hatte Geibel bis dahin gelernt, auch von den Dichtern fremder Nationen. Dafür liegt ein Anzeichen in der früher erwähnten an Byron erinnernden „Abendfeier in Venedig" vor und, wenn das in das Jahr 1836 fallende Gedicht „O stille dies Verlangen" noch dem Sommer und dem Berliner Aufenthalte angehört, auch in diesem, da das rondeauartige Lied eines um Einlaß zu der Geliebten Werbenden nach Italien weist. Auch die Octave „Es stand ein Veilchenstrauß an meinem Bette" erinnert, wenn auch nicht in der Form der Strophe, so doch durch die Behandlung des einfachen Stoffs an die Sicilianen Meli's, die seit 1823 durch Rückerts Nachbildungen in Deutschland bekannt sein konnten. Die französische und spanische Lyrik war bisher ohne Einfluß geblieben und auch die nordische Balladenform machte sich erst später geltend. Unzweifelhaft Berlinischen Ursprung verräth die kleine Parabel „Von Dingen, die man nicht anrühren soll," von dem wunderfeinen Bildniß, das die Leute, um zu sehen, was denn so Besonderes daran sei, mit plumpen Händen betasten, gegen Feuer und Licht halten und dann, als der Schmelz verwischt ist, wieder an seinen Ort hängen und sagen, das Bild bleibe dem Besitzer ja doch und er selbst sei auch noch derselbe, während ihm der Anblick seines Kleinods im tiefsten Herzen weh thut. Die Ausdeutung auf das Verfahren der Kritik, die ihre Aufgabe im Zerstören, anstatt im Aufbauen glaubt finden zu müssen, braucht nicht weiter geliefert zu werden. Das Ideal, das sich der Dichter, ob berechtigt oder unberechtigt, bildete, mochte nicht selten unter

dem Gerede der ästhetischen Gesellschaften dem wunderfeinen Bildniß der Parabel gleichen.

Im Uebrigen hatte der Sommer in Berlin nur wenige dichterische Blüthen getragen, drei Lieder, die eine gewisse Gleichförmigkeit des Baues zeigen, wie Rückert ihn liebt, weil das Spiel der Phantasie und der Worte dadurch begünstigt wird; ein einfacher Vergleich, der sich so lange fortspinnen läßt, wie der Bildervorrath des Dichters reicht. „Ich bin die Rose auf der Au, die still in Düften leuchtet" — der Vergleich liegt nun nahe: „Doch du, o Liebe, bist der Thau, der nährend mich befeuchtet", und ebenso nahe liegt es den Vergleich weiter zu spinnen: Der Dichter wird zum Edelstein, die Liebe zum Sonnenschein, der die Farben des ersteren spielen läßt; Er zum krystallnen Becher, Sie zum purpurnen Wein; er zur trüben Wolkenwand, sie zum klar darauf gespannten bunten Regenbogen; er wiederum zum Memnon, sie zum Morgenroth, das die Säule tönen läßt. Es kommt dann meistens nur auf ein gewisses Maßhalten und einen geschickten Schlußvergleich an, der in dem gegenwärtigen Gedicht darin besteht, daß der Dichter sich den vielbewegten, das Thal der Mängel durchirrenden Menschen, die Liebe aber den lichten Gottesengel nennt, dessen Kraft ihn trägt. Im Allgemeinen hat dieses orientalische Surrogat der Poesie etwas sehr Eintöniges und nur als Stufe einen relativen Werth. Für Anfänger ist die Form so verführerisch wie das bekannte anakreontische Liedchen: „Die Natur gab verschiedenen Thieren verschiedene Eigenschaften, den Stieren Hörner, dem Hasen Schnelligkeit u. s. w., dem Dichter Liebe", oder das ebenso bekannte Lied, in dem der Dichter die Dinge aufzählt, die er zu sein wünscht, um wie sie mit der Geliebten in Berührung zu kommen. Die Form läßt sich positiv und negativ tausendfältig variiren, man sagt, wem man zu gleichen und nicht zu gleichen meint, was man sein und nicht sein möchte;

aber je öfter man es sagt oder sagen hört, desto nackter tritt, nicht das poetische, sondern das mathematische Element hervor. — Eine zweite Art der Vergleichung, ebenfalls orientalischen Charakters, zeigt sich in dem Liede: „Wenn die Sonne hoch und heiter lächelt, wenn der Tag sich neigt." Hier wird die Liebe als bewegende Ursache in einzelnen Zügen geschildert: was den Jüngling zur Geliebten, die Mutter zum Kinde, den Freund zum Freunde zieht, was den hohen Greis treibt, dem weiten Kreise der Welt sein Herz zuzuwenden, was den Kämpfer zum Opfertode für das Vaterland führt, ist die Liebe. Allein diese verschiedenen Aeußerungen der Liebe werden hier unter die eine Empfindung rondeauartig zusammengefaßt, daß die Liebe zum Himmel hebt: „Liebe bleibt die goldne Leiter, drauf das Herz zum Himmel steigt." Hundertfältige Gedichte dieser Art, die Schilderung der Wirkung eines bestimmten Gegenstandes in vielfachen Beispielen, die Betrachtung verschiedenartiger Dinge aus Einem Gesichtspunkte, findet man in der recht auf diese Auffassung berechneten Gaselenpoesie des Orients. — Eine dritte Art der durchgeführten Vergleichung liefert „Der Ritter vom Rhein." Der Wein, ohne genannt zu werden, wird mit einem Helden verglichen, dessen Geburt mit Jubel gefeiert wird, der alle Gegner niederwirft, alle Feste verherrlicht, so daß der Sänger zur Harfe greift und selbst die Mädchen im Kreise ihn heimlich küssen. Diese Blume der Ritterschaft wird zum geselligen Feste geladen. Auch bei dieser Form, die nicht orientalisch ist, bleibt das Treffende des vergleichenden Wortes (hier Ritter) und das Maßhalten in der Ausführung das Werthbestimmende.

Die Rückreise nach Berlin machte Geibel gegen das Ende Octobers mit Ferdinand Röse, einem Lübecker Schulfreunde, der erst jetzt zur Universität ging. Das Schicksal dieses begabten, aber in der Welt nie recht heimisch und sicher gewordenen Menschen, würde ein besonderes Kapitel in Geibels

Biographie verdienen, da der Dichter immer und immer wieder mit ihm zusammengeführt wurde und mehr für ihn gethan hat, als vielleicht irgend ein anderer Mensch. Noch über den Tod hinaus erstreckte sich Geibels Freundschaft und Aufopferung. Röse starb vor einigen Jahren in der Rheingegend, wohin er sich, mit dem Geschick und der Welt grollend, zurückgezogen hatte. Geibels Antheil an seinem Schicksale zu veranschaulichen, ist jedoch aus dem einfachen Grunde nicht thunlich, weil der Freund über die Gutthaten, die er dem Freunde erwiesen hat, am wenigsten zu Mittheilungen zu bewegen war. Wohin Röse's Nachlaß gekommen ist, habe ich nicht erfahren. Neben manchen literarischen Arbeiten, die in der letzten Zeit sich der Philosophie zugewandt hatten, würden zahlreiche Briefe Geibels zu erwarten gewesen sein, wenn dieselben auf Röse's unstetem, von Ort zu Ort verschlagenem Leben nicht verloren gegangen. Damals, als beide zusammen von Lübeck über Schwerin, Perleberg und Friesack, in jedem dieser Orte übernachtend, nach Berlin reisten, hatte Röse noch die volle Empfänglichkeit des Neulings für die Wunder einer großen Residenz, die sich gerade am Abend ihrer Ankunft im vollen Glanze entfalteten. Am 22. October wurde die Hochzeit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Prinzen Wilhelm, mit dem Prinzen Karl von Hessen-Darmstadt gefeiert. Die Straßen wogten von Menschen und Karossen, auf den Treppen zum Schlosse drängten sich Uniformen, Livreen und Toiletten, aus den ungeheuren Fensterreihen floß das blendende Licht über den Platz. Röse meinte, es sei doch etwas Eignes um ein königliches Fest. Röse bezog eine Stube in Geibels Nähe, dieselbe, die im Sommer vorher Geibels Vater bewohnt hatte.

Der Zuwachs, den Geibels Umgang durch Röse erhielt, glich einen andern Verlust einigermaßen aus. Ernst Curtius verließ Berlin, um in Athen die Erziehung der Söhne des von Bonn dorthin berufenen Kabinetsrathes Brandis zu über-

nehmen. Geibel sprach von diesem „großen Glück" des Freundes mit einer seltsam gemischten Empfindung: „Er geht in das Land, dessen Besuch auf kürzere oder längere Zeit jedem, der Kunst und Alterthum lieb hat, ein hoher Wunsch sein muß. Und wenn gleich dieser Fall mich persönlich weiter nichts angeht, so kann ich doch nicht leugnen, daß eben der Umstand, einen vertrauten Freund plötzlich wie durch Zauber dorthin versetzt zu wissen, mir den Glauben an die Möglichkeit eines ähnlichen Ereignisses für mich um vieles näher gebracht hat." Dieser Glaube mochte grundlos erscheinen und die Freunde, mit denen er die Griechen las und italienische Stunden genommen, mochten wenig darauf geben. Um so mehr scheint Bettina sich die Sache gemerkt zu haben, um gelegentlich den Glauben zu krönen. Der Verkehr mit dieser wunderbaren Frau wurde in diesem Winter lebhafter. Als eines Tages Rumohr, der Geibel stets mit der höchsten Freundlichkeit entgegengekommen war, zum Besuch nach Berlin kam, hielt der Student es für seine Pflicht, ihm einen Besuch zu machen. Er wanderte deshalb in die Stadt Rom. Rumohr empfing ihn mit seiner liebenswürdigen Laune und ließ sich mancherlei erzählen, während er, wie gewöhnlich zu Hause, an einer Federzeichnung voll Charakter und Kleckse arbeitete. Als er ziemlich damit zu Ende war, rief er plötzlich: „Sehen Sie, das muß ich für die Bettina zusammenschmieren, die mich in einem höchst originellen Briefe darum ersucht hat." Zugleich reichte er ihr in Versen abgefaßtes Schreiben hin, das, auf feinstem Papier mit Bleistift hingekritzelt, folgenderweise schloß:

Den Felsensaal
Den mal'
Mit seinem durchbrausenden Strom.
Dann komm
Und bring mir's selber,
Du Spaniolgelber!

„Thun Sie mir den Gefallen, fuhr er fort, und bringen sie ihr das Ding hinüber, wenn's fertig ist; ich darf mich heute nicht bei ihr festsetzen." Geibel war dessen wohl zufrieden. Nach einer Viertelstunde stieg er mit der fertigen Zeichnung zu Bettina's Wohnung hinauf. Er wurde sogleich angenommen. Bettina kam ihm rasch entgegen, sehr einfach im Hauskleide, das Haar ein wenig wild um den Kopf; sie schalt ihn wacker aus, daß er sich gar nicht wieder bei ihr habe sehen lassen, zwang ihn zum Sitzen und plauderte nun in ihrer Weise eine gute halbe Stunde mit ihm wie mit einem alten Bekannten. Geibel meinte, ihre Reden wiederzugeben, sei unmöglich; die unmittelbare Frische, die rasche Formung des Gedankens, der sich eben erst in ihrem Kopfe entzündete, vermöge keine fremde Feder festzuhalten; nur sie selbst habe sich schreiben können, sonst niemand, selbst Goethe nicht, wie man aus der Vergleichung ihres Buches mit seinen daraus gezogenen Gedichten sehen könne. Damals war die Ansicht allerdings fast allgemein und zum Theil wird sie heute noch festgehalten, daß Goethe einige Gedichte aus Briefen Bettina's geschöpft habe, während die Sache in Wahrheit den umgekehrten Gang genommen und kein Gedicht Goethe's, weder die Sonette, noch das Buch Suleika, noch irgend sonst eins, aus Bettina's Kopfe entsprungen ist. Bettina selbst sagte bei der ersten Begegnung mit Geibel, Goethe habe ihr Buch geschrieben, und das sei wahr, denn alles was Schönes drin sei, gehöre ihm und niemand sonst. Das wird jetzt auch von solchen eingeräumt, welche die wirklichen Briefe Goethe's und Bettina's, die ganz anders lauten müssen als die gedruckten, genauer kennen lernen durften. — Daß Geibel nicht ungläubiger war als halb Deutschland, darf nicht auffallen, da er keinen Anlaß hatte, sich eine anmuthige Illusion zu zerstören. Als er diesmal von Bettina fortging, sagte sie: „Der Rumohr hat mir beiläufig erzählt, Sie hätten mit einem Freunde (es war Marcus Niebuhr)

die Theile meines Buches unter sich verloost; damit jeder von Ihnen ein volles Exemplar habe, werde ich Ihnen eins zuschicken." Seitdem war Geibel wöchentlich mehrmals bei ihr. Sie führte ihn ganz in ihre Familie ein. Das war ein fröhliches lebendiges Treiben, das durch die freundliche Offenheit ihrer beiden schönen Töchter Maximiliane und Armgart noch mehr gewann. Waren sie des Abends zusammen, so wurde gespielt und gescherzt, es wurden Verse um den Tisch gemacht, wobei jeder den andern an Laune und Leichtigkeit zu überbieten suchte. Besonders schien Armgarts krauser Kopf ein Sammelplatz für alle Scherze und lustige Einfälle zu sein. Oder es setzte sich irgend wer an's Piano, und Musik und Gesang steigerten die lebendige Stimmung. Bei Bettina wurde Geibel auch ihrem Schwager Savigny vorgestellt, der sich eine zeitlang mit ihm unterhielt und sich freundlich an Lübeck und besonders an Geibels Vater erinnerte. Auch diese Begegnung war nicht ohne bedeutenden Einfluß auf Geibels späteres Schicksal.

Bekanntschaften wurden auch bei der Frau von Scholz gemacht. Dort traf Geibel bald nach seiner Rückkehr den Dichter von Uechtritz, einen hohen schlanken Mann in Wort und Wesen imposant und äußerst lebendig, und den Maler Bendemann, der sehr still war und nur selten ein Wort in das Gespräch warf, das jedoch niemals seine Wirkung verfehlte. Bei Neander sah Geibel den Pastor Schwarz aus Rügen, der sich damals durch einige contemplative Romane bekannt gemacht hatte. Für seine Stellung in Berlin selbst gewann unser junger Dichter durch Hitzigs Gewogenheit am meisten. Der alte Mann, der sich die ganze Empfänglichkeit der Jugend bewahrt hatte, fand an dem offnen lebhaften zutraulichen Wesen Geibels das entschiedenste Wohlgefallen. Die wenigen Gedichte die bis dahin von dem namenlosen Studenten gedruckt waren, gaben keinen Freibrief zur Gründung literarischer

Bekanntschaften und Verbindungen; Hitzig sah darüber weg und hatte den jungen Menschen selbst vor Augen, der in Ernst und Scherz alles von der poetischen Seite nahm, ohne unpraktisch zu werden. Geibels sehnlichster Wunsch war es, mit Chamisso, der damals den deutschen Musenalmanach redigirte und schon einige aus der Ferne eingesandte Gedichte Geibels aufgenommen hatte, bekannt zu werden. Hitzig, der dies Verlangen kannte, sprach mit seinem alten Freunde darüber und kündigte dem Studenten eines Tages an, er dürfe ohne weiteres zu Chamisso gehen. Zu Anfang November 1836 trat er bei dem verehrten Manne ein, der ihn freundlich bewillkommte und in sein hohes etwas düstres von einer Lampe wenig erhelltes Zimmer führte. An den Wänden hingen Landkarten; Globen, Bücher und Instrumente standen umher. Der Dichter war, wie ein Magier, in einen langen faltigen Schlafrock gehüllt, eine große hagere Gestalt. Geibel mußte sich zu ihm auf den Sopha setzen, und bald war ein Gespräch im Gange, das Chamisso äußerst lebendig, aber in einem fremdartigen französisch anklingenden Accente führte. Den Greis, der sich nach vielbewegtem Leben mehr und mehr in sich gegen die Händel der Welt abschließt, wie ihn Geibel nach den letzten Gedichten und den Aeußerungen Anderer erwartet hatte, fand er nicht; im Gegentheil, er stand mitten in den Dingen und manchmal brach eine Art von Kampflust gegen die Welt, doch ohne Verbitterung, weit eher als eine Jugendmuthigkeit hervor. Kurz und klar sprach er über den Zustand der Literatur jener Zeit, über Drama und Bühnenwesen und deren Mängel; dann wieder von fernen Ländern, der Südsee und ihren seltsamen Menschen und Inseln. Eine Stunde war rasch vergangen; als Geibel aufbrach, schien der Besuch dem alten jugendlichen und doch kranken Manne innig wohlgethan zu haben; er entließ ihn mit großer Herzlichkeit und bat ihn, öfter zu kommen, was Geibel sich gern gesagt sein ließ. In

der Folge entwickelte sich ein vertraulicheres Verhältniß. Chamisso besuchte den Studenten auf seinem Zimmer und rauchte bei ihm eine Cigarre oder, wenn diese nicht zur Hand war, eine Pfeife. Er sprach von seiner eignen Jugend, als er mit Varnhagen den Musenalmanach von Anno Vier herausgegeben, von den Dichtern des neuen deutschen Musenalmanachs, den anfänglich Amadeus Wendt redigirt hatte und nun Chamisso in Gemeinschaft mit Gustav Schwab leitete. Unter den neuesten Namen des Musenalmanachs war der Ferdinand Freiligraths durch fremdartige Stoffe und ungewohnte Behandlung der Form zu einer raschen Berühmtheit gelangt. Chamisso stand mit dem Dichter in Briefwechsel und theilte Näheres über ihn mit. Freiligrath hatte von Kindheit an den Trieb zu studiren. Da äußere Verhältnisse dies nicht gestatteten, widmete er sich dem Kaufmannsstande und kam auf das Comptoir eines deutschen Handelshauses in Amsterdam. Der großartige Verkehr dieser Stadt, die Anschauung der verschiedenartigsten Nationalitäten, daneben auch die Lectüre der Gedichte Victor Hugo's, weckten sein poetisches Vermögen, das sich in farbenreichen Bildern fremder Zonen geltend machte. Damals lebte Freiligrath wieder in seiner Heimath, zu Soest in Westphalen, und war beschäftigt, seine Gedichte für den Verlag der Cotta'schen Buchhandlung zu ordnen und abzuschließen. Chamisso, der dies Talent zuerst in weitere Kreise eingeführt hatte, denn was früher von Freiligraths Gedichten in westphälischen Localblättern veröffentlicht worden, war unbeachtet geblieben, hing mit väterlicher Gesinnung an dem Dichter.

Hitzig that noch mehr für Geibel, als daß er ihn mit dem alten Freunde zusammenführte, er gab ihm die Gelegenheit, die sämmtlichen literarischen Celebritäten Berlins mit einemmale kennen zu lernen. Er kam eines Morgens früh zu seinem jungen Schützling, um ihn zu fragen, ob er in die Literarische Gesellschaft eintreten wolle; der Zweck derselben sei

die Erleichterung jeder literarischen Kenntniß und geselliger Frohsinn. Man kann sich denken, mit welcher freudigen Hast das Anerbieten angenommen wurde. Hitzig hatte das erwartet und mit vieler Freundlichkeit alles vorbereitet, so daß die Einführung schon am selben Abende stattfinden konnte. Es war bis dahin kein Student aufgenommen; Geibel war unter allen seinen bisherigen Bekannten der Einzige, der zu den Versammlungen, die jeden Montag Abend im Café national unter den Linden gehalten wurden, Zutritt erhielt. Es wurde vorgelesen, doch nur von solchen Dichtern, die nicht Mitglieder des Vereins waren, das Gelesene kurz referirt und recensirt und zum Schluß unter ernsten und fröhlichen Gesprächen nach der Karte gespeist. Als Geibel in den hellerleuchteten Saal eintrat, war bereits ein Theil der Gesellschaft beisammen, Chamisso, Kopisch, Gruppe, Häring, Schöll. Am Fenster sitzt ein kleines zusammengekauertes Männchen mit schwarzer Perücke und schwarzer Hornbrille; es macht eine überaus wegwerfende Miene, sobald die Rede auf irgend ein neueres dramatisches Produkt kommt, wirft auch sonst mitunter ein ziemlich gewöhnliches Wort in die Unterhaltung und schnupft dabei ungebührlich stark. Es ist der Dichter der Hohenstaufen, der Beherrscher der Bühne, Ernst Raupach. — Ein großer Mann, hastig in Wort und Bewegung, kommt auf den neu Eingeführten zu und fragt ihn, ob er aus Lübeck sei? Als dies bejaht worden, begrüßt er Geibel als den Sohn eines Bekannten, den er zuletzt vor fünfzehn Jahren in Lübeck besucht habe und mit dem er nach Travemünde gefahren sei. Auf eine bescheidene Frage gibt er sich als Professor Zeune zu erkennen. Das Gespräch wurde durch das Eintreten eines Mannes abgebrochen, dem alle mit einer Art freundlicher Ehrfurcht entgegentraten. Es war der Dichter Jos. Freiherr von Eichendorff, damals eben 48 Jahr alt, schon ergrauend, aber von außerordentlicher Jugendlichkeit und Raschheit, fröhlich

aus lebendigen Augen blickend; er trug einen kurzen grünen Jagdrock. Hitzig stellte ihm Geibel später noch besonders vor und der ältere Dichter kam dem jungen mit liebenswürdiger Freundlichkeit entgegen. Ein über die Versammlungen der Literarischen Gesellschaft hinausgreifender Verkehr zwischen beiden bildete sich jedoch nicht. Unter andern Berühmtheiten sah Geibel am Abend seiner Einführung dort noch den Director Schadow, den Professor Gubitz, den als Schauspieler und Dichter bekannten Holtei und den blonden lebenslustigen Gaudy. Die Versammlungen wurden nun regelmäßig besucht und der Kreis der Bekanntschaften dehnte sich in der angenehmsten Weise immer weiter aus. In einer der Zusammenkünfte stellte der stets freundliche und gütige Hitzig den jungen Schützling seinem Schwiegersohne, dem Dr. Franz **Kugler** vor, dessen Gedichte, wie früher erwähnt worden, einen so tiefen Eindruck auf Geibel gemacht hatten. Er fand die Liebenswürdigkeit, welche die Lieder ihm gezeigt hatten, im Menschen wieder. Kugler that die ersten Schritte zu einer größeren Vertraulichkeit, so daß beide sich einander bald näher kamen. Kugler, der den obern Stock in seines Schwiegervaters Hause bewohnte, lud den jungen Freund zu sich ein und stellte ihn seiner jungen schönen Frau Clara vor. Bald wurde er wie ein Mitglied der Familie angesehen. Die Abende verbrachte er jetzt häufig in dem anmuthig geselligen Kreise dieser liebenswürdigen Menschen. Hitzig kam gewöhnlich herauf und ebenso Kuglers Schwagers, der Major Bayer mit seiner schönen Frau. Nicht selten fanden sich andere fröhliche geistvolle Menschen dazu ein und die Unterhaltung war ebenso vergnüglich wie lehrreich. Kuglers vorherrschende Neigung für die Kunst und ihre Geschichte blieb nicht ohne Einwirkung auf Geibel, der dieser Seite der Entfaltung des menschlichen Geistes wenig gefolgt war. Er lernte hier in leichter Weise zwar nicht die Dinge selbst, aber doch das, worauf es ankam, und wandte fortan

seinen Privatfleiß auf die Bekanntschaft mit diesen Gegen ständen mehr, als er sonst gethan haben würde. Kuglers großes musikalisches Talent, namentlich für Lieder, die er von allen gebildeten Völkern sammelte und mit schöner Baßstimme ergreifend vortrug, wirkte manchmal begeisternd auf den jugendlich erregbaren Dichter. Das waren Lieder voll Melodie, die man singen konnte, ohne an ein Publicum zu denken, zum Singen, nicht zum Hören allein geschaffen. Wer Empfindung für das Lied besitzt, wird die seelenvolle Innigkeit der Weisen mit immer neuem Genuß auf sich wirken lassen, die Kugler geschaffen hat, z. B. zu Eichendorffs Nachtgesang „Hörst du nicht die Bäume rauschen?“ oder zu Paul Heyse's schönem Liede „Waldesnacht, du wunderkühle“. Den Anregungen, die Kuglers Liedertalent und namentlich seine Neigung für die Volksweise gab, verdankt eine Reihe Geibelscher Gedichte ihren Ursprung, die „Zu Volksweisen“ überschrieben sind und denen mehrere hie und da in den „Gedichten“ und „Neuen Gedichten“ zerstreute angereiht werden könnten.

Ueber die geselligen Beziehungen, die in der Regel nur die Abende in Anspruch nahmen, wurden die wissenschaftlichen nicht vernachlässigt. Geibel hörte im Wintersemester von 1836 auf 1837 bei Böckh Geschichte der griechischen Literatur, bei Steffens Anthropologie, bei Twesten de summo bono, bei Droysen die Eumeniden des Aeschylos und hospitirte fast regelmäßig in Rankes historischen Vorlesungen. Außerdem nahm er an dem sogenannten philosophischen Abend bei Steffens Theil, wo letzterer gesprächsweise in einem engern Kreise von Studenten philosophische Gegenstände, wie sie gerade vorkamen, behandelte.

Eine unerwartete Freude hatte der junge Dichter eines Abends im Hause der Familie Stobwasser, die mit den Eltern in freundschaftlichem Verhältniß stand. Hier sah er zuerst eines seiner Lieder in den zu Berlin bei M. Westphal erschienenen

Liedern für Tenor und Sopran von Reissiger in Musik gesetzt. Was ihm später hundertfältig begegnete und bald an Reiz verlor, ja beinahe zur Last wurde, setzte ihn jetzt noch in eine ungewöhnliche Aufregung; er konnte kaum erwarten, sein Lied, was jenen Abend nicht erreichbar war, zu hören. Wie es scheint, wurde ihm dieser Wunsch zuerst im Hause Kuglers gewährt. Es war das in die Gedichte nicht aufgenommene Lied „Komm geliebte Nacht, ergieße."

Unter Arbeit und Zerstreuung kam der Frühling heran. Als der Februar eine Reihe von sonnenhellen Tagen brachte, regte sich die Sehnsucht ins Weite. Es wurde mit Röse ein hübscher Plan für die Osterferien verabredet und die Genehmigung der Eltern, die des unerläßlichen Reisescheines wegen erforderlich war, eingeholt. Beide wollten sich in einem Städtchen der Nord- oder Ostseite des Harzes für ein paar Wochen ein Zimmer miethen und von da aus bei schönen Tagen kleine Streifereien ins Land und in die Berge machen. Bis Magdeburg dachten sie mit irgend einer Gelegenheit zu fahren und zu Fuß weiter zu wandern. Die gewünschte Erlaubniß wurde gern ertheilt, kleine Reiserouten entworfen, Handausgaben des Homer und Sophokles herbeigeschafft und für mancherlei poetische Entwürfe Ausführung und Vollendung erwartet; der Schluß der Collegien fand gegen Mitte März statt; nichts schien der Reise mehr im Wege zu stehen; da schlug das Wetter um und auf den trügerischen Frühling des Februars folgte ein so unfreundlicher Nachwinter mit Frost und dichtem Schneegestöber, daß an Reisen nicht zu denken war. Noch im April fiel so hoher Schnee, daß die Communicationen unterbrochen wurden und die Hauptstraßen kaum durch Aufgebot ganzer Gegenden für die Posten gebahnt werden konnten.

Anstatt sich in der Gebirgsluft die Seele auszuweiten und die griechischen Dichter mehr zu genießen als zu studiren, verbrachten die Freunde die Ferien still in Berlin und begannen

das Studium alter Historiker des Thukydides und Tacitus, die, wenn auch nicht an Glanz und Wohllaut mit den Dichtern zu vergleichen, durch tiefen Ernst, edle Darstellung und bedeutsame Blicke in das politische Leben der alten Völker das Lesen fast ebenso anziehend machten.

Je anhaltender und ernsthafter er sich zur Arbeit wandte, desto reicher floß die poetische Ader. Er hatte ein paar Verse geschrieben, daß sich in Berlin nicht dichten lasse; seitdem war es, als wolle die Stadt ihn vom Gegentheil überführen. Ein passender Stoff nach dem andern drängte sich auf und wurde von selbst zum Gedicht. Die Reime fügten sich so mühelos, daß er nicht einmal die Bildung der Form sich zum Verdienst anrechnen mochte. Dabei zeigte er schon jetzt eine glückliche Kälte gegen das gedruckte Urtheil, das ihm eben nicht mehr bedeutete als jedes andere Wort des mündlichen Lobes oder Tadels. Im Chamisso'schen Musenalmanach für 1837, von dem sich damals die süddeutschen Dichter zurückgezogen, waren zwei Gedichte Geibels erschienen: „Rheinsage" und „König Dichter." In Bezug auf das letzte Gedicht, bemerkte Karl Gutzkow in den Literarischen Uebersichten, die er für Lewalds Europa (1836. 4, 230) schrieb: „Emanuel Geibel, ein unbekannter Anfänger, der gleich in seinem ersten Gedichte den Dichter besingt. Er nennt ihn König Dichter und wird wahrscheinlich sein Lebelang dessen Unterthan bleiben. Es charakterisirt recht den Schwachkopf in der Poesie, statt zu dichten immer von der Dichtkunst zu reden." So wurde damals die Kritik in den Tageblättern geübt, um die jungen Poeten im Respekt zu erhalten. Das Gedicht war schon in Lübeck auf der Schule entstanden und ist früher besprochen worden. Als ihm die Mutter, der es von der Detmolder Schwiegertochter verkündigt war, dies abfällige Urtheil besorgt erwähnte, fühlte er sich wenig dadurch beunruhigt und hat recht gethan, das Gedicht von seiner Sammlung nicht auszuschließen.

Mit dem Beginn des Sommersemesters 1837 fanden sich zu den alten mehrere andere Lübecker Freunde wieder in Berlin zusammen. Heise, ein Sohn des Juristen, bezog die Universität; Niebuhr kam von Bonn; Röse war geblieben, auch Mantels, der stiller zurücktrat. Sie sammelten sich mehr um Eine Fahne und verbrachten vergnügte Abende. Niebuhr war der bedeutendste unter allen, sein Gemüth war ebenso tief, wie sein Geist hell und unbefangen, und dabei hatte er die große Gabe, sich über jede Kleinigkeit kindlich freuen zu können, eine Fähigkeit, die bei den andern Freunden immer mehr verloren ging, je weiter sie in der Wissenschaft vorschritten. „Die unglückselige Kritik hat sich in das gesellige Leben schon so fein und spitzfindig eingedrängt, daß am Ende noch aller Genuß darüber verkümmert." Waren sie doch in Berlin!

In den Pfingsttagen machte Geibel, der bis dahin noch nicht über den Thiergarten hinausgekommen war, mit allen gemeinschaftlich eine kleine Wanderung in den Grunewald und in die Pichelsberge, eine Gegend, die viel Holz, Wasser und Hügel hatte, so daß ihnen ganz heimathlich dabei zu Muthe ward. Schon am Sonnabend früh waren sie ausgezogen und streiften nun recht Eichendorffisch, bald im Schatten, bald in der Krone eines Baumes ausruhend, durch den Wald. Mittags wurde in einem Dorfe Halt gemacht, Nachts lagen sie auf guter Streu und in der Morgenkühle ging's fröhlich weiter.

Die Verbindungen mit dem Kugler'schen Hause und mit Bettina dauerten fort. Näher wurde das Band mit Gruppe, den er bisher häufig bei Tisch und in der Literarischen Gesellschaft getroffen hatte, jetzt aber auch zu Hause aufsuchte, wie Gruppe ihn. Unter den gegenseitigen Mittheilungen ist das Gedicht Gruppe's „Pipin und Bertha" zu erwähnen, das Geibel in Bruchstücken kennen lernte. Im Uebrigen war das Verhältniß mehr wissenschaftlicher Art. Gruppe arbeitete damals an einer neuen Ausgabe des Tibull und führte mit Geibel

darüber häufig philologische Discurse. Letzterer las auf Gruppe's Anregung den römischen Elegiker für sich allein wieder durch und verglich den Text mit des Freundes Uebersetzung. Die Resultate, die der letztere aus seiner Arbeit gezogen und die Geibel keineswegs für geringfügig ansah, freuten ihn herzlich. Um den Abschluß zu beschleunigen, übernahm Geibel, da Gruppe anderweit mannigfach beschäftigt war, die Uebersetzung einiger Elegien. Weniger als mit dieser Arbeit konnte Geibel sich mit den Combinationen befreunden, die Gruppe hinsichtlich der Theogonie Hesiods aufstellte und den Philologen zur Prüfung vorzulegen im Begriff war. Die auf einer Art von Lachmann'scher Zahlentheorie beruhende Zerlegung der Theogonie in echte und unechte Stellen hat später entschiedene Gegner gefunden, unter denen Ahrens (jetzt in Hannover) wohl der am gründlichsten widerlegende war.

Chamisso, der im Sommer seine stets kränkelnde Frau durch den Tod von einem unheilbaren Leiden erlöst sah, trug sein Schicksal mit Kraft und Ergebenheit; er blieb ganz derselbe wie früher, nur daß alles Herbe und Scharfe in seinem Charakter einer Weichheit und Milde gewichen war, wie sie in diesem Maße sonst selten bei ihm sich kund gab. Bei einem Besuche um die Mitte des Junimonats in Geibels Wohnung forderte er den jungen Freund auf, ihn bei der Redaction des Musenalmanachs, dem die Süddeutschen sich wieder beigesellen wollten, behülflich zu sein, da Gaudy, der sonst dies Geschäft zu versehen pflege, eben verreise. Der Mechanismus bestand darin, daß der Hülfsredacteur die eingegangenen Beiträge durchzusehen und zur Aufnahme vorzuschlagen hatte. Wie viel dabei in seine Hand gelegt war, erhellt von selbst. Bei der Entscheidung über die Aufnahme des Vorgeschlagenen gab es dann mitunter noch einen Kampf, da des Raumes wegen nicht alles Empfohlene aufgenommen werden konnte und die Ansichten über das nun noch Auszuscheidende manchmal sehr auseinander

liefen. Chamisso zeigte sich dabei immer Gründen zugänglich, nur wo ihn ein Wort, eine Wendung in einem sonst nicht gerade vollendeten Gedichte gefaßt hatte, zum Theil eine bloße frappante Antithese, oder wo es den Namen eines seiner Lieblinge zu vertheidigen galt, blieb er starr und fest bei seiner Meinung.

Schon im Laufe des Winters hatte Geibel die Bekanntschaft eines älteren beinahe schon vergessenen Dichters gemacht. Ernst von Houwald, der als Syndicus der Niederlausitz während des Landtages sich in Berlin aufhielt, wohnte mit ihm Stube an Stube. Hitzig, der denselben einmal nicht zu Hause traf, beauftragte Geibel, ihn mit in die Literarische Gesellschaft zu bringen. Geibel gefiel dem freundlichen Greise, der ihm von der Entstehung seiner Märchen, von seinem Gute mit grünen schattigen Linden und seinem Hause voller Kinder erzählte. Als Zimmernachbarn sahen sie sich häufig. Houwald forderte den jungen Dichter mehrfach freundlich auf, ihn in Neuhaus zu besuchen, und nahm ihm, als der Landtag zu Ende war und er abreisen wollte, mit dringender Freundlichkeit das Versprechen ab, in den nächsten Ferien einige Zeit auf seinem Landgute zu verleben. Da die Einladung schriftlich wiederholt wurde, nahm Geibel sie an und entschloß sich, gleich im Anfang der Ferien die zehn Meilen bis Schloß Neuhaus in der Niederlausitz zu Fuß zurückzulegen. In zwei Tagen war die Wanderung abgemacht. Er fand die freudigste Aufnahme in der liebenswürdigen Familie; der Hausvater mit seiner biedern Herzlichkeit und die freundlich mittheilende Mutter waren mit fünf Töchtern, Wilhelmine, Emma, Florentine, Camilla, Margarethe und ebensoviel Söhnen beglückt, von denen vier schon in der Welt sich versuchten und nur noch einer, Heinrich, zu Haus war. Die Eingewöhnung in die Hausordnung machte sich rasch und that wohl. Früh um sechs Uhr versammelte man sich auf der Gartenterrasse zum Frühstück, wobei eine

Stunde verplaudert wurde. Dann ging jeder an sein Geschäft in Küche, Keller und Garten. Geibel war gewöhnlich mit beim Obstpflücken. Später setzten die Mädchen sich mit Handarbeiten in eine der vielen Lauben und dabei wurde gesprochen oder vorgelesen bis Eins. Dann setzte man sich im großen Familiensaal, dessen Kuppel durch mehrere Stockwerke reichte, zu Tisch. Der Nachmittag verging wieder unter mancherlei Beschäftigungen, und den Abend bis zu Tisch füllte gewöhnlich ein Spaziergang aus. Nach dem Abendessen ging es wieder auf die Terrasse, die gerade in jenen Tagen vom herrlichsten Mondschein beleuchtet wurde. Lieder und trauliche Gespräche bildeten den Schluß der angenehm verlebten Tage. Bald nach zehn Uhr erloschen die Lichter im Schloß und Alles schlief bis zur gewohnten Ordnung des nächsten Tages. Aus dem anfänglich auf einige Tage beschlossenen Besuch wurden auf Zureden acht, wurden vierzehn, wurden drei Wochen. Endlich mit Ende des Monats wollte er sich nicht länger halten lassen. Während dieser heitern idyllischen Zeit war die Cholera wieder mit furchtbarer Gewalt in Berlin ausgebrochen. Dorthin war eine Reise also mißlich. Geibel entschloß sich deßhalb, über Wittenberg und Hamburg nach Lübeck zu reisen, wo er den September und October verbrachte.

In das Jahr 1837 fällt eine Reihe sehr verschiedenartiger Lieder, die theils in Berlin, theils in Lübeck entstanden sind und hier kurz erörtert werden müssen. Es ist schon bei Gelegenheit der in Bonn entstandenen Gedichte einiger Sonette und der Abendfeier in Venedig gedacht, die aus einer fingirten Situation herausgedichtet wurden und durch die Erkünstlung individueller und lokaler Töne nicht eben zu den glücklichsten Erzeugnissen gehören. Sei es noch in Bonn, sei es in Berlin, wo die Empfindung sich an bestimmten Anlässen nicht gestalten wollte und deßhalb nach Stoffen *gesucht* wurde, begann der Dichter die vereinzelten Bilder zu einem Cyklus abzurunden

und verfaßte eine Reihe von Gedichten, die im ersten Jahrgange von A. Reumonts Italia (1838) unter dem Titel „Erinnerungen an Venedig. Aus den Papieren eines Weltmanns“ ohne den Namen des Dichters gedruckt erschienen. Es sind sechzehn Gedichte, von denen nur sechs in die spätere Sammlung der Gedichte Aufnahme gefunden haben. Der Plan der Bilderreihe ist einfach und die Ausführung, wenn man sich mit der elegischen Behandlung ersonnener Situationen überhaupt befreunden kann, geschickt mit allerlei scheinbaren Localbeziehungen durchwoben. Der Dichter schickt im Prolog voran, daß sein dem stürmisch dunkeln Himmel der Heimath entsprechendes Gemüth unter dem klaren Aether Venedigs heiter gestimmt und der Mißklang zu Accorden aufgelöst ist. Er wandert nun Abends auf dem Markusplatze, wo in dem Gewühle manch rasches Mädchen mit sanftem Blick und stolzgewölbten Brauen sichtbar wird; besteigt, um einen Ueberblick über Venedig zu gewinnen, bei Sonnenuntergang den Campanile und belauscht in der Markuskirche ein liebendes Paar, das halb betet, halb kost. Nach diesen allgemeineren Zügen geht er zu einem eigenen Abenteuer über. Bei einer Gondelfahrt auf dem großen Kanale erblickt er oben in einem Fenster eine Schöne, deren Auge in unbewußtem Schmachten strahlt und doch ihn kaum beachtet; er aber muß nun ewig nach ihrer Liebe trachten und sollt' er im Ringen danach auch untergehen. Diese Schöne nennt er Giulietta. Um sie weint er nun Nachts Zähren der Sehnsucht; wie der Mond, der die dunkle Brenta mit Glanz überströmt, so erhellen ihre Blicke den dunkeln Strom seines Lebens. Lange hat er, ohne zu klagen, um sie geworben; es scheint ihm nun lange genug, so daß sie ihn endlich in den Hafen ihrer Gunst einlaufen lassen könnte. Im lauten bunten Getriebe des Maskenfestes starrt er in den Dampf der Kerzen und seufzt, daß ihm nichts geblieben als dunkle Sehnsucht in dem verwaisten Herzen. Endlich kommt die „Erfüllung“ —

ein Gedicht, das sich unter den Bonner Gedichten in ganz andrer Bedeutung darstellte, hier nun als der Ausdruck gewährter Gegenliebe gilt. Es folgt dann die an sich und auch in dieser ersonnenen Situation sehr schöne Gondoliera, die ganz objectiv und allgemein das Werben des Liebenden in Venedig darstellt und allenfalls ins Italienische übertragen für ein nationales Lied gelten könnte. Daran schließen sich einige Hyperbeln: wie das von Zauberspruch verstörte Schloß der alten Sagen beim rechten Lösungsworte sich wieder aufbaut, wenn die Geliebte den Bannfluch, der auf seinem Herzen lag, besiegt und der Liebe Zauberschloß aus dem Trümmerhaufen erstehen läßt. Andere Dichter mögen deßhalb um Lorbeer singen; ihm gilt der Ruhm nichts, er wirbt nur um Gruß, Liebesblick und Kuß seiner Schönen, wählt sich den Liebesgott zum Schenken und gibt sich süßen Genüssen des Weines, des Gedichts, des Gesanges hin. Endlich gaukeln denn beide, Giulietta und der Weltmann, in der Gondel des Nachts auf der Brenta spazieren; er summt mit leiser Stimme Liebeslieder, die einst glühend von Tasso's Lippen erklungen sind; da beugt sie sich lächelnd zu ihm nieder, umfängt ihn liebend mit weichem Arm, er saugt das süße Feuer ihrer Seele von ihren Lippen und will nun, da er diese Wonne ganz genossen, gern vom Licht der Sonne scheiden. Den Beschluß macht die schöne Abendfeier „Ave Maria! Meer und Himmel ruhn."

Derselbe Jahrgang der Italia enthält ein zur Erklärung des Titelkupfers bestimmtes Lied mit Geibels Namen, das in gewisser Weise eine Schularbeit genannt werden kann. „Das Mädchen von Albano," wie der Titel des Bildes und Gedichtes lautet, ist ein Monolog. Das Mädchen, von Cecco zur Avezeit herbeschieden, steht sinnend und schaut nach dem Geliebten aus, der sich verspätet; sie quält sich mit eifersüchtigen Einbildungen und steigert sich in Unmuth und Neigung bis zum Entschluß, ihm morgen beim Feste seinen Strauß vor die Füße

zu werfen; als er aber erscheint — sie erkennt ihn am Gange, „so lehnt er den Stab über“ — stürzt sie frohlockend auf ihn zu, froh ihn endlich zu sehen. — Die kurzen hingeworfenen abbrechenden Sätze des Monologs verrathen, daß Geibel es auch einmal in Gaudy's Manier versuchen wollte. Dieser Dichter liebte die gutmüthige Ironie der Selbstunterredung und pflegte die Vorstellungen, die er hervorrufen wollte, leicht anzudeuten und dann, wenn der Leser wissen mußte, wo er hinaus wollte, rasch abzubrechen, das lose Ganze aber durch einen refrainartigen Schlußvers jeder Strophe zusammenzuhalten. Unser Dichter, dem die Manier nicht sehr natürlich war, da er das Gefühl lieber breit ausfluten läßt, als mit epigrammatischem springendem Witze spielt, hat spätere Versuche der Art nicht gemacht und auch „das Mädchen von Albano“ in seine Gedichte nicht aufgenommen.

Wie das letzterwähnte Gedicht wesentlich nicht unter die ersonnenen Situationen gehört, da es eine bestimmte Anschauung objectiv, im Geiste einer fremden Persönlichkeit, nicht in der eigenen des Dichters, behandelt, ebenso ist „die junge Nonne,“ ein Gedicht, das ebenfalls dem Sommer 1837 und Berlin angehört, nur ein zum Sprechen belebtes Bild. Das arme Mädchen klagt im naiven Ton des Volksliedes, daß es seine jungen Jahre einsam im Kloster vertrauern muß, während es frei und lustig sein möchte wie die Vöglein, die am Fenster der Zelle das Nest bauen; wenn der Abend dunkelt, denkt sie an ihren Schatz, aber er ist weit und ihre Thränen fließen:

Es fließen wohl die Wellen mitsammen in das Meer,
Es fliegen mitsammen die Vögel drüber her,
Der Tag hat seine Sonne, die Nacht den Sternenschein,
Nur ich muß alle Stunden einsam sein.

Die rührende Naivetät des Ausdrucks, durch die meisterhafte, offenbar für den Gesang bestimmte Form des Verses

gehoben, macht das Gedicht zu einem der gelungensten dieses Abschnittes. Einen ähnlichen Gedanken behandelt „Traumkönig und sein Lieb.“ Das Mädchen schläft; der Traumelfe spiegelt ihr glückliche Liebe vor; sie erwacht, von lieblicher Scham übergossen, und preßt das Herz; Liebe und Glück waren nur geträumt.

„Die beiden Engel,“ Liebe und Freundschaft, gaben den Anlaß, eine Reihe von Vergleichungen und Contrastirungen zwischen beiden vorzutragen: „Die Liebe will erwerben und besitzen, die Freundschaft opfert, doch sie fordert nicht.“ Die Folge der zum Theil sehr wahren Antithesen schließt mit dem Preise des Herzens, in dem beide Engel wohnen. Vielleicht war das Gedicht für eine besondere Gelegenheit gedichtet, hat aber auch unabhängig davon seinen Werth, freilich keinen höheren als die Antithese überhaupt.

Bei drei andern Gedichten des Berliner Sommers 1837 bin ich ungewiß, ob sie eigene Empfindungen ersonnener Situation oder nur der objective Ausdruck einer fremden Gemüthsstimmung sind. In „Verlorner Liebe“ erzählt ein Freund dem Freunde, um seinen Trübsinn zu erklären, die mit lebendigen kleinen Zügen ausgeschilderte Geschichte seiner Jugendliebe; ein anderer, den sie nicht lieben konnte, dem ihre ersten Küsse nicht gehörten, führte die Geliebte zum Altar, sie erbleichte, der Priester sprach das Wort, der Erzähler aber stand dabei und mußte schweigen. Bei der Erinnerung daran kocht sein Herz in Grimm — doch hinweg damit — beim Weine will er schwärmen, bis es tagt. „Auf dem Wasser,“ am schönen Abend, während alle froh sind, möchte er es auch sein, aber sein Herz ist todt; und stiege seine Liebe mit allen Wonnen, die sie ihm einst geboten, wieder aus dem Grabe, es würde umsonst sein; denn hin ist hin und todt ist todt.

Diese beiden verzweiflungsvollen Gedichte, die, obwohl durch den bestimmt ausgesprochenen Verlust der Geliebten motivirt,

doch in die Kategorie des damals üblichen und allgemein grassirenden Weltschmerzes gehören, wollen nicht zu dem weichen Tone des Liedes stimmen, das sich unmittelbar daran schließt. „Des Müden Abendlied,“ gleichfalls in Berlin gedichtet, spricht voll und innig in den einfachsten Worten eine zwar pathologische, aber im Anschauen des verglimmenden Abendroths auch sonst gesunde Naturen manchmal beschleichende und deßhalb allgemein menschliche Stimmung des Vergänglichen, Hinfälligen aus, die Stimmung des nach Frieden und wär' es der Frieden des Todes sich sehnenden Herzens.

An der subjectiven Wahrheit dieser Lieder, namentlich der beiden ersten, wird man irre, wenn man die gleichfalls in Berlin 1837 entstandenen drei „Mädchenlieder“ daneben hält. Es sind offenbar aus Briefen entlehnte und nur dichterisch ausgeführte Klagen und Vorwürfe eines geliebten Mädchens. Sie klagt, daß ihre Blumen verwelken müssen, da der Geliebte fern; daß der Traum der Liebe wie die Bäume verblüht und vom Winde verweht wird; daß der liebe falsche Knabe singend ins Land hinausgezogen — jede Klage ein Vorwurf, und jeder Vorwurf doch nur Bekenntniß der Liebe. — Mit diesen Gedichten stimmt eine Reihe anderer überein, die in die Ferienzeit und nach Lübeck gehören. Das reinste Gefühl glücklicher, erhörter Liebe findet darin die einfachsten innigsten Worte; die leicht angedeuteten Verhältnisse von Zeit und Raum sind doch klar und unverkennbar. Kornblumen zum Kranze für ihr blondes Haar flechtend, erkennt der Liebende darin die Farbe der Treue und des Himmels, der ihm in ihrer Liebe zu Theil geworden. Er hält sie endlich umfangen und was das Glück zu geben vermag, ist sein in seliger Fülle; alle Seligkeit der Erde hat er gewonnen, nichts besseres kann ihm aufbehalten sein, darum möcht' er wie die sinkende Sonne im Glücke hinsterben. Er gedenkt, wie er einst vor Gram geweint und nun vor Wonne, und wie das höchste Leid und die höchste Lust

einander so gleich sind. Sie wandeln, wenn der Abend in das Meer versunken, traulich zusammen in dem Buchengange am Ufer, schweigend und still; das höchste Glück hat keine Lieder; nur ein Blicken, ein Kuß und alle Sehnsucht ist gestillt. Aber die Stunde des Scheidens naht; wenn sich früher das Dasein in der weiten Welt, die nun kalt und finster blickt, ertragen ließ, wie wird es möglich sein, die Trennung von der Geliebten zu ertragen? Die Lieder sollen goldne Brücken von ihm zu ihr schlagen und der Traum sie vereinigen.

Das war Geibels eigenster Ton. Diese einfachen Seelenlaute haben ihm zuerst die Gunst gewonnen, deren er sich seitdem dauernd erfreut hat. Es gab Dichter genug, mit denen er unter den Zeitgenossen um den Kranz zu ringen hatte, im Liede der Liebe stand er hinter keinem zurück. Seit Goethe war wenigstens keiner, selbst Uhland und Rückert nicht, fähig gewesen, das frohe Glück der Liebe so einfach und seelenvoll auszusprechen wie Geibel, bei dem man fühlt, daß er wahrhaft empfindet, was er sagt. Das Liebeslied ist nicht das Höchste der Lyrik, aber in aller Poesie gibt es nichts Höheres als den vollendeten Ausdruck dessen, was den Dichter als Inbegriff der edlen Menschheit erfüllt.

Die beiden Balladen „zwei Könige“ und „der letzte Skalde,“ von denen die erste in die Ferien und nach Lübeck, die andere in den Vorwinter und nach Berlin gehört, mögen hier als Versuche erwähnt werden, den Ton des nordischen Heldenliedes anzuschlagen. Die Motive sind einfach, die Ausführung düster.

Mit Anfang November begannen die Collegia noch nicht, da die Cholera noch im Gange, wenn auch im Erlöschen war. Geibel wagte aber die Reise nach Berlin schon Ende Octobers und durfte um so muthiger wieder nach Berlin gehen, da er eine neue gesundere Wohnung gefunden hatte und zwar ein Zimmer in dem Thurme, den Häring ihm früher gezeigt hatte. Ein großes Fenster der sehr geräumigen Stube, das gegen

Norden blickte, war mit einem dicken wollnen Vorhange verdeckt, da zwei nach Westen liegende Fenster hinlänglich Licht gewährten. Ein an das Zimmer stoßender Alkoven war gleichfalls mit einem starken Wollteppich verhangen; ein kleiner eiserner Ofen sollte heizen. Ein Blick in diese Räume, das Eckzimmer eines Thurmes, drei Fenster, zwei Thüren, von denen die eine fast so gut wie offen stand, und ein Ofen, fast so klein, als ob keiner vorhanden war, mußte sagen, daß dieß höchstens eine Wohnung für den Herbst, durchaus keine für den Winter sein konnte. Geibel, der sich sonst in solchen Dingen praktisch genug benahm, hatte dafür kein Auge gehabt. Die Folge davon war, daß er, während das Oefchen im wahren Sinne glühte, frieren und schließlich ein kleineres behaglicheres Zimmer in Härings Hause beziehen mußte, bis die Kälte sich gemildert hatte.

Die Collegia, die er in diesem Winter hörte, waren griechische Alterthümer bei Böckh, die ziemlich langweilig vorgetragen wurden; ferner bei Schöll Mythologie mit besonderer Berücksichtigung der übriggebliebenen Denkmäler; endlich setzte er den schon im Sommer begonnenen Cursus der Kunstgeschichte bei Franz Kugler fort. Daneben wurde gemeinschaftlich mit Mantels das Studium des Thukydides betrieben.

Auch der alte Umgang blieb derselbe mit Gruppe sowohl als mit Kugler, ebenso mit Bettina. Als er sie zuerst wieder besuchte, fand er sie sehr aufgelegt; sie empfing ihn mit hundert Späßen und verplauderte eine Stunde mit der größten Munterkeit. Als er dann gehen wollte, befahl sie ihm die Frau Mathieux zu holen und mit dieser ihr den Abend Gesellschaft zu leisten. Geibel, der die ausgezeichnete Clavierspielerin schon früher in ihrem Kreise gesehen, that wie ihm geheißen wurde. Nun lagerten sie sich in drei Ungeheuern von Lehnstühlen um den Ofen und begannen ein trauliches Dämmergeschwätz. Später ging die Mathieux ins Nebenzimmer und setzte sich an den Flügel. Bettina aber kauerte sich wie ein Kind auf ihrem

Lehnstuhle zusammen und erzählte fort und fort mit ihrer leisen eigenthümlichen Stimme phantastische Geschichten, tolle Einfälle, gemüthliche Schnurren und muthwillige Streiche, wie sie dem Fürsten . . . in die falschen Waden gestochen, Gutzkow den Text gelesen und hundert Dinge, die kraus und bunt durch ihren Kopf liefen. Als sich die kleine Gesellschaft trennte, war Mitternacht vorüber. Die beiden Töchter waren in Frankfurt zum Besuch und wurden erst gegen Ende November zurückerwartet.

Der Frau Mathieux werden wir, wenn sie zum zweitenmale an den Traualtar tritt, später noch wiederbegegnen. Gegenwärtig gab sie in Berlin Musikunterricht. In manchen Beziehungen war sie eine zweite Bettina, nur etwas mehr ins Heroische übersetzt, was sich freilich erst nach einem Jahrzehend deutlicher kund gab. Mit unglaublicher Redegewandtheit und großer Lust an der Geltendmachung dieses Talents ausgestattet, verstand sie es vortrefflich, eine ganze Gesellschaft zu unterhalten, während sie für den Einzelnen der Unterhaltung fast zuviel hatte. Mit fabelhafter Schnelligkeit pfropfte sie Geschichten, Späße und Reflexionen aufeinander. Ein gewisses Uebermaß war ihr überhaupt eigen. Sie war so reich mit Talenten begabt, daß sie keins derselben zur künstlerischen Vollendung ausbildete; sie arbeitete mit unglaublicher Schnelligkeit und mochte sich nie die Zeit nehmen, etwas ruhig ausreifen zu lassen. In vier Tagen hatte sie ein gereimtes Lustspiel geschrieben, in drei Wochen eine komische Oper, Text sowohl als Musik, zu Stande gebracht. In allen ihren Arbeiten fand sich stellenweis viel Schönes, sie waren geistreich erdacht und gefällig arrangirt; aber die eilfertige Hand der Dilettantin, die aus bloßer Ungeduld und Hast lieber Neues beginnt, als das Begonnene und zu Ende Gebrachte künstlerisch vollendet, blieb überall sichtbar. Unerschöpflich war sie im Liedercomponiren und namentlich hatte sie Geibels Liedern ihre Neigung zugewandt. Etwa zwanzig seiner Gedichte hatte

sie bereits gesetzt, mit denen Geibel sich nicht recht befreunden konnte, da die Melodie von der Begleitung erstickt wurde, wie sie denn im Allgemeinen dem Grundsatze huldigte, daß die Begleitung eigentlich die Stimmung des Gedichtes angeben solle. Geibel begegnete dieser merkwürdigen Frau häufig bei Bettina, wo er manchmal zu Tische, öfter des Abends ein immer gern gesehener Gast war. Auch Niebuhr hatte dort Umgang, und manche Notabilitäten Berlins, mit denen im Uebrigen ein näheres Verhältniß nicht bestand, wurden ihm dort oder in andern Gesellschaften bekannter; so unter Andern Leopold Ranke, der bald bei Twesten, bald bei Bettina mit ihm zusammentraf. In einer dieser Gesellschaften — es war bei Twesten — kam in einem politischen Discurse die Rede auf Spanien; man fragte Ranke, welch ein Prognostikon er dem Lande stelle. Er meinte, wenn keine fremde Macht mit sehr bedeutenden Streitkräften intervenire, so sei bei den ungeheuren Zerwürfnissen nichts anderes vorauszusehen, als die Auflösung Spaniens in seine alten Königreiche.

Am 27. November hielt der Künstlerverein sein Stiftungsfest. Geibel war durch Kugler eingeführt und sah in den ungeheuren Sälen des englischen Hauses der glänzenden Versammlung von mehr als dritthalbhundert Personen, unter denen die ersten Meister der Zeit, Schadow, Rauch, Schinkel, Bendemann, Wach und andere sich befanden, mit der Begeisterung die eine große Gesellschaft in gehobner Stimmung hervorrufen kann, aber doch auch mit der Unbefangenheit des unbetheiligten Beobachters zu. Nachdem das Gewoge eine Zeitlang in der langen Zimmerreihe auf und abgeschwankt, öffnete sich ein dunkler Saal, in dem eine leise Musik die Gesellschaft empfing. Als sie verstummte, trat A. Schöll in bunter phantastischer Tracht aus dem Hintergrunde vor und hielt eine hübsche Anrede in wohlklingenden Stanzen. Am Schluß winkte er gegen den Hintergrund, der Vorhang flog

auf und es begann eine Reihe von lebenden Bildern, die mit ihrem wechselnden Reiz das Auge länger als eine Stunde beschäftigten. Musik und Gesang unsichtbarer Sänger floß dazwischen. Beim darauf folgenden Souper sang die Liedertafel. Lange nach Mitternacht löste sich die Gesellschaft auf.

Das Verhältniß zu Chamisso war das alte zutrauliche geblieben. Als der greise Dichter den „Armen Heinrich" Hartmanns von der Aue bearbeitet hatte, wollte er das Gedicht, das auch seine Familie noch nicht kannte, gern einmal aus fremdem Munde hören und Geibel mußte ihm und den Seinigen eines Abends im November den Dienst leisten. Der alte hinsterbende Mann schien sich ganz wieder von dem harten Schlage, den ihm der Verlust seiner Frau versetzt hatte, erholt zu haben; er war wieder ganz munter und hingebend im Gespräche, und wenn er auf seine Reisen gebracht wurde, glänzten seine Augen. Die Erinnerung an diese Reisen bildete überhaupt den Kern seines Lebens.

Häring zeigte dem jungen Hausgenossen viel Vertrauen. Der sonst ruhige und kühle Mann kam Anfangs December eines Abends spät in heftiger Bewegung noch auf Geibels Zimmer. Die Stunde war an sich nicht ungewöhnlich, da sie sich Abends oft, wenn Einer von ihnen spät zu Hause kam und auf dem Zimmer des Andern noch Licht sah, zu besuchen pflegten, aber die Aufregung, die sich vergebens hinter ein gleichgültiges Gespräch zu flüchten suchte, war so auffallend, daß Geibel nach dem Grunde fragte. Da konnte der Glückliche sein Herz nicht länger verschließen. Er war seit drei Stunden Bräutigam. Seine Braut, eine schöne und liebenswürdige Engländerin, hieß Lätitia Percival. Am andern Tage sollte die Verlobung öffentlich werden. Mutter und Schwestern des Verlobten waren über die Sache selbst und über die getroffene Wahl äußerst glücklich. Geibel sah die junge Dame zuerst bei Rellstab und seitdem häufig.

Den Weihnachtsabend verbrachten die Lübecker zusammen bei Heise; sie hatten sich einen Tannenbaum aufgeputzt und bedachten sich mit allerlei kleinen Geschenken. Das angenehmste Geschenk wurde ihm bald darauf noch vor Jahresschluß durch Bettinas Hand geboten und er zögerte nicht, es anzunehmen.

Als Geibel von seinem Freunde Curtius gelegentlich aus Athen Nachrichten erhielt, die voll Entzücken das dortige Leben schilderten, die neue Welt, die sich über den großartigen Trümmern des Alterthums lustig aufbaute, die moderne Cultur, die mächtig mit der schönen Wildheit eines halb orientalischen Volkes zu ringen begann, all das bunte Treiben in dem herrlichen Lande, den Himmel, das Meer — da wurde dem Freunde ganz sehnsüchtig zu Sinne. Er schrieb (am 16. Juni 1837): „Aber wer weiß was die Zukunft bringt. Curtius hat sichs vorm Jahre auch nicht träumen lassen, daß er jetzt in Athen sein würde." Dies sehnsüchtige Vertrauen, daß es ihm auch noch einmal so gut werden könne, mag sich oft genug bei Bettina ausgesprochen haben, und die kluge Frau traf, ohne davon zu reden, ihre Maßregeln.

Am 28. December ließ sie Geibel zu sich rufen und eröffnete ihm, daß der in oder bei Athen lebende griechische Fürst Katakazis, der mit ihr und Savigny weitläufig verwandt und beiden persönlich bekannt sei als ein Mann von edler Gesinnung, für seine zehn= bis zwölfjährigen Söhne einen Hauslehrer suche und sich deshalb an Savigny gewandt habe. Er verlange hauptsächlich und vor Allem gründliche Kenntniß und gute Aussprache des Deutschen und Bekanntschaft mit der deutschen Literatur; ferner Kenntniß des Altgriechischen, Lateinischen und Französischen, Bekanntschaft mit dem Englischen und was Geschichte und Geographie betreffe, eine allgemeine Bildung. Die Verpflichtung erstrecke sich auf drei Jahre. Die Bedingungen seien außer freier Station ein Gehalt von 2000 Francs; wenn es beiden Theilen nach drei Jahren noch länger

gefalle, würden 500 Francs Zulage erfolgen; mehrerer andern Vortheile nicht zu gedenken. Savigny, dem in der Sache die Hauptentscheidung anheimgestellt sei, habe zwar bereits obenhin den Einen oder Andern in Vorschlag gebracht, jedoch ohne Nachdruck und besonderes Interesse.

Bettina meinte, es könne vorläufig für Geibel keine wünschenswerthere Stellung geben, als eine solche, und da sie glaube, ihn mit aller Wärme dazu empfehlen zu können, wolle sie, nachdem sie bereits mit Savigny Rücksprache genommen, seinetwegen an den Fürsten schreiben; auch wünschte sie, daß Geibels Vater an Savigny schreiben möge und daß Geibel selbst seine Zeugnisse bei letzterem einreiche.

Geibel trug keinen Augenblick Bedenken, auf den Vorschlag, natürlich unter Vorbehalt der Einwilligung der Eltern, freudig einzugehen. Den Anforderungen hoffte er Genüge leisten zu können. Freilich mußte er sich noch den Gebrauch der französischen Sprache zu eigen machen, was ihm jedoch, wenn er sich mit allen Kräften auf dies Eine Feld werfe, bis Ostern möglich erschien. Lehrstunden, Lectüre, französisches Theater, so wie der Umgang mit Franzosen, waren die Mittel, die ihm dabei zu Gebote standen. Auch schien es ihm nöthig, Reitstunden zu nehmen, da Curtius ihm geschrieben, daß das Reiten nicht nur dort, sondern schon auf der Hinreise unentbehrlich sei.

Die Vortheile, die ihm aus der angebotenen Stellung erwachsen mußten, waren einleuchtend und schienen die Unbequemlichkeiten derselben bei weitem zu überwiegen. Abgesehen davon, daß er Welt und Menschen kennen lernte, daß sich ihm in neuen Sprachen neue Gebiete des Wissens eröffneten, daß das Altgriechische ihm durch praktische Erlernung des Neugriechischen lebendiger werden mußte, kam er nach Griechenland, ein Umstand, der an sich schon ausreichenden Grund zu geben schien, den Menschen, den Philologen, den Dichter zu

jeder derartigen Unternehmung anzuspornen. Auch die günstigen Bedingungen forderten Beachtung, zumal da über kurz oder lang doch ein ähnliches Verhältniß eingegangen werden mußte. Manche Hoffnungen ließen sich an solche Stellung in solchem Lande knüpfen; Ausblicke eröffneten sich, wie sie keine andere Verbindung der Art jemals wieder gewähren mochte. Bei alledem war jedoch nicht zu vergessen, daß die Sache unsicher war, da schon Andere von andern Orten her den Vorsprung gewonnen haben konnten. Allein schon der bloßen Aussicht wegen glaubte er alles thun zu müssen, um sich für die Stellung fähig zu machen. Die bestimmte Entscheidung konnte der weiten Entfernung wegen erst gegen Ostern, den Termin des Abganges, eintreffen; allein wenn dem Hauptstudium während dieser Zeit auch Abbruch gethan wurde, die immer nützliche Fertigkeit in der französischen Sprache verhieß diesen Mangel zu ersetzen.

In diesem Sinne schrieb er, abweichend von der Gewohnheit, an den Vater und bat zugleich, mit der Mutter, an welche die Briefe gewöhnlich gerichtet wurden, von der Sache nicht zu reden, bis Gewißheit da sei.

In Hoffen, Bangen, Fleiß und Freude vergingen die Tage des Jahreswechsels. Der Sylvesterabend wurde bei Häring verbracht, wo Lätitia die Honneurs machte. Am Neujahrstage hatte Neander zu Tische gebeten; der Abend ging bei Kugler, der andere bei Bettina hin und am dritten Januar ging Geibel zu Chamisso — überall die gleiche freudige Theilnahme an dem Glück, das sich dem Freunde, dem Schüler zeigte. Die Unruhe wurde dadurch begreiflicher Weise nicht geringer. Noch ehe die verlangten Zeugnisse eingingen, hatte Savigny, nachdem er bei diesem und jenem genauere Erkundigungen über Geibel eingezogen, gleich nach Neujahr seinen empfehlenden Brief an den Hrn. v. Katakazi abgesandt, auch hatte Bettina an den Schwager des Gesandten, den Staatsrath

Schinas in gleichem Sinne geschrieben. Geibel befahl die Angelegenheit Gott und bereitete sich, nachdem die erste Aufregung beschwichtigt worden, auch auf den Fall vor, daß die Sache ohne Resultat bleibe.

Der Vater hatte es nicht vermocht, der Mutter das bevorstehende Glück des Sohnes zu verschweigen, und gern und freudig seine Einwilligung gegeben. Die Mutter scheint bedenklicher gewesen zu sein. Um sie zu beruhigen, schrieb Geibel, er könne mit dem, was sie über Berlin und Athen sage nicht ganz übereinstimmen. „Daß in Berlin, schreibt er, ein Schatz des Wissens und der Kunst aufgehäuft sei, wie an wenigen andern Orten, daß wiederum ich hier sehr viel Glück gehabt habe, das erkenne ich dankbar an; aber die Blüthe von dem, was es zu bieten vermag, habe ich genossen und ich bin noch zu jung, um mich auf einen so engen Kreis beschränken zu dürfen. Berlin ist nicht die Welt. Mein Herz sehnt sich, andere Menschen, andere Verhältnisse zu sehen. Ich werde Alles daran setzen, mir neue Anschauung und eine selbstständigere Stellung zu gewinnen, am liebsten im Auslande. Ich fühle, daß eine solche Veränderung mein innerlichstes Bedürfniß ist. Neulich noch, als ich mit Chamisso über ähnliche Dinge sprach, sagte er mir: Ein junger Mensch, namentlich wenn er Poet ist, kann sich nicht genug in der Welt umsehen. Wer darstellen will, muß sich vor Allem reichen Stoff sammeln, sonst wird er den „jungen Deutschen" gleich werden, die nichts gesehen und wenig gelernt haben und deshalb ewig ihre eigene Erbärmlichkeit uns vorführen. Wenn ich jung wäre, ich ginge nach Griechenland. Das ist das Land, das neben tausend schönen Erinnerungen auch in der Gegenwart uns die Beobachtung der buntesten und mannigfachsten Zustände gewährt."

Auch in Bezug auf seine Verhältnisse in Berlin selbst fühlte er die Nothwendigkeit, sich herauszureißen, nicht weil es ihm dort an irgend etwas gemangelt hätte, lediglich und allein,

weil es ihm zu gut ging. Er war so in das gesellige Treiben hineingerissen, daß die Abende für ihn geradezu verloren waren und daß er keinen Augenblick Zeit hatte, zu seinem eigenen Vergnügen irgend etwas zu treiben. Man zog ihn in die verschiedenartigsten Kreise hinein und würde es ihm als Trotz und Hochmuth gedeutet haben, wenn er nicht hätte kommen wollen. Seit Neujahr war er keinen Abend allein zu Hause gewesen; gewöhnlich hatte er auf den Tag zwei Einladungen, ja es kam vor, daß er fünf Engagements von verschiedenen Seiten her für denselben Abend erhielt. Noch im Februar, als er bereits entschlossen war, auf keinen Fall zu bleiben, wurde er in vier Familien neu eingeführt: bei der Hofmarschallin von Kalb, dem Bankier Lipke, dem Hofrath Philippi und dem Maler Professor Begas. So angenehm ihm jedes einzeln sein mußte, der Zusammenfluß wurde ihm zuviel. Und wenn er sich auf der einen Seite immerhin freuen mochte, das Residenzleben auf diese Weise durch und durch kennen zu lernen, so sehnte er sich auf der andern doch um so stärker seiner fernen Abgeschiedenheit entgegen. Als die Entscheidung von Tage zu Tage näher rücken mußte, faßte er die Stimmung in dem Liede zusammen, das unter der Ueberschrift „Sehnsucht" zuerst in Büchners deutschem Taschenbuch erschien und im zweiten Buch der Gedichte den Schluß bildet. Es war das letzte Lied vor der Abreise.

Ich blick' in mein Herz und blick' in die Welt,
Bis vom schwimmenden Auge die Thräne mir fällt;
Wohl leuchtet die Ferne mit goldenem Licht,
Doch hält mich der Nord — ich erreiche sie nicht —
O die Schranken so eng, und die Welt so weit,
Und so flüchtig die Zeit!

Ich weiß ein Land, wo aus sonnigem Grün
Um versunkene Tempel die Trauben blühn,

Wo die purpurne Woge das Ufer beschäumt
Und von kommenden Sängern der Lorber träumt,
Fern lockt es und winkt dem verlangendem Sinn,
Und ich kann nicht hin!

O hätt' ich Flügel, durch's Blau der Luft,
Wie wollt' ich baden im Sonnenduft!
Doch umsonst! Und Stunde auf Stunde entflieht —
Vertraure die Jugend — begrabe das Lied —
O die Schranken so eng, und die Welt so weit,
Und so flüchtig die Zeit!

Endlich am 1. März brachte eine Mittheilung Savignys Gewißheit. Geibel war für die Stelle von Katakazi angenommen und sollte Ende April in Triest sein. Es waren fünfhundert Francs Reisegeld ausgesetzt. So rasch als thunlich verabschiedete er sich, indem er seine übrigen Verhältnisse zum Abschluß brachte, bei Bekannten und Freunden, und war Mitte März in Lübeck.

Griechenland.

Die Reise. In Attika. Kephissia. Athen. Inselreise. Heimkehr.

1838 — 1840.



Die Reise.

Nach mehrwöchigem Aufenthalte in der Vaterstadt, der meistens mit französischen Uebungen verbracht wurde, trat Geibel die Reise nach Griechenland an. Der Weg führte wieder über Hamburg, wo er in der Wattenbachschen Familie Niebuhr begegnete und Lebewohl sagte. Die Lüneburger Heide wurde diesmal in der Richtung nach Braunschweig durchschnitten. Ein junger Franzose saß mit im Cabriolet des Postwagens, Geibel ergriff die günstige Gelegenheit, seine französischen Kenntnisse zu versuchen. Die Unterhaltung ging ganz geläufig von statten und brach nur auf Momente ab. Sie sprachen von allerlei, was ein allgemeineres Interesse bieten konnte, von Reisen in Deutschland und Frankreich, von Berlin und Paris, von Politik und Literatur, von Bordeauxwein und Heidschnucken und speisten in Lüneburg vortrefflich zu Nacht. Dann wurde die Oede verschlafen und als der Tag weckte, waren sie schon über Gifhorn hinaus und sahen die Thürme von Braunschweig. Dort angekommen frühstückten sie zusammen, besahen den Schloßbau, der endlich der Vollendung nahe war und der junge Franzose führte seinen Reisegenossen in eine Concertprobe, wo Haydns Schöpfung vortrefflich aufgeführt wurde. Das füllte gerade die Zeit bis zu Tisch. Nach dem Essen ging es sogleich weiter nach Leipzig. Der Franzos war in Braunschweig abgegangen und die übrige Gesellschaft

sehr schweigsam; auch mochte der schlechte Weg und die Aussicht auf das in trüben Nebelduft gehüllte Harzgebirge wenig Anregendes für die Unterhaltung haben. Als es dunkel wurde, konnte man doch mit gutem Gewissen, nichts Sehenswerthes zu versäumen, einschlafen. Morgens wurde Halle, Mittags Leipzig erreicht. Von der Stadt, deren Anlagen an die Lübecker Wälle erinnerten, konnte Geibel nicht viel genießen, da er sich während des nächtlichen Schlafes stark erkältet hatte und an Schmerzen in allen Gliedern litt, so daß er fürchtete, die Reise am nächsten Mittage nicht fortsetzen zu können. Dennoch suchte er in der nahegelegenen Brockhausischen Buchhandlung seinen Lübecker Freund Otte auf, traf ihn und blieb mehrere Stunden mit ihm zusammen, ohne daß sich sein Zustand gebessert hätte. Verstimmt kehrte er deshalb in den Gasthof zurück, trank einige Gläser heißen Punsch und legte sich zu Bett. Er schlief achtzehn Stunden in Einem Stücke fort und stand am nächsten Morgen gesund auf. Da es ein sonnenheller Tag geworden, machte er mit Otte einige Gänge durch die Stadt und fuhr nach Tisch mit dem Eilwagen weiter auf Altenburg, dessen Schloß mit seinen Thürmen und langen blinkenden Fensterreihen sich auf der Höhe im Mondschein prächtig ausnahm. Als Geibel am nächsten Morgen erwachte, hatte sich die Scene gänzlich verändert, Zwickau lag hinter ihm und er war im Fichtelgebirge. Es ging anhaltend bergauf bergab, bald engte der Weg sich zusammen, und man sah nichts als Fels und Tannen, bald öffneten sich die herrlichsten Ausblicke in weite beschneite Thäler, auf denen die Sonne funkelte und an deren Abhängen schwarze Fichtenwälder sich unabsehbar hinzogen, bis sie fern in Blau und Sonnenduft verschwammen. So erreichte er Hof, wo das vortreffliche Bier, die Nudeln, Spatzel und Knödel, die es bei Tische gab, hinlänglich bewiesen, daß sie die Reise auf bayerischen Grund und Boden geführt hatte. Um Sonnenuntergang kam die Post

durch das Städtchen Bernek, das kaum auf der Karte zu finden ist, aber wegen seiner schönen Lage in engem Bergkessel und der zweithürmigen Ruine, die von der Höhe gerade auf den Marktplatz hereinschaut, bekannt zu sein verdiente. Die hübschen bayerischen Mädchen standen mit den Krügen am großen steinernen Brunnen, schöpften, plauderten und lachten. Während im Posthofe die Pferde gewechselt wurden, saß der Reisende still auf der Steinbank vor dem Hause, sah sich das anmuthige vom Abendhimmel reizend beleuchtete Bild an und träumte sich allerlei Schönes zusammen von Vergangenheit und Zukunft.

Am südlichen Abhange des Fichtelgebirges lag kein Schnee mehr, die Thäler dehnten sich weiter und weiter; es war als bringe der Frühling seinen ersten Gruß. Alles nahm einen milderen Charakter an, selbst die Postillonstrompete, die bis dahin in ziemlich rauhen Tönen nichts als Märsche gebracht hatte, wich dem gewundenen weichschallenden Horn mit fröhlichen Volksweisen.

Am Abend zeigte sich Baireuth. Die großen Alleen, die bis in die breiten Straßen hineinführen, die stattlichen Häuser im Stil des vorigen Jahrhunderts, die hallenden Brücken, alles gab der Stadt einen großartigen Anstrich. Und wenn man über die Gärten weg in die weite freundliche Gegend hinausblickte und fern die blauen Berge im Mondschein liegen sah, begriff man wohl, wie Jean Paul sich gerade diesen Ort zum beständigen Wohnsitz auserwählen konnte.

Der nächste Morgen führte nach Nürnberg, der Stadt, die in ihrer äußeren Erscheinung den mittelalterlichen Charakter noch ganz bewahrt hat. An den Häusern haben sich fast überall die freundlichen Erker erhalten, die hohen dunkeln Kirchen mit ihren künstlich verschlungenen Steinverzierungen und ihren vielen Kunstschätzen, die rings an der Stadtmauer aufstrebenden alten Thürme, über der Stadt auf der Höhe die

alte Burg, wo in alter Zeit die deutschen Kaiser so oft Hof gehalten — der Vergleich mit Lübeck drängte sich von selbst auf und fiel zu Gunsten der Vaterstadt aus, die im Ganzen großartiger erschien und „Nürnberg bei weitem übertreffen würde, wenn seine Bewohner nicht alles Mögliche thäten, um für die alte eigenthümliche Schönheit eine moderne Mittelmäßigkeit einzutauschen." Abends machte Geibel einen Spaziergang auf den Kirchhof hinaus, wo Albrecht Dürer begraben liegt, am nächsten Morgen besah er die Burg und erfreute sich vom höchsten Wartthurm der schönen Aussicht über die sonnige Ebene mit ihren unzähligen Dörfern.

Mit der Dämmerung ging die Post nach München weiter. Die einbrechende Nacht verhinderte, die Gegend zu beschauen, ein Verlust, der sich ertragen läßt, da es kaum etwas zu sehen gibt. Der Morgen war schön, hell, sonnig, warm. Bei Ingolstadt, das damals zu einer furchtbaren Festung umgewandelt wurde, führte die Straße über die blaßgrüne Donau in eine weite fruchtbare Ebene, wo sich Dorf an Dorf reiht. Als gegen Mittag die Gegend gebirgig wurde, setzte Geibel sich zu dem Postillon auf den Bock, und während dieser lustige Tänze blies, sah jener von den Höhen um sich, durch Felsrisse und Waldlücken bald zurück in die reizende Tiefe, bald seitwärts in bewachsene Thäler, aus deren Tannenwipfeln hier ein Schloß, dort ein weißer Kirchthurm hervorblickt. Die Sonne neigte zum Untergang, als die Münchner Hochebene erreicht wurde; die Thürme sahen durch die einzeln stehenden Eichen, und fern hinter München leuchteten die Schneekronen der unabsehbaren Alpenkette im hellen Schein des Abends. Es war noch hell genug, als die Post nach etwa einer Stunde über die Ludwigsstraße fuhr, um die imponirenden Palastreihen und Häusermassen bemerken zu können, die das neue München gleich von der prachtvollsten Seite zeigten.

Ein bald aufgesuchter Lübecker Künstler, Rehbenitz, der

mit Professor von Schnorr in demselben Hause wohnte, lud Geibel sofort zu einem Künstlerfeste ein, das am folgenden Tage seinem Hausgenossen zu Ehren auf der Menterschwaig, dem reizend über der Isar gelegenen Meierhofe, von dem man die Isar hinunter auf das ein Stündchen entfernte München schaut, gegeben wurde. Geibel ließ sich das nicht zweimal sagen und brachte einen sehr vergnügten Tag unter dem fröhlichen Künstlervolke zu. Am Morgen darauf stellte es sich leider heraus, daß er es mit München doch nicht ganz glücklich getroffen hatte, da alle öffentlichen Sammlungen, unter denen ihn besonders die Glyptothek anzog, der Charwoche wegen geschlossen waren. Er besuchte Thiersch, der ihn sehr freundlich aufnahm; allein dieser sowohl wie alle Uebrigen machten es ihm zur Pflicht, die reichen Kunstschätze nicht ungenutzt zu lassen, und so entschloß er sich, seinen Aufenthalt zu verlängern und die Abfahrt von Triest auf den 16. Mai zu verschieben, was er sofort an Schinas nach Athen berichtete. Er zog aus dem Wirthshause in ein freies Zimmer seines Freundes Oldenburg, der von Frankfurt nach München gekommen war und hier der Literarisch-artistischen Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung vorstand.

München gefiel ihm. Die liebenswürdige Natürlichkeit seiner Bewohner und die Menge der Kunstschätze ließen ihn gleich gern dort verweilen. Er hatte den angenehmsten Umgang und lernte mehrere bedeutende Leute kennen, wie außer den Genannten Cornelius, Brentano, Görres, auch Schubert, an den er Empfehlungsbriefe hatte, den er aber nach viermal vergebenen Versuchen erst beim fünften Gange zu Hause traf. Im Allgemeinen war der Aufenthalt in München jedoch zu kurz, um Alles zu sehen, was des Sehens werth war, auch wohl zu zerstreut, um schon jetzt die Schattenseiten in der liebenswürdigen Natürlichkeit des dortigen Lebens, das dem Norddeutschen auf den ersten Blick immer gefallen wird, zu bemerken.

Die Reise durch Tirol war außerordentlich schön; zu Anfang standen die Berge noch kahl da; die erste Nachtfahrt ging sogar durch tiefen Schnee; hinter Brixen aber fingen die Bäume an zu blühen, hinter Botzen war alles grün und der erste begegnende Vetturin trug eine blühende Rose am Hut.

In frühester Morgendämmerung langte er in Verona an. Die Stadt liegt außerordentlich malerisch am Fuß des Gebirges auf beiden Seiten der Etsch, über deren reißendes Gewässer sich vier Brücken in schönen Bogen spannen. Die mit Quadern gepflasterten Straßen sind eng, dazwischen aber schöne von Arkaden umgebene Plätze, prächtige Kirchen und schlanke, für sich allein vom Boden aufstrebende Glockenthürme. Wenn der Reisende im Mondschein durch die Gassen streifte und die Häuser mit ihren drei, vier Loggien beschaute, wurden ihm die hundert Liebesabenteuer, die von italienischen Novellisten hieher verlegt werden, recht lebendig. Es würde ihn kaum verwundert haben, einen Romeo mit wehender Feder im weißen Mantel vorüberschreiten zu sehen. Am Palast der Capuletti waren die Säulenknäufe herabgestürzt; an den Marmorsimsen bauten die Schwalben ihre Nester, schlechte Bretter ersetzten die Fenster der Gallerie und in den Hallen, wo Giulietta geseufzt und der grimme Tybald seine Fechtübungen gehalten, trieb ein schmutziger Oste seine ärmliche Wirthschaft. Weiterhin in einem engen Hofe stand ein einfacher deckelloser Steinsarg — dafür wurde der alte Brunnentrog wenigstens ausgegeben — zu Häupten und zu Füßen mit Luftlöchern versehen; Cypressen blickten melancholisch nieder, ein Apfelbaum lehnte seine blüthenschwere Krone über die Mauer und ein blasses schwarzaugiges Mädchen stand neben dem Sarge und erzählte für einige Centesimi die rührende Geschichte von der „heiligen Giulietta".

Unweit davon auf der Piazza Bra erhebt sich der uralte Riesenbau der Arena, das erste größere vollkommen erhaltene Bauwerk der Römerzeit, das Geibel zu Gesichte kam. Aus

dem lauten Treiben des Marktes trat man durch einen halb unterirdischen Gang in die steinerne Einsamkeit, wo in weiten und immer weitern Gürteln die ungeheuren Stufenreihen aufstiegen. Unten auf dem alten Fechtplatz der Gladiatoren wucherte neben einem Lappentheater, das mit Inbegriff seiner Zuschauerplätze kaum den halben Raum ausfüllte, hoch und üppig Gras und Kraut; alles still, nur hie und da schlüpfte eine Lacerte über die Steine.

Am Nachmittage reiste Geibel von Verona ab und langte nach einer herrlichen Mondscheinfahrt durch blühende Weingärten in Vicenza an, wo er die Nacht blieb. Auf diesem Wege entstand das schöne Gedicht „Gute Nacht," das dann in Padua, wohin er, nachdem er am andern Morgen Vicenza sich beschaut hatte, mit einem muntern Vetturin abreiste, aufgezeichnet wurde. Die Pracht und Größe Paduas überraschte ihn nicht wenig. In einem öffentlichen Garten vor der Stadt sah er einen unvergeßlich schönen Sonnenuntergang. Nachdem er vortrefflich geschlafen, fuhr er am nächsten Morgen nach Venedig. Er blieb dort einige Tage, um wenigstens einen Ueberblick zu gewinnen, und hatte während dieser Zeit Anlaß, seinen „Tannhäuser" (Wie wird die Nacht so lüstern) zu dichten. Am 13. Mai war er in Triest, wo er bei dem Lübecker Consul Prev, der ihn mit ausgezeichneter Freundlichkeit empfing, Briefe aus der Heimat vorfand, auch ein Doctordiplom. Er hatte, da dies die bequemste und beiläufig die billigste Art war, den sowohl in Lübeck als in der Fremde unerläßlich erscheinenden Titel zu erlangen, den Doctorgrad bei der philosophischen Facultät zu Jena in absentia erworben.

Für den Aufschub seiner Fahrt glaubte er Gott danken zu müssen, da das am 1. Mai von Triest abgegangene Dampfschiff eine sehr schlimme Reise gehabt hatte und nahe am Scheitern gewesen war. Dazu kam, daß seine von Berlin auf Triest verladenen Sachen, ohne die er nicht füglich hätte reisen

können, erst jetzt eingetroffen waren. Wiewohl Triest wunderschön gelegen, däuchte es ihn doch der langweiligste Ort unter der Sonne, ein Urtheil, das wohl nur in der Ungeduld des in die Ferne hinausstrebenden Verlangens seine Erklärung findet.

Am 16. Mai 1838 Nachmittags vier Uhr bestieg er das Dampfschiff Lodovico. Der Apotheker Mahn aus Deutschland, der mit seiner jungen Frau, einer Enkelin des Idyllendichters Geßner, die Fahrt nach Griechenland mitmachte, erzählt von der heitern sieben Tage währenden Ueberfahrt und von Geibel, dessen Dichtername damals noch niemand auf dem Schiffe bekannt sein konnte, mit frischer Erinnerung nach mehr als zwanzig Jahren. Abends, wenn die Luft kühler wurde, pflegte Geibel auf dem Verdeck deutsche Lieder zu singen, denen die Mitreisenden gern zuhörten. Sie gewannen den jungen offenzutraulichen Menschen lieb und die Reisetage waren hinreichend, um Mahns und Geibel zu nähern, zwischen denen auch in Athen die Verbindung fortdauerte.

Die Fahrt ging überaus angenehm und glücklich von statten. Geibel, der von Venedig nach Triest ganz ohne Seekrankheit davon gekommen, litt diesmal bei einem kleinen Sturme nur ein wenig an einem leichten Anfalle dieses Uebels. Auf Korfu, das mit seinem Doppelcastell auf schroffem Felsen und seinen grünen Höhen und lieblichen Buchten malerisch aus dem tiefblauen Meere emporstieg, trat der Charakter des Südens zum erstenmal in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit entgegen. Die Wipfel der hohen blühenden Orangenbäume ragten über die grauen Festungsmauern; zwischen den weißen Gartenhäusern standen in reizender Unordnung die Rosenbäume oder zogen sich Gänge und Lauben von Wein und Jasmin hin; überall auf den Höhen grünten Lorber und Myrthe, und ein süßer Blumenduft, wie ihn der Nordländer nur aus Liedern und Sagen kannte, würzte die Luft. Leider war ein Verweilen auf der zauberischen Insel nur kurze Zeit vergönnt,

die Schiffsglocke trieb fort. Auch Patras und das durch die Seeschlacht so berühmt gewordene Navarin konnten nur auf wenige Stunden besucht werden. Der schöne Golf von Lepanto, Missolunghi, Cap Matapan flogen wie Traumbilder vorüber. Dann kamen unzählige Inseln, endlich Aegina und Salamis, und schließlich, nachdem das Grabmal des Themistokles vom Meere aus begrüßt war, landete der Principe Lodovico im Piräeus. Hier nahm der Erbauer desselben, der freundliche Baumeister Lorenzen, von Lübeck her bekannt, den Ankömmling sogleich in Empfang. Er, der sich auch in der Folge als treuer Freund erwies, führte ihn gastfreundlich in sein Haus, wo er nebst mehreren andern Deutschen auch Ernst Curtius vorfand, der eben von einer Reise durch den Peloponnes zurückgekehrt war. Es läßt sich denken, wie sehr die beiden Freunde dies Wiedersehen freuen mußte. Curtius war seit dem 12. März des vorigen Jahres in Griechenland und je heimischer er sich dort bereits gemacht, desto mehr war ihm das Mitleben in den Kreisen der Heimath schwieriger geworden; nicht daß man in Griechenland irgend von Blättern, Zeitungen und Briefen wäre abgeschnitten gewesen, obwohl auch darin manchmal Stockungen eintraten, aber der lebendige klare Einblick in die kleinen Familienereignisse und das Leben der Freunde daheim, wie anders öffnet er sich durch mündliche Mittheilungen! Da gab es tausend Dinge zu fragen, zu erzählen; jeder wußte vor Ueberfülle kaum, womit er anfangen solle; was man in Deutschland, in Berlin, in Lübeck macht? Wie man in Griechenland lebt und wer dort ist? So vergingen mehrere Stunden. Endlich mußten die Freunde abbrechen, damit Geibel noch vor Sonnenuntergange an das Ziel seiner Reise gelange. Es war ein schöner griechischer Abend, die Sonne neigte sich leise dem Meere zu, als er mit Curtius den Weg der langen Mauern hinauffuhr. Bald sah er die Akropolis über die Wipfel der Oelbäume vom Abendschein verklärt ihnen entgegenleuchten.

In Attika.

Athen war rasch erreicht. Um es an nichts fehlen zu lassen, ging Geibel sogleich ins Hotel der russischen Gesandtschaft. Der Gesandte war nicht zu Hause. Er wurde auf den nächsten Morgen wiederbestellt. Die erste Nacht brachte er im Wirthshause zu. Am folgenden Morgen aber ging er in aller Frühe zu Schinas, um alle etwa nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dieser empfing ihn auf's Herzlichste, bat ihn, daß er ihn ganz als seinen Freund betrachte; und führte ihn dann selbst zu Katakazi, wo sie auch ohne weiteres vorgelassen wurden.

Der Minister, ein feiner vornehmer aber freundlicher Mann von gewinnender Güte, hieß ihn willkommen und sagte ihm, er möge sich von jetzt an ganz als Glied der Familie ansehen; er vertraue ihm durchaus; er müsse sich aber schon in die Lebensweise des Hauses zu finden wissen, die für den neu Hinzutretenden vielleicht manches Störende mitbringe. Die Fürstin, eine Frau aus dem Stamme der Komnenen, der er gleich darauf vorgestellt wurde, wiederholte ihm mit einigen Modificationen dasselbe und machte ihn mit den Kindern bekannt, dem zehnjährigen Konstantin, dem achtjährigen Leo, der zwölfjährigen Marie und der siebenjährigen Helene. Außerdem waren noch zwei kleinere Mädchen da, Ida und Alexandrine. Für die Mädchen war eine Gouvernante vorhanden, eine Engländerin. Die jüngsten Kinder waren der Obhut einer Bonne überwiesen. Zu den Hausgenossen gehörte noch eine kleine Prinzessin Sofianò, ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren, von der noch die Rede sein wird.

Katakazi sagte dem Ankömmling, er werde in anderthalb Wochen auf das Land nach Kephissia ziehen; um ihm den doppelten Umzug zu ersparen, werde es gut sein, daß er

einstweilen auf Kosten des Gesandten im Wirthshause bleibe und erst in Kephissia sein Amt antrete. Er könne ja in dieser Zeit Stadt und Land ein wenig in Augenschein nehmen. Uebrigens sei er jeden Mittag zu Tisch und Abends immer zum Thee eingeladen. Das war Geibel, der, wie sehr es ihn auch verlangen mochte, in Thätigkeit zu kommen, doch auch großes Verlangen trug, den classischen Boden etwas genauer kennen zu lernen, sehr willkommen. Er benutzte seine freie Zeit jetzt auf das Beste.

Da der Graf Baudissin, der Mitarbeiter an der von Tieck herausgegebenen Shakespeare-Uebersetzung, sich eben damals in Athen aufhielt und mit Geibel in demselben Wirthshause wohnte, so wurden beide bald freundschaftlich mit einander bekannt und machten mehrere Ausflüge gemeinschaftlich. Gleich am ersten Tage bestiegen sie zusammen die Akropolis, wo zwischen den Säulen des Parthenon und den fein ausgeführten Karyatiden des Erechtheums noch ein reiner Hauch des griechischen Lebens zu walten schien. Der Geist beugte sich vor solchen Riesenwerken der Kraft und der Kunst. Geibel war wie berauscht, als er dort oben stand auf den sonnenwarmen Marmorfliesen und zwischen den Säulen auf die Stadt unter ihm hinausblickte auf das Land mit seinen reizenden Berglinien und auf das hellblaue spiegelklare Meer mit seinen Inseln. Hier erst glaubte er zu sehen, was Kunst sei und was Kunst vermöge, und unwillkürlich zog er eine Parallele zwischen den Werken der Architektur und der Poesie, was später eine seiner Lieblingsvergleichungen bildete.

Am andern Morgen wurden der Areopag und die doppelte Pnyx besucht, deren gewaltige Granitstufen noch jetzt an der alten Stelle liegen. Dann bestiegen sie den Lykabettos und genossen von dort aus einer nicht minder schönen Aussicht als von der Burg. Zugleich wurden Partien nach dem Pentelikon und dem Cap Sunium verabredet. Der Ritt nach dem

Pentelikon, den ein spanischer Baumeister Gomez mitmachte, belohnte sich herrlich. Der Tag war schön; die schlechten gehören in Attika zu den Ausnahmen. Die Aussicht vom höchsten Gipfel des Berges war überraschend. Man übersieht von dort, wie bei Bergaussichten häufig, nicht nur Eine Seite des Abhanges, sondern ganz Attika mit allen seinen Küsten liegt im Kreise herum; man hat das Meer zu beiden Seiten; das Auge erreicht nördlich Böotien und sieht südwärts die Gebirge des Peloponnes dämmern. Unmittelbar am Fuße des Berges dehnt sich auf der Ostseite die weite Ebene von Marathon aus, in die das himmelblaue Meer mit schöner Sichelform hineinbuchtet; dieselbe Ebene, auf der einst Miltiades die andrängende Macht der Perser siegreich bekämpfte. Der Abend gab noch ein schönes Schauspiel, indem der langgedehnte Parnaß, der sich mit seinen dunkeln Formen im Norden der attischen Ebene hinzieht, ein ernstes Gewitter sandte, während der Hymettos vor ihnen ruhig im heitersten Abendroth flammte und das sonnige Meer wie ein krystallener Spiegel fern heraufleuchtete. Einen Augenblick hielten sie die Pferde an, um die prächtige Wirkung dieser Gegensätze von Licht und Dunkel zu beschauen, dann sprengten sie vor dem einbrechenden Platzregen im Galopp davon und erreichten Athen noch im Beginn der Dunkelheit. Auf dieser Bergfahrt hatte Geibel zuerst Gelegenheit, die Geschicklichkeit der griechischen Pferde zu bewundern, denen nicht leicht ein Pfad zu gefährlich, ein Abhang zu steil ist. Durch das lose Steingeröll der schroff abfallenden Berglehnen verstehen sie langsam und sicher emporzuklimmen und wenn der Reiter nicht mehr weiß, wohin er sich wenden soll, überläßt er sich ruhig seinem Pferde, das auch regelmäßig mit Vorsicht und Bedachtsamkeit den zuverlässigsten Weg herausfindet.

Nicht minder genußreich war die Fahrt nach Sunium, die sie am ersten Pfingsttage unternahmen. Schinas begleitete sie. Da sie dazu drei Tage bedurften, so versahen sie sich

gehörig mit Brod, Wein, Orangen und Feigen. So lange sie den Hymettos südlich liegen hatten, zeigten sich nur die schon gewohnten Erscheinungen; kaum aber hatten sie sich selbst südlich gewandt und den Berg im Rücken, als die ganze Gegend einen andern Charakter gewann. Sie fuhren in ein weites von schönen Bergen umgebenes Thal hinein, das mit seinen duftigen Weidegründen für Heerdentrift geeignet erschien; nur hier und dort erhob sich eine Gruppe von Oelbäumen oder eine einsame Palme, in deren glänzendem Blätterfächer der Luftzug spielte. An den Seiten des Weges sahen sie von Zeit zu Zeit Steinbrunnen, neben denen roh ausgehöhlte Marmorblöcke als Wassertröge lagen, und fast um alle waren große Schafheerden versammelt, die gerade getränkt wurden. Die braunen Hirten, in weiße zottige Wollenmäntel gehüllt und auf die Stäbe gelehnt, vollendeten das Bild orientalischer Nomadenwirthschaft, daß es däuchte, als ob ein Bild der Bibel lebendig geworden sei.

Allmählig änderte sich die Scene; das Thal wurde enger; an die Stelle des Weidelandes traten hohe Maisfelder und Korn, hie und da von einzelnen Baumgruppen angenehm unterbrochen. Der Mond war bereits über die Berge heraufgestiegen, als sie Keratia erreichten, ein stattliches von Platanen überschattetes Dorf am Abhange der südlichsten Gebirgsgruppe Attika's. Hier hatten sie beim Ortsschulzen, Dimarchen, zu übernachten beschlossen, zufällig aber war dieser über Land, so daß sie die Gastlichkeit eines andern Bauern in Anspruch nehmen mußten. Derselbe führte sie sogleich in sein Haus, einen einzigen großen Raum, der alles in Einem enthielt, Wohnzimmer und Schlafstätte, Küche und Vorrathskammer. Die unbehauenen Balken der Decke waren vom Rauch blank geschwärzt; in den Winkeln lagen Korn, getrocknete Früchte und Maisstroh; einige Matten und wollene Decken am Boden, ein niedriger kaum fußhoher Tisch, um daran zu liegen, nebst

einigen Schalen und Krügen machten den ganzen Hausrath aus. Der niedrige Tisch wurde sogleich in die Mitte des Raumes gerückt, die Matten möglichst bequem umher geordnet, eine kleine Eisenlampe, die von einem Ständer herabhing, angezündet, und so verzehrten sie in landüblicher Weise ihr bescheidenes Mahl unter heitern Gesprächen, bis sie sich in ihre Mäntel gehüllt auf den Boden streckten, um den Schlaf zu suchen.

Schon vor Sonnenaufgang wurden sie von den Hähnen des Dorfes wach gekräht. Rasch waren sie munter und fuhren in die kühle Dämmerung hinaus, die mit ihren Nebeln das Gebirge noch verschleierte. Nach zweistündiger Fahrt wurde es unmöglich, mit dem Wagen weiter vorzudringen; sie mußten aussteigen und den steinigen Pfad durch Fels und Gestrüpp zu Fuß verfolgen. Die Wanderung währte lange bei brennender Sonne und nicht allzu oft erquickte ein Durchblick auf das blaue glänzende Meer, von dem dann ein kühlender Luftzug erfrischend herüberwehte. Sie waren aber in zu heiterer Stimmung, um sich die Beschwerden verdrießen zu lassen; launiges Gespräch verkürzte den Weg und in komischen Reimereien versuchten sie, sich selbst zu parodiren und die Müdigkeit hinwegzuspotten. Gegen Mittag endlich erreichten sie das Ziel der Wanderung, den äußersten Vorsprung des Gebirges, auf dem sich die Ruinen des alten Pallastempels erheben. Bekanntlich steht ein großer Theil der schönen dorischen Säulen noch aufrecht, andere liegen in ihre einzelnen Trommeln zerfallen auf dem Boden umher. Die dreifachen Substructionen, von denen sich die deutlichsten Spuren fanden, schienen anzuzeigen, daß der Gipfel des Berges nach der Landseite zu in drei sich übereinander erhebende Terrassen abgetheilt war, die durch Treppen mit einander in Verbindung standen, und deren oberste erst das Heiligthum der Göttin trug. Die Trümmer hatten, vermuthlich der Seeluft und ihrer Einwirkung wegen, die blendende Weiße des Marmors bewahrt, während der Marmor der Tempel und Säulen

des Alterthums im übrigen Attika eine röthliche Goldfarbe angenommen hatte. Der Tempel mußte von Land und See auf den Beschauer einen großen Eindruck gemacht haben. Die Athener aber bauten der Göttin des Landes hier eine Wohnung, damit sie auch das Meer beschaue und beschirme.

Nachdem sie Alles gehörig betrachtet und im Schatten der Säulen einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, kehrten sie zu ihrem Wagen zurück und erreichten mit Sonnenuntergange Keratia. Der inzwischen heimgekehrte Dimarch machte ihnen sofort einen Besuch, bedauerte sehr, um den ihrigen gekommen zu sein, und ließ sie durch seine Tochter mit Kaffee und einem gekochten Huhne bewirthen, das sie in Ermangelung anderer mit ihren Taschenmessern zerlegten. Den Abend verbrachten sie beim Lichte des Mondes in einer hübschen Weinlaube mit Geplauder, und da sie am nächsten Morgen bei Zeiten wieder aufbrachen, erreichten sie Athen am dritten Pfingsttage noch vor Mittag.

Die Stadt zieht sich an der Nord- und Ostseite der Akropolis hin; südlich von derselben, wo in der classischen Zeit des Perikles ebenfalls ein großer Theil der Stadt um den Areopag und die Pnyx gestanden haben muß, lagen damals nur einzelne Häuser. Die unzähligen Straßen, die es auch 1838 in Athen gab, sind nicht als fortlaufende Häuserreihen zu denken; solcher auf beiden Seiten mit Häusern besetzten Straßen hatte das damalige Athen, einige enge Gassen abgerechnet, nur zwei. Im Allgemeinen waren die Spuren der türkischen Zerstörung noch sehr sichtbar. Zwischen den neu erbauten, meistens mit Terrassen und Balkonen versehenen Häusern traf das Auge fast überall auf Schutthaufen und eingestürzte Wohnungen. Nur an einigen Stellen wurden sie durch lange Mauern verdeckt. Ja es gab Stadtviertel, wo man nichts als solche halb verschüttete Häuser sah, zwischen denen die Menschen sich nur hin und wieder in elenden Lehmhütten angesiedelt hatten. Doch

wurde fortwährend gebaut, so daß man behauptete, wer die Stadt vor fünf Jahren gesehen, erkenne sie nicht wieder. An Straßenerleuchtung, Straßenpflaster und dergleichen Luxus war natürlich noch nicht zu denken. Die Gassen waren große Wege; zur Regenzeit war der Schmutz unergründlich. Die großen Reste des Alterthums lagen meistens außer dem Bereiche der Häuser, die Akropolis schon durch ihre erhöhte Lage; das nördlich von derselben belegene Theseum stand ebenfalls isolirt auf einer kleinen Anhöhe am Westende der Stadt nach dem Piräeus zu, und die prächtigen Reste des großartigen Zeustempels erhoben sich südöstlich von der Burg und haben wohl niemals in der eigentlichen Stadt gelegen. Nur der Tempel der Winde, der mit seinen Marmorbildern vollkommen erhalten ist, war von Häusern umgeben, und die schönen korinthischen Säulen der sogenannten Stoa des Plato blickten in den engen schmutzigen Bazar, wo sich das Gewühl der Käufer und Verkäufer in unaufhörlichem Lärmen fortdrängte.

An die Häuser der Vornehmen und Wohlhabenden schloßen sich meistens kleine Gärten oder geräumige Höfe. Die von da aus einzeln über die Mauern blickenden Palmen oder Cypressen erquickten das vom Sonnenglanz ermattete Auge in angenehmer Weise.

Der König wohnte 1838 in einem hübschen Hause am Nordostende der Stadt. Das Schloß, höher gegen den Lykabettos zu gelegen, war damals noch in Arbeit, deren Ende sich noch nicht absehen ließ.

Kephissia.

Die Zeit des Schwärmens und Umschauens war abgelaufen, der Minister auf's Land hinausgezogen, wohin ihm Geibel folgen mußte, um sein Amt als Lehrer und Erzieher der Knaben anzutreten. An sich mag es wenig Reiz haben, einen Privatlehrer in das Innere seines Berufes zu begleiten, um zu sehen, wie er die Zöglinge in den Anfangsgründen des Wissens unterweist, ihre Unarten bekämpft, die natürlichen Anlagen cultivirt und dabei mehr Verdruß als Vergnügen erntet. Nicht ganz so reizlos erscheint es, wenn es sich um den Erzieher im russischen Gesandtschaftshotel zu Athen, gewissermaßen in zwiefachem Auslande, handelt und wenn dieser ein in der ersten Bildung begriffener, späterhin namhafter Poet ist. Freilich die Verbindungsfäden, die aus seinen größeren und kleineren Schöpfungen in diese Bildungsperiode hineinreichen, im Einzelnen aufzusuchen, würde so schwierig wie vergeblich sein, aber wenn es gelingt, den Hintergrund, auf dem er sich bewegte, im Allgemeinen anschaulich auszuzeichnen, so läßt sich manches, was er damals und in der Folge geschaffen, heller durchschauen und wenn auch nicht dem Genuß, doch dem Verständniß um vieles näher bringen.

Es bedarf kaum erst der Bemerkung, daß dem Zwang abholde unabhängige Naturen sich nicht gerade vorzugsweise für derartige Stellungen eignen, und ebenso wenig der starken Betonung, daß, wenn unabhängige poetische Naturen in ihrer Erzieherlaufbahn nicht alles so beschaffen finden, wie sie meinen, daß es sein müsse, die Dinge wirklich so übel beschaffen sind, wie sie dieselben von ihrem Standpunkt ansehen. Die Eltern haben nur allzu häufig eine gewisse äffische Liebe für ihre Kleinen und nicht allzu selten die Neigung, das was Andern

als Unart erscheint, für liebenswürdige Munterkeit des Geistes und Charakters, für Blitze des Genies, für die verheißungsvollen Proben des werdenden Menschen anzusehen. Man müßte oft erst die Eltern erziehen, wenn man die Kinder erziehen soll. Der Kampf um Kleinigkeiten, um Fehler, die nicht im Charakter liegen und nur zufällig begangen werden, weil eine Verkettung der Umstände sie veranlaßte, erhebt sich mitunter zur Hauptsache, wird von beiden Seiten mit Entschiedenheit, mit Nachdruck, mit Hartnäckigkeit, mit Verstimmung und Erbitterung geführt und beeinträchtigt das positive Element der Erziehung. Wenn es den Erziehern schwer wird, mit den Eltern auszukommen, ist es auf der andern Seite kaum anders. Es sollen den Kindern Eigenschaften anerzogen werden, die zu ihrer Natur sich nicht fügen wollen und vom Standpunkt der Eltern gleichgültig oder unangemessen erscheinen, Eigenschaften abgewöhnt werden, die angeboren sind oder den Eltern als Tugenden gelten. Die trotzige Derbheit des Knaben scheint dem Einen Muth, dem Andern Uebermuth und Verhärtung des Charakters zu verheißen.

Mit den Vätern ist eine Verständigung zu gemeinschaftlichem Handeln leichter erzielt, da sie meistens wissen, daß die eigentliche Erziehung vom Leben selbst übernommen wird und der geborne Feigling durch keine pädagogische Kunst sich in ein beherztes Gemüth verwandeln läßt. Die Mütter aber, die nebenher immer miterziehen, haben für ihre Kinder häufig ihre absonderlichen Ideale zur Hand, sind gegen eine geflissentliche Lüge der Kleinen oft duldsamer als gegen die zufällige Beschmutzung eines Kleidungsstücks und nehmen abweichende Ansichten wie Auflehnungen auf.

Kephissia ist einer der lieblichsten Punkte Attika's. Während die übrigen Theile der Provinz hauptsächlich den herrlichen Formen und dem steten Farbenwechsel der Berge, wie den überall sich öffnenden Aussichten auf das Meer ihren groß-

artigen Eindruck verdanken, hat die Natur Kephissia mit andern Reizen bedacht. Hier, wo am felsigen Fuße des Pentelikon reiche Quellen entspringen, die sich befruchtend und nährend durch das Thal winden, hat unter der Einwirkung des milden Himmels auch das Pflanzenreich sich in voller Pracht und Ueppigkeit zu entfalten vermocht. Ein weitläuftiger Oelwald zieht sich fast von allen Seiten um das Dorf; hohe Platanen lassen durch ihr dichtes grünes Gewölbe den Sonnenstrahl nur gemildert hereinfallen; an dem rauschenden Felsbache wuchern Oleander und Granaten; den breitblättrigen Feigenbaum umschlingt glänzender Ephen oder Reblaub, aus dem Trauben von ungeheurer Größe schwellend hervorschimmern. In dieser grünen Wildniß von Bäumen und Büschen erheben sich am Abhang die hellen Gartenhäuser mit ihren blanken Fenstern und anmuthigen Terrassen.

Als Geibel vor der Villa des Ministers abgestiegen war, erhielt er sogleich seine Wohnung angewiesen, ein kühles freundliches Zimmer im Erdgeschoß, dem ein einziges ins Grüne blickende Fenster Licht und Luft genug gewährte. Ein grün ausgeschlagener Schreibtisch, ein großer Sopha, der sich für die Nacht in ein äußerst bequemes Bett verwandelte, Commode, Waschtisch, ein paar Stühle reichten für die Bequemlichkeit vollkommen aus. Ein Palikar aus der zahlreichen Dienerschaft des Hauses, Dimitri, wurde zu seiner besondern Bedienung angewiesen, ein treuer Mensch, dessen Herz durch freundliche Behandlung bald gewonnen war.

Was die äußere Einrichtung des Lebens betraf, war sie folgende. Gegen sechs Uhr stand Geibel auf; um dieselbe Zeit wurden die Knaben geweckt, und sobald sie mit Ankleiden fertig waren, machte er mit ihnen einen Spaziergang, von dem sie etwa um halb acht Uhr zurückkehrten. Dann erwartete sie im Pavillon des Gartens das Frühstück, das sie gemeinschaftlich mit Maria Sofianò und den beiden Mädchen nebst ihrer

Gouvernante einnahmen. Um acht Uhr begannen die Lehrstunden, die vorzugsweise den Knaben, doch einige auch den Mädchen ertheilt wurden. Das währte bis zwölf, wo zum zweitenmale warm gefrühstückt wurde. Nach diesem Frühstück zog Geibel sich einige Augenblicke auf sein Zimmer zurück, theils um etwas auszuruhen, theils um sich auf die folgenden Stunden vorzubereiten, die um Eins wieder ihren Anfang nahmen und erst gegen vier Uhr, zur Zeit des Mittagsessens, geschlossen wurden. Die Tafel, die stets auf das ausgesuchteste besetzt war und für gewöhnlich, wenn keine Gäste geladen, aus fünf Gerichten bestand, dauerte bis fünf. Dann ging man in den Garten und während Geibel die Kinder beaufsichtigte, rauchte er, da das Rauchen dort zu Lande allgemein und selbst in Gegenwart von Damen gebräuchlich war. Wenn sich die Luft etwas abgekühlt hatte, machte er bald mit der ganzen Familie, bald mit den Knaben allein einen etwas weitern Spaziergang. Um acht Uhr wurde Thee getrunken, und wenn eine Stunde später die Knaben zu Bette gebracht waren, schlug die Stunde seiner Befreiung und er war der noch übrigen Zeit vollkommen eigener Herr.

Es waren vornehme russische Kinder, die Geibel erziehen sollte. Bevor er sein Amt antrat, that er einen durchaus verständigen Schritt, um sich über die wissenschaftliche Stufe und menschliche Beschaffenheit der Zöglinge eine Ansicht zu verschaffen; er nahm Rücksprache mit seinem Vorgänger, einem jungen Preußen, der als Militär nach Griechenland gekommen war, später aber etwa ein Jahr als Hofmeister in Katakazis Hause gestanden hatte und im Begriff war, nach Deutschland zurückzukehren. Seine Mittheilungen enthielten wenig Tröstliches und waren durchaus nicht geeignet, einem neu eintretenden Erzieher Muth zu machen. Der ganze Bericht war ein langes Klagelied über die Kinder und schloß mit der traurigen, aber sehr zuversichtlichen Prophezeihung, daß Geibel den steten

Umgang mit denselben auf die Länge ebenso wenig aushalten werde, wie der Vorgänger. Geibel ließ sich durch diese allerdings niederschlagenden Nachrichten nicht alle Hoffnung auf eine glückliche Wirksamkeit benehmen, manche Aeußerung schob er persönlicher Verstimmung zu und nahm sich vor, mit der vollkommensten Unbefangenheit zu Werke zu gehen, selbst zu beobachten und demgemäß zu handeln.

In allen Stücken des Unterrichts hatte Geibel vollgültige Ursache mit den Zöglingen zufrieden zu sein; sie faßten leicht, behielten gut und waren in ihrer Weise geschickt und verständig. Auch hatten sie vor dem Erzieher Respect und thaten ihm direct nichts zu Leide. Im Uebrigen hatte Geibel wenig andere Erfahrungen zu machen als sein Vorgänger. Schon des Morgens früh weckte ihn oft genug ihr Geschrei, weil sie sich um ein kleines Marienbild schlugen, vor dem sie ihr Gebet hersagen wollten. Wenn der Eine etwas berührte, was dem Andern gehörte, gab es sofort Zank und Schlägerei. Kamen sie fröhlich auf den Doctor zugesprungen, so wußte er auch schon, daß Einer irgend etwas Schlimmes vom Andern zu hinterbringen hatte und ihn bitten wollte, ihn doch ja zu bestrafen. Unter russischen Bedienten aufgewachsen, ehe sie unter die Zucht eines Lehrers gekommen waren, hatten sie von der zartesten Jugend an gelernt, die Menschen zu verachten und jeden nur nach seinem äußern Standpunkte zu schätzen. Wenn der Doctor sie schalt, daß sie einen Diener geschlagen, getreten, gespieen, antworteten sie lachend: „Es ist ja nur ein Bedienter.“ Die offene Kindlichkeit, die Freudigkeit des Herzens, der Sinn für Großes und Schönes, Eigenschaften, die oft mit leichtfertigen, selbst scheltenswerthen Knabenstreichen aussöhnen können, wurden durchaus vermißt. Weder Güte noch Strenge fruchtete und die letztere konnte nicht einmal immer so angewandt werden, wie sie gesollt hätte, da Konstantin sich nur zu häufig geschickt hinter die Mutter zu flüchten wußte und

Geibel natürlich nach dieser Seite hin jeden Auftritt vermied. Lieber faßte er still seinen Entschluß.

Die Mutter wollte ihre Knaben für die große Welt erzogen wissen. Dahin gehörten sie. Kenntnisse und Ton sollten sie besitzen, was darüber hinaus lag, war von untergeordnetem Werthe. La morale — es schien fast keine andere Religion zu geben — und les manières galten ziemlich dasselbe. Da mußten Collisionen vorkommen, in denen ein ehrlicher Deutscher sich nicht zu helfen wußte. Hatte es einmal eine Erörterung gegeben und war der Doctor voll Unmuths auf dem Sprunge, sich ganz loszusagen, dann setzte sich die schöne Frau wohl, als ob nichts geschehen sei, an den Flügel und sang von dem Lande, wo die Citronen blühn oder schlug mit irgend einem andern deutschen Liederton den Unmuth, über den der Lehrer den Dichter vergessen hatte, rasch nieder. Die Leichtigkeit, mit der sich diese kluge Frau auf dem schwierigen Boden des diplomatischen Lebens und Treibens bewegte, gab ihr ein unendliches Uebergewicht auch in den kleinen Fragen des häuslichen Verkehrs.

Der Minister blieb sich in Freundlichkeit und Güte immer gleich. Ein viel zu feiner Menschenkenner, konnte es ihm nicht entgehen, daß den Doctor manches bedrücken müsse. Er behandelte ihn fortdauernd als ein Mitglied der Familie, so sehr, daß er für Geibels Freund Curtius im Hause stets Tisch und Bett bereit halten ließ und Geibel unaufgefordert das Anerbieten machte, alle vierzehn Tage auf seinen Pferden nach dem Piräeus zu reiten und den Sonntag dort zu bleiben, was Geibel begreiflicherweise mit Freuden annahm. Als in den ersten Monaten auf vier Briefe des Doctors in die Heimat keine andere Antwort erfolgte, als der Vorwurf kam, daß er die Eltern vergessen zu haben scheine, untersuchte Katakazi die Sache, und da die Dienstboten einer Unterschlagung der Briefe nicht schuldig befunden wurden, ging er weiter und brachte die

von allen Seiten gegen einen Postbeamten erhobenen, aber wirkungslos gebliebenen Vermuthungen und Beschwerden zu der Wirkung, daß der Beamte, der allerdings nicht bloß dieser Veruntreuungen schuldig war, seines Dienstes entlassen wurde. Noch bevor Brandis Kephissia verlassen und nach dem Piräeus gezogen war, hatte Geibel dem Klima seinen Tribut bezahlen müssen. Eine Art von Unterleibsentzündung warf ihn aufs Krankenlager. Curtius hielt treu bei ihm aus, aber schon in der ersten Woche der Krankheit mußte er von Kephissia fort. Der Minister benahm sich auf das Liebevollste, er kam täglich mehreremale zu dem Kranken, gab selbst die nöthigen Befehle und überzeugte sich immer selbst, daß es Geibel an nichts fehle. Nach vierzehn Tagen durfte Geibel das Bett verlassen, und dann ging die Genesung mit schnellen Schritten vorwärts, so daß er in Kurzem alle seine Pflichten wieder übernehmen konnte.

Alles für und wieder erwägend, bereuete er es keineswegs, den lockenden Aussichten gefolgt zu sein. Das freilich stand fest, daß er sein Hauptstudium wegen mangelnder Zeit vernachlässigen mußte; auch das schien gewiß, daß der Zustand auf die Dauer unerträglich werden oder ihn selbst abstumpfen und um sein edleres Selbst bringen würde, wenn er so in's Unendliche fortbestehen blieb; allein wenn er ihn als eine bloße Uebergangsstufe, als eine ernste Schule für den innern und äußern Menschen betrachtete, konnte er wenigstens eine Zeit lang sich damit vertragen. Seine Stellung gab ihm wie vielleicht keinem Andern Gelegenheit, das Treiben der vornehmen und vornehmsten Welt, selbst das feine Getriebe der diplomatischen Intrigue, wie es im gesellschaftlichen Verkehr sich geltend machte, ungestört und unbemerkt zu beobachten. Nicht selten nämlich fand sich im Hause des Gesandten auch auf dem Lande eine bunte Gesellschaft aus den höchsten Ständen zusammen, die sich vor ihm natürlich keinen Zwang anthat. Er lernte

vom Kleinen ins Große schließen, gewann an Erfahrung und Menschenkenntniß und die Menge der darstellbaren Gegenstände wuchs unbemerkt. Er beschloß deshalb sich vor jedem eiligen Schritt zu hüten und den Pflichten seines Amtes gewissenhaft, unverdrossen und ohne Rücksicht auf den Erfolg nachzukommen, die Vortheile seiner Stellung aber zur eigenen Ausbildung nicht ungenutzt zu lassen. Schon der stete Gebrauch fremder Sprachen war etwas werth. Das Französische war Haussprache, Englisch und Italienisch kam nicht selten vor; das Neugriechische lernte sich nebenher verstehen und trug wesentlich zum leichtern Gebrauch des Altgriechischen bei. Daneben flog gleichsam mit der Luft im steten Anschauen des Landes und seiner Denkmäler Ein Stück bessern Verständnisses des Alterthums um das andere zu, der poetische Ideenkreis erweiterte sich und was der Mensch vorübergehend mit Verdruß und Verstimmung erkaufen mußte, kam dem Dichter dauernd zu gute.

An Bekanntschaften fehlte es nicht; auch nicht an kleinen Abwechselungen, die über das Gewöhnliche hinausgingen. Zuerst vom Umgange. So einsam und abgeschieden er auch in Kephissia lebte, schon das Haus war groß genug, um eine Welt im Kleinen zu repräsentiren. Von der Familie selbst ist die Rede gewesen; von der englischen Gouvernante später. Die Nichte des Gesandten, Maria Sofianò, war ein sehr lebendiges, fast leidenschaftliches Mädchen. Wenn sie ihre dunkeln Locken flattern ließ und mit dem Blitze des Auges demonstrirte, wo die Worte nicht so rasch gehorchen wollten, wenn sie sang, tanzte oder in schalkhaften Mädchenkünsten sich wiegte, konnte man sie schön nennen. Sie war kindlich unbefangen, voll Herzensgüte und kannte keinen Standesunterschied. Gegen Geibel war sie zutraulich; schon die Frühstückszeit im Pavillon des Gartens war angenehm; in Gesellschaften war sie immer aufmerksam für den Doctor. Sie sprach vollkommen gut deutsch und hatte für Musik und Literatur Sinn und Verständniß.

Es wird kein Verrath sein, wenn hier bemerkt wird, daß das in Athen verfaßte Sonett „Der Ungenannten“ ihr galt, in dem der Dichter dem freundlichen Gemüthe dankt, aber sich auch der zwischen ihm und ihr gezogenen Kluft erinnert, die sich durch keine Brücke verbinden lasse und noch von keinem glücklich überflogen sei.

Gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts zu Athen und im Piräeus hatte er manche Menschen kennen gelernt und später, wenn er zuweilen auf einen oder zwei Tage in die Stadt kam, das mit ihnen angeknüpfte freundschaftliche Verhältniß fortgesetzt. Daß hier wieder das Brandis'sche Haus obenan stand, war begreiflich. Jede Stunde, die er im Kreise dieser liebenswürdigen Familie zubringen konnte, war für ihn eine wahre Erquickung. Der ungezwungene und geistvolle Ton, der theilnehmende deutsche Sinn, die äußere Einfachheit bei dem innern Reichthum, thaten ihm überaus wohl und er hatte Stunden, wo er Curtius um das Glück hätte beneiden können, in einem solchen Hause das Feld seiner Wirksamkeit gefunden zu haben. Gegen Brandis, der ihn zur vertraulichen Mittheilung aufforderte, war er über sein Verhältniß im Katakazischen Hause ganz offen, und Brandis stimmte mit Geibels still reifendem Entschlusse völlig überein. Auch Brandis Frau, deren Gehalt er hier erst recht würdigen lernte, wollte ihm sehr wohl.

Neben dem Brandis'schen Hause war es besonders der Hauptmann v. Wertheim mit seiner jungen angenehmen Frau, mit denen der Umgang ihm manche frohe Stunde gewährte. Wertheim war ein Sohn erster Ehe der Legationsräthin von Scholz, bei der Geibel in Berlin so manchen Abend vergnügt zugebracht hatte. Sie waren sich früher schon einmal in Berlin begegnet, als Wertheim nach Deutschland gekommen, um seine Frau zu holen. Er war ein lieber offener Mann, der sich viel in der Welt umgesehen hatte, und stand dem

norddeutschen Landsmann immer gern mit Rath und That bei. Geibel hatte gern mit ihm zu thun und verdankte ihm manche kleine gesellige Vortheile, die Wertheim ihm in seiner herzlichen Weise mit der größten Zuvorkommenheit verschaffte. So versorgte er ihn stets mit neuer französischer Lectüre, deren freie Benutzung ihm in seiner Stellung wichtig war. Durch Curtius war er im Hause des holländischen Consuls Travers eingeführt, wo er ebenfalls ein für allemal eingeladen wurde, ein Umstand, der ihm namentlich für den Winter manches Erfreuliche verhieß. Mahns und Lorenzens ist schon gedacht; außerdem war er noch mit dem Architekten Schaubert und den Professoren Ulrichs und Herzog bekannt.

Auch kleine Abenteuer gab es in Kephissia. Seinem Fenster gerade gegenüber jenseits der breiten Fahrstraße erhob sich ein Hügel, auf dessen Höhe eine alte nicht mehr benutzte Moschee und eine große Platane standen. Von dort her hörte er einst schon ziemlich spät in der Nacht im Juli einen rauhen von dem Klange einer Cither begleiteten Gesang, beinahe ein Geheul, herüberschallen. Neugierig ging er hinaus und erstieg den Hügel. Unter der Platane saß auf einer Strohmatte ein Grieche, der in höchst eintöniger Weise ein Lied sang, während drei andere mit flatternden Gewändern nach dem Takte und beim Lichte einer trüben Lampe, die an den Thürbogen der Moschee gehängt war, einen landüblichen Tanz aufführten, der einen erpichteren Philologen vielleicht zu schönen Conjecturen über die Art und Fortdauer des altgriechischen Chortanzes hätte begeistern können, hier aber nur die Nachtschwärmer selbst vergnügte. Es war die wilde Romaika.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen, die ihm das Leben in Kephissia bot, gehörte ein Gastmahl, das der russische dem türkischen Gesandten gab. Nachdem der vornehme Gast einige Zeit auf sich hatte warten lassen, erschien er endlich mit seinem Gefolge im Garten, wo in einem geräumigen Zelte die Tafel bereitet

stand. Es war ein hoher ziemlich wohlbeleibter Mann, das Gesicht braun, die Augen dunkel und feurig, der Bart sehr schön und bis auf die Brust herabhängend. Er trug einen ganz einfachen Kaftan von kirschrother Seide, und helle Unterkleider; nur die ungeheuere Brillantagraffe, die an seinem Turban funkelte, zeichnete ihn aus. Seine Begleiter waren einige Beamte der türkischen Gesandtschaft und vier Diener, die ihm Pfeifen, Kohlenbecken und andere Bequemlichkeiten nachtrugen. Als man sich zum Speisen niederließ, hatten die Türken die außerordentliche Höflichkeit, sich nicht mit untergeschlagenen Beinen auf die Sophas zu setzen, obwohl es ihnen ersichtlich unbequem war, die Beine nach europäischer Weise unter den Tisch zu strecken. Dagegen versagten sie es sich nicht, zwischen den Gängen zu rauchen und die Speisen mit den Fingern in den Mund zu befördern. Mit ihren Gewohnheiten bekannt, hatte man fast nur Fleisch-, Reis- und Kuchenspeisen nebst frischen und getrockneten Früchten aufgesetzt. Anstatt des Weines wurde Sorbet genossen, das angenehm kühlende Getränk, das aus Obst, Schnee und Zucker bereitet wird. Zum Kaffee setzte man sich nach Tisch unter einen großen Maulbeerbaum auf die Erde, die mit prächtigen Teppichen und Polstern bedeckt war. Dort wurde geraucht, geschwatzt und getrunken, bis der Abend dämmerte und die Türken nach herzhaften Abschiedsküssen in langsamer Feierlichkeit abzogen.

Mitte Juli nahm das Leben in Kephissia plötzlich einen romantischen Anstrich. In der Nähe am Pentelikon und auf dem Wege nach Marathon streifte eine zahlreiche Räuberbande. Mehrmalige Versuche, sie einzufangen, waren vergeblich gewesen; es hatte blutige Köpfe im Gebirge gegeben, doch ohne Erfolg. Oft hallten die Schüsse, vom Echo vervielfacht, zum Dorfe herüber, und als sich im Orte das Gerücht verbreitete, die Klephten hätten einen großen Ueberfall vor, blieb das

ganze männliche Hauspersonal die Nacht unter Waffen, doch erfolgte nichts. Auch waren Fenster und Thüren so wohl vergittert und der wehrhaften Leute im Hause so viele, daß selbst die Frauen es nicht recht zur Furcht bringen konnten. Später verzog sich die Bande und man schlief ruhig.

Vor seinem Abgange von Berlin hatte Geibel dem Buchhändler Alexander Duncker eine Sammlung seiner bis dahin verfaßten und für den Druck geeignet erscheinenden Gedichte zum Verlage übergeben, die im Laufe des Sommers veröffentlicht werden sollte. Gegen Ende August lief in Kephissia ein Brief von Duncker ein, worin er mit großem Bedauern die traurige Nachricht mittheilte, das Manuscript sei nebst den bereits fertigen Bogen und Aushängebogen bei dem großen Brande der Hänel'schen Druckerei in Magdeburg ein Raub der Flammen geworden. Geibel war in vielen Beziehungen ganz froh darüber: „Ein Bändchen lyrischer Verse mehr oder weniger, das bedeutet jetzt gar nichts.“ Den dringenden Wunsch Dunckers, ein neues Manuscript zu schicken, mußte er einstweilen unerfüllt lassen; theils fehlte es an Zeit, theils hatte er die Brouillons, nachdem er die Reinschrift genommen, nach allen Seiten hin verschenkt, theils wollte er nun mit bedeutenderen Liedern auftreten. Von den älteren hatte er manches noch im Kopfe, manches mochte noch wiederzuerlangen sein, andere neue waren fertig geworden und einen Theil des Neuen wollte er eben für den Musenalmanach an seinen väterlichen Freund in Berlin, an Chamisso, absenden, als er, noch in Kephissia, die Nachricht erhielt, daß Chamisso gestorben sei. „Platen ist todt, schrieb er, Chamisso ist todt, Uhland schweigt schon lange, Rückert zersplittert sich; unter den Jüngeren ist nur Freiligrath von Bedeutung. Es ist Zeit, daß neue kräftige Stimmen durchdringen, sonst verliert sich alles in charakterlosem Gezwitscher.“ Es war ihm nun um so lieber, daß seine Sammlung, vom Feuer geläutert, gewählter und durch

Besseres vermehrt erscheinen konnte. Er vertröstete deshalb Duncker auf das nächste Jahr und sammelte in den wenigen Mußestunden, die ihm Abends übrig blieben, die Stoffe, welche einer Bearbeitung würdig erschienen. Es scheint passend hier die Gedichte zu mustern, die ihm die Muse bisher auf griechischem Boden geschenkt hatte.

Vor dem drückenden Gefühl der Lage, in welcher Geibel sich befand, vermochte ein reiner voller Klang der Freude über das schöne Griechenland nicht aufzukommen. In dem durchaus objectiv erscheinenden „Liede der Spinnerin," die ihre Spindel anredet und die Unsicherheit der Bestimmung ihres Gespinstes, ob ein Brautbett oder Todtenhemd daraus bereitet wird, trauernd überdenkt, spricht der Dichter seine eigene Empfindung entschieden genug aus: „Anders kommts, als wir gehofft" und deutlicher noch gibt er der Enttäuschung in den Worten Ausdruck: „Gehst du selig auf die Reise, Kehrst du weinend wohl zurück." Auch in dem Gedichte „der Sclav," in dem man eine formelle Einwirkung der Freiligrath'schen Darstellungsweise im Bau der Strophe wie in der lyrischen Objectivität unschwer erkennt, gibt Anfang und Schluß wenigstens andeutend die Gefühle an, die den Dichter bewegten. „O wär' ich frei" ruft er mit dem Sclaven und malt dann im Traum des letzteren das Glück der Freiheit in dem schönen Lande aus, bis die Kette klirrt und der Ruf: „Zur Arbeit fort, du Hund!" den eisernen Zwang des Lebens zurückführt. Was die allgemeine Kenntniß der Situation in dieser Beziehung schon annehmbar erscheinen läßt, wird noch einleuchtender, wenn man das Nachtleben des Dichters kennt. Abends um 9 Uhr nahmen ihn die Pflichten seines Amtes nicht mehr in Anspruch. Dann schweifte er in doppelter Seligkeit durch die südliche Nacht, in Erinnerung und Gegenwart; die buschigen Grotten und plätschernden Fälle des Kephissos, einst von Nymphen und Dryaden bevölkert, waren in der Abendkühle nicht minder lieblich, als zur Zeit der alten

Dichter. Vom Gipfel des Pentelikon löste sich ruhig glänzend der Mond und füllte höher und höher schwebend das liebliche Thal mit silbernem Glanze; in den hohen Maisfeldern sangen die Cikaden und einzelne Musiktöne wehten aus den Gärten herüber. Wenn er dann zu Haus kam, wo ihn am Schreibtische die freundliche Lampe erwartete, regte sich nicht selten die alte Lust, zu träumen und zu dichten. Auf Stunden konnte Zwang und Druck vergessen werden, aber beide kehrten wieder und immer wieder. Das nach Norden ziehende Vöglein regte die Sehnsucht nach der Heimat auf und mußte Grüße und die Betheuerungen der Treue zum Lindengrund, zum Hause der Lieben mitnehmen. Die „Rückerinnerung" machte ihn, mitten unter den muntern Freunden, plötzlich stumm und gern hätte er die Sommernacht, die den Duft der Gärten, Blüthenwälder und Rebenhügel herübertrug, für Eine deutsche Nebelnacht dahingegeben, die er so oft daheim im Herbst durchschritten hatte, den Kirchhof entlang, an den Thürmen des gothischen Doms vorüber, unter den alten Ulmen am gewölbten Thore hin, auf das Giebelhaus, wo ihm, wenn er die breiten Treppen hinaufsprang, sich oben von den Gallerien vom Schein der Lampe mild umwoben ein Lockenhaupt entgegenbog. Derselbe elegische Ton in dem schönen Liede „Woran ich denke"; der reine Morgen seines Lebens, wo ihm die Welt noch so unermessen schien, war beinahe aus dem Gedächtniß geschwunden, nur wenn in der Mondnacht der Feigenbaum leise an seinem offenen Fenster rauschte, blickte ihn die schöne Zeit manchmal schmerzlich an wie im Traume. Er war „in der Ferne" und was ihn einst zu allen Himmeln gehoben, war wie ein Traum vorübergezogen; die Sehnsucht und der Zorn waren sein einziges Gut. Aber würde man ihm auch den Trank der Vergessenheit gebracht und Genesung verbürgt haben, er hätte Nein gesagt. Wäre Alles auch ein wesenloser Traum gewesen, er war doch schön und selig:

Ich fühl' es tief bei jedem Athemzug
Ich liebe noch!

Und wie es scheint, kündigte sich mitunter eine Empfindung an, die nicht ganz in der Ferne schweifte. Die Liebe gleicht dem April, sang er, bald Frost, bald fröhliche Strahlen; wer weiß, was werden will! Aber die Vernunft, das Herz, die Pflicht hielt zurück und die Kluft zeigte sich, die noch niemand glücklich übersprungen. Vielleicht auch, daß jenes Liedchen von der Aprilnatur der Liebe nur ein lyrisches Bildchen war, wie er solche Bilder auch sonst wohl in Kephissia auszeichnete. Dahin gehört „Der Hidalgo," dies zierliche Genrebildchen, halb Ironie, halb Charakteristik, das vielleicht aus naheliegender Veranlassung sich dargeboten, da es auch an spanischen Dons und Señors in Athen nicht fehlte, die es süß fanden mit Liedern und mit Herzen und mit dem ernsten Streit zu scherzen und daheim, wenn die Schönen von Sevilla mit Fächer und Mantilla den Strom entlang blickten, ihnen zu Mandoline Lieder sangen, für die ihnen dunkele Rosen zum Dank vom Balkone gefallen waren; wenigstens rühmten sie sich dessen, wie der blanken Klinge von toledanischem Stahl, die, wie die Cither der Dame, dem Nebenbuhler gilt. — Auch „des Woiwoden Tochter" mag einer unmittelbaren Anregung ihr Entstehen verdanken, etwa der Erzählung eines der slavischen Diener. Der Stoff ist sehr einfach: während das Mädchen am Hochzeitsschleier spinnt, tritt die Waldfrau bei ihr ein und ängstigt sie mit Andeutungen, daß der Geliebte im Walde von Wölfen zerrissen sei. Das Schauerliche des Tons, das Dunkle und doch Verständliche der Andeutungen, das Sprungartige und dabei Vollständige der Entwicklung ist das Verdienst des Dichters in diesem kleinen Nachtstück, das im Uebrigen zu der Umgebung in Kephissia nicht sonderlich stimmt.

Das Beste, was dort entstand, ist leider Fragment geblieben: „Clotar." Der Ton, der in dieser Dichtung

angeschlagen wurde, war neu, nicht bloß in der Entwicklung des Dichters, sondern in der deutschen Dichtung überhaupt. Dies feine launige Gemisch von lachender Satire und lyrischem Schmelz hatte weder deutsche Vorgänger gehabt, noch hat es Nachfolger gefunden. Es benimmt dem Werthe des Gedichtes nichts, wenn man darin eine Einwirkung des Don Juan von Byron erkennt. Die leichte Behandlung der Stanze, der fast alltägliche Ton des Vortrages heben die sentimentalen Elemente wirksam hervor. Wie sich das Allermodernste schicklich in diese Form fügt, ist sie ausgiebig genug, um auch das Tiefste, was die Menschenbrust bewegt, zu umfassen. Das sonnig Heitere des Colorits entspricht vollkommen dem reinen Himmel, unter dem das Gedicht entstand. Es ist als ob das Berliner ironische Element, das an sich wenig Erfreuliches hat, von dem reinen Azur Griechenlands verklärt würde.

Athen.

In der Mitte des Octobers fand der Umzug von Kephissia nach Athen statt. Geibel erhielt ein sehr hübsches Zimmer, dessen Fenster in den Garten führte; für Bequemlichkeit und Eleganz war auf gleiche Weise gesorgt. Wenn ihm mehr Zeit für sich geblieben und das Erziehen nicht gewesen wäre, das Lehren machte größere Freude — er hätte recht glücklich sein können. Denn Griechenland entfaltete immer neue Reize, gerade jetzt, wo der Herbst in goldenem Sonnenduft Abschied nehmend über die röthlichen Berge zog. Die brennende Sonnenhitze war vorüber, einzelne Regentage hatten mit rauschenden Güssen das Land erfrischt, in den Tiefen grünte es auf's Neue.

Mit ewigem Farbenwechsel erquickten die Gebirge das Auge und Meer, Himmel und Gewölk, das war alles Ein Schmelz, Eine Gluth, Ein Farbenspiel, das alle Schattirungen durchmachte, vom reinsten Lichtblau bis zum tiefsten brennendsten Purpur. Dabei wehte um Mittag gewöhnlich ein leiser Wind, der die Strahlen besänftigte, von der See herüber. Wenn Geibel um diese Zeit an den Ufern des trockenen Ilissos am Fuße des Hymettos hinwanderte oder nordwärts durch den alten Oelwald der Akademie dem Parnaß entgegen, da legte sich eine classische Ruhe um die Seele, und er glaubte die Stimmung zu verstehen, in welcher Sophokles seine Tragödien schrieb und Plato seinen Phädros und das Symposion.

Fast täglich wurde die Akropolis bestiegen. Als er am 7. November 1838 zum erstenmale das obere Dach des Parthenon betrat und über der letzten Statue des Giebelfeldes seine Blicke nach dem Meere und nach Salamis hinüberschweifen ließ, hinter dem die Sonne mit einem sichtbaren rosenrothen Strahlenkranze langsam hinabsank, glaubte er, der so manchen Sonnenuntergang Griechenlands gesehen, nie etwas Herrlicheres geschaut zu haben. So lange die glänzende Kugel noch über dem Horizonte schwebte, schimmerte das Meer von unzähligen Funken, auf den Bergen lag jener tiefrothe Schein, der schon in alter Zeit dem Hymettos den Beinamen des purpurnen gab, über den Wolken irrte ein schweifendes Gold; aber kaum war die Sonne hinuntergegangen, so lag Alles im Dunkeln, nur über den scharf sich abhebenden Inselgebirgen schwebte noch eine sanfte bald verlöschende Glorie und aus dem tiefen Blau traten die funkelnden Sterne hervor. Was im Norden Abenddämmerung genannt wird, gibt es im Süden nicht. Tag und Nacht wechseln unmittelbar.

„Ich hatte mancherlei Gedanken," heißt es in einem der Briefe aus Athen, „als ich dort oben stand auf dem Gipfel des Pallastempels. Dieser Ort vor allen tönt von großen

Erinnerungen. Von hier mochte einst Perikles herabgeschaut haben auf das Gewühl der prächtigen Stadt, auf den Hafen voll segelfertiger Schiffe und auf jene Kunstwerke um ihn und unter ihm, die seinem Namen Unsterblichkeit gesichert haben würden, auch wenn die Geschichtschreiber nur von seiner Förderung der Kunst zu erzählen wüßten. Dort mochte er gestanden haben, der stolze freie Mann, einen schönen Traum von Athens Zukunft in der Seele, nichts ahnend von dem nahen Verderben, das dieser Stadt der Götter, das ihm selbst so schrecklich bevorstand. Die Pest kam und die Tyrannen, nach ihnen die Makedonier und endlich die Römer, die Männer von Eisen, die unter Sulla in klingender Rüstung durch das Doppelthor ihren kriegerischen Einzug hielten. Aber noch immer standen Tempel und Göttersäulen und Athen blieb der Sitz der Musen. Byzanz blühte und versank in Schwächlichkeit und innerm Zerwürfniß. Hier blieb eine still geweihte Stätte, wo Einzelne an den Altären der Wissenschaft und der Kunst opferten. Da kam vom Osten her ein fanatisches Kriegervolk, nichts ahnend von den Geheimnissen ruhig fortschreitender Erkenntniß und den Künsten feind, die ihnen eine Gotteslästerung schienen. Zugleich mit dem Kreuze der Sophienkirche zu Konstantinopel brachen die Säulen des Parthenon, die schönen Marmorbilder sanken in den Staub, das Gras wucherte darüber hin, der rauhe Bekenner des Islam tränkte sein Roß aus den kunstvoll gearbeiteten Knäufen, die einst so stolz die reiche Tempeldecke getragen hatten. Seit der Zeit liegt eine tiefe Wehmuth über der Akropolis, und so sehr auch die herrlichen Ueberreste den bewundernden Beschauer zu begeistern vermögen, er kann es nie vergessen, daß es nur Trümmer sind. Athen ist und bleibt ein weites Grab, in dem eine glorreiche Vorzeit eingesargt liegt, und wenn jetzt die moderne Zeit ihre kleinen Häuschen darüber baut und ihre kleinen Interessen abhandelt und wieder anfängt zu scherzen, zu lachen, zu leben, so kommt mir das vor, als

ob ein bunter Schmetterling über einer ungeschlossenen Gruft flatterte." Dieselben Anschauungen fast in gleicher Ausführung, kürzer zusammengedrängt, begegnen in dem Sonette „Auf der Akropolis in Athen," nur daß er hier nicht das Leben der Gegenwart hinfällig, sondern sein eigenes Leid im Vergleich mit der aus diesen Steinen redenden Geschichte so nichtig nennt, daß er es lächelnd in der Brust erstickt.

Seit dem Umzuge nach Athen erschien ihm sein Leben im Hause des Gesandten weit erträglicher als vorher, wozu namentlich der tägliche Umgang und Gedankenaustausch mit Ernst Curtius beitrug. Zwar drohte auch diesem Zusammenleben der Untergang, da Brandis im Januar des nächsten Jahres (1839) nach Deutschland zurückzukehren beabsichtigte, allein auf die dringende Bitte des Königs von Griechenland entschloß er sich, bis zur Mitte des Sommers zu bleiben. Beide Freunde arbeiteten mancherlei gemeinschaftlich miteinander, indem sie sich gegenseitig anregten und unterstützten. Die Spaziergänge, die sie gewöhnlich gemeinschaftlich machten, von einer halb deutschen, halb russischen Knabenschaar umgeben, boten die beste Gelegenheit zu traulichem Gespräch, wie zu wissenschaftlicher Unterhaltung. In der Regel führte sie ihr Weg nach dem selbst im December noch schönen Oelwalde der Akademie, oder darüber hinaus nach dem Hügel von Kolonos, bald an den Säulen des prächtigen Zeustempels vorüber, die felsigen Ufer des Ilissos entlang. Auf solchen Gängen und wenn sie mit der plötzlich einbrechenden Dunkelheit heimkehrten, suchten sie einzelnen Stellen alter Dichter ihr eigenthümlichstes innerstes Wesen abzulauschen und sie dann in möglichst gediegener Form wiederzugeben. Abends wurden die Ergebnisse ihrer kleinen Wanderungen, oft nur wenige Verse, aufgeschrieben, und je öfter sie sich dieser willkommenen Arbeit überließen, desto anziehender und reizvoller wurde sie ihnen allmählig. So entstand in der anspruchslosesten Weise eine nicht unbedeutende Zahl von Ueber-

setzungen, denen wir bald als „Klassischen Studien" begegnen werden.

Neben den wissenschaftlichen Anregungen fehlte es auch nicht an großen gesellschaftlichen. Die Uebersiedlung nach der Residenz hatte im Hause des Gesandten große Veränderungen mit sich gebracht. Glänzende Abend- und Mittagsgesellschaften wechselten unaufhörlich und wie schon in den früheren Wintern war auch im gegenwärtigen jeden Donnerstag Ball, wobei sich Alles, was zu den höheren Cirkeln Athens gehörte, zu versammeln pflegte. Die aus Oldenburg mit nach Athen gezogene Hofdame der Königin, Fräulein von Nordenflycht, deren Briefe an eine Freundin in Deutschland nach ihrem Tode (11. Juli 1842) veröffentlicht sind, versichert, man habe sich dort stets gut amüsirt. Auch Geibel, der freilich nicht tanzte, da er es zu lernen versäumt hatte, aber doch immer einige Stunden in dem bunten Wirbel sich bewegte, fand diese Donnerstagsbälle interessant. Man konnte sich in der Welt nichts Bunteres denken, die verschiedensten Sprachen, die buntesten Trachten rauschten durcheinander. Die schönen Hydriotinnen (erzählt Fräulein von Nordenflycht) mit den ausdrucksvollen Gesichtern, edlen geistreichen Zügen und hübschen Füßen, die über den Kiesel des Bachs hinschritten, ohne den seidenen Strumpf zu netzen, hatten die allerliebsten Hände mit Ringen überdeckt und traten in ihrer eigenthümlichen Tracht herein. Zu den Röcken von grüner Seide waren hundert Ellen verbraucht. Sie waren mit dunkelrothen drei Finger breiten Borduren und fünfzig Auflegesäumen geziert. Das Wämmschen von buntem Seidenzeuge und ein vielgefaltetes Kleid, welches wegen des tiefen Ausschnittes sehr zu Gesichte kam. Um die Hüften ein buntes Tuch, wie die deutschen Frauen die Halstücher tragen, mit seitwärts herabhängendem Zipfel. Um den Kopf einen schönen türkischen Shawl gewunden, der so malerisch aufgenommen war, daß er wie die Schleier der Sphinx einen Theil des Gesichts verhüllte. Geibel

schilderte mehr in großen breiten Zügen: griechische und russische Officiere in prächtiger Uniform, Herren der Gesandtschaften in Farben ihrer Nationen, hohe Beamte in schwarzer Civilkleidung, alte griechische Häuptlinge in reicher goldverbrämter Nationaltracht mit Fesi und Fustanella, Reisende und Gelehrte, Künstler und Geistliche, das wühlte alles bei rauschender Musik in dem glänzend erleuchteten, pomphaft und doch mit großem Geschmack verzierten Raume in fröhlicher Laune, von unzähligen Spiegeln ins Unendliche vervielfältigt, durcheinander. Nur die Damen, fand er, hätten schöner sein können. Er traf bei griechischen Frauen selten eine ansprechende Gesichtsbildung, ein Mangel, für den nicht einmal Grazie des Wuchses oder Anmuth der Bewegung Ersatz bot, da sie meistens plump und wohlbeleibt waren, wozu noch der allgemeine Gebrauch stark aufgetragener Schminke kam. Nur die Augen waren häufig feurig und ausdrucksvoll. Eine einzige classische Schönheit war ihm begegnet, die Tochter Marko Bozzaris, des Sulioten, die damals zur Ehrendame der Königin ernannt, diese überall begleitete. Dagegen erschien ihm das männliche Geschlecht des echt griechischen Stammes fast durchgängig schön. Die Albanesen aber hatten einen entschieden slavischen Ausdruck, kleine Augen und hervortretende Backenknochen.

Am Namenstage des Gesandten, etwa am letzten November, machte das ganze Haus, alles was dran hing, einen Ausflug nach Eleusis. Der Tag war schön, ein wolkenloser Himmel lag glänzend blau über den Bergen. Die Fahrt nach dem nur anderthalb Stunden von Athen entfernten Orte, der mit der Stadt durch eine schöne Chaussee verbunden ist, ging zuerst durch den Korydallos, einen südlich an den Parnaß anstoßenden Gebirgszug. Schroffe Felsen von groteskem Form schloßen von allen Seiten den Weg ein, bis sich plötzlich hinter Daphni, einem alten Kloster, das wie eine Festung mit Mauern und Thürmen umgeben dastand, eine herrliche Aussicht auf das tief

einbuchtende Meer, auf Salamis und Megara eröffnete. Dann führte die Straße an dem halbmondförmigen Busen fort, bis sich endlich an der Nordseite der Bucht der Flecken Eleusis an einem sanften Abhange hinaufzog. Schon eine Stunde vor dem Orte zeigten sich überall Spuren des alten heiligen Weges und Fundamente von ungeheuern Steinquadern, welche die Stätten der zerstörten Heiligthümer bezeichneten. Eleusis selbst, die einst so berühmte Ceresstadt, jetzt ein ärmliches Nest, ist reich an Ruinen. Säulenschafte und Kapitäle von riesenhafter Größe lagen überall, meist halbversunken, umher. Der schöne Brunnen von blauem Marmor, dessen Pausanias erwähnt, war noch gänzlich erhalten, von einer großen Felsengrotte überwölbt, die sich an den Tempel des Triptolemos angeschlossen haben mag. Auch eine treffliche Mosaik, die in einer ärmlichen Bauernhütte als Fußboden diente, war fast unverletzt geblieben. — Die Mittagstafel wurde auf der Terrasse im Hause des Dimarchen, das sich unmittelbar über dem Meere erhob, gehalten. Man hatte den Blick auf die herrliche tiefblaue Wasserfläche, die Insel Salamis und die Pracht der wundervoll beleuchteten Gebirge. Welch ein Anblick und welche Erinnerungen! Die Gesellschaft war ungewöhnlich heiter und erst nach Sonnenuntergange machte die kleine Völkerwanderung den Weg nach Athen zurück.

Die Griechen, die jetzt wie im Alterthume gern feiern, ließen es sich auch am 21. December, dem Geburtstage der Königin, nicht nehmen. Am Abend war die Stadt erleuchtet, die Fenster und Balkone strahlten von Lampen; auf der Akropolis loderte eine Reihe von rothen Feuern zum dunkeln Nachthimmel empor und selbst in den Gründen der engen Seitengassen brannten hohe Pechflammen, die jene an sich schon abenteuerlichen Winkel noch seltsamer erscheinen ließen. Ein Fackelzug wälzte sich über die lange Hermesstraße, Guitarren und Geigen erklangen vorauf; wilde bärtige Gestalten folgten, die auf

langen Stangen in eisernen Körben prächtig flackernde Kienscheite trugen. Das ungeheure Gewühl, die bunten Trachten vom unsteten Feuerglanz beleuchtet, die Musik, das Ζητω-rufen, das machte einen wunderber betäubenden Eindruck. Als Geibel von dem Freunde, bei dem er das Schauspiel angesehen, spät nach Hause ging, war die Illumination größtentheils erloschen; nur hier und dort flimmerte noch ein halber Namenszug; auf der Akropolis brannte ein einsames Feuer; aber das erste Mondviertel war aus den Wolken getreten und stand mit ruhigem Glanze über der alten Stadt der Götter.

Der Freund, dessen eben gedacht ist, war ein kürzlich nach Athen gekommener Vetter der Kabinetsräthin Brandis, Karl Hausmann aus Hanover, der mehr der Erholung als der Beschäftigung wegen bei einem Handelshause in Athen eine bequeme Stellung gefunden hatte. Curtius und Geibel waren rasch mit ihm bekannt geworden; was ihm an wissenschaftlichem Interesse abging, ersetzte er reichlich durch offenen Sinn, stets heitere Laune und deutsche Gemüthlichkeit. In dem kunstliebenden Hause des Vaters, der in Hannover eine werthvolle Gemäldesammlung pflegte und den Kunstverein damals wie später die Eisenbahnen kräftig förderte, war die schöne Singstimme Hausmanns und sein musikalisches Talent überhaupt sorgfältig ausgebildet. Wie sehr diese Gabe schon jetzt und später noch mehr zur Belebung und zum Frohsinn des Kreises beitragen mußte, erhellt von selbst. Karl Hausmann, der auch äußerlich günstig gestellt war und etwas draufgehen lassen konnte, bewohnte im Hause seines Principals das beste Zimmer mit einem geräumigen Balkon nach der Hermesstraße, der Hauptstraße der Stadt. Auf diesem Balkon fand sich die kleine Gesellschaft fast jeden Abend vollzählig zusammen. Außer dem Bewohner selbst, Curtius und Geibel, gehörte ein junger von den Inseln stammender Grieche, Kokkinos, der als Kind die

Scenen des Freiheitskrieges miterlebt und dann mehrere Jahre lang in Deutschland auf den Hochschulen zu Göttingen und Heidelberg neben seinem juristischen Studium eine allgemeinere Bildung, namentlich unter Ottfried Müller in Göttingen, erworben hatte, noch zu derselben. Von ihm wurde Geibel in doppelter Weise angeregt. Kokkinos gab ihm, der sich bis dahin um Politik durchaus nicht bekümmert hatte, zuerst ein Interesse für wissenschaftliche Auffassung derselben. Der Grieche war in Göttingen ein Hörer Dahlmanns, des damals durch schmählichen Gewaltact Vertriebenen, gewesen und wußte Geibel, da Curtius selbst bei Dahlmann gehört hatte, zum Studium des Dahlmann'schen Buches über die Politik, die auf dem constitutionellen Princip beruhte, anzuregen. Beide verabredeten dann, die einschlagenden Lehren des Aristoteles zusammen zu studiren, was freilich unausgeführt blieb, da Kokkinos sich in der Folge mehr zu dem Kreise der atheniſchen Advokaten hielt und durch das stadtübliche Kaffeehausleben dem Balkon auf der Hermesstraße entfremdet wurde. So lange er sich dazu gesellte, führte er Geibel näher in das Neugriechische ein, das bis dahin keine ernsthafte Aufmerksamkeit, geschweige Lernbegierde erweckt hatte. Das bleibende, freilich geringe Resultat dieser Studien ist die Uebersetzung der fünf neugriechischen Volkslieder in Geibels Gedichten.

Das Weihnachtsfest verbrachten die Lübecker Freunde und Hausmann vergnügt im Brandisschen Hause, wo für die Kinder ein Baum aufgeputzt war und jeder mit kleinen Geschenken freundlich bedacht wurde.

Im Katakazi'schen Hause bereitete sich eine für Geibel bedeutende Aenderung vor. Schon beim Umzuge verlautete, daß der Gesandte einen längeren Urlaub erbeten habe und im Mai nach Rußland zurückkehren werde. Geibel ergriff die Gelegenheit, um sich loszumachen, und bemerkte, daß er, da er sein Studium auf längere Zeit nicht unterbrechen dürfe, mit

dem Schlusse seines ersten Jahres seines Amtes ledig zu sein wünsche. Der Gesandte bat ihn, einstweilen die Sache noch nicht weiter zu verfolgen, bis sich die Angelegenheit wegen des Urlaubs entschieden habe. So ging Unterricht und Erziehung vorläufig in alter Weise fort. In den letzten Tagen des griechischen Jahres veranstaltete der Doctor, um den Eltern zu zeigen, wie weit die Kinder unter seiner Leitung fortgeschritten, ein Examen. Der Minister hatte ein kleines Auditorium von Hausfreunden versammelt. Auch Curtius war zugegen. Die Sache ging gut, selbst besser als Geibel erwartet hatte. Es schien, als seien die Hoffnungen der Eltern übertroffen, und diese sprachen ihre Freude unverholen aus. Katakazi umarmte Geibel, lud die ganze Gesellschaft zu Tisch und brachte des Lehrers Gesundheit beim Champagner aus. So sehr Geibel diese und andere Beweise der wohlwollenden Gesinnung des Gesandten erfreuten, so konnten sie doch an seinem, von der Heimath aus zwar nicht ganz gebilligten, aber längst feststehenden Entschluß nichts ändern. Das stand fest, daß er unter keiner Bedingung sein Amt in Rußland fortführen wollte. Entschädigte ihn in Griechenland für alles häusliche Leid, sei es nun zu schwer empfundenes oder wirklich drückendes, einigermaßen die Verbindung mit Freunden und in vielen Dingen Griechenland selbst, so fiel in Rußland beides weg. Dazu kam, daß die in Athen, wenn auch mühsame und schwierige, aber doch mögliche Communication mit Deutschland und deutscher Wissenschaft und Literatur so gut wie ganz aufhören mußte und jede Aussicht, die sich auf dem neu befruchteten Boden des jungen Königreiches bieten konnte, in dem hermetisch abgesperrten erstarrten Slavenreiche schwand. Er hatte nie die geringste Neigung für russisches Wesen gehabt, weder für die Baschkiren, die in den deutschen Freiheitskriegen geholfen hatten, noch für die neuesten Auflagen desselben, die Einverleibung des Königreichs Polen oder die feinen Einmischungen in die

Händel des Vaterlandes. Es konnte ihn innerlich ergrimmen, wenn er die abgöttische Verehrung des Russenthums in seiner Vaterstadt ansehen mußte. Selbst als er in der Ferne las, daß bei der Durchreise des russischen Thronfolgers durch Lübeck dort alles in Entzücken geschwommen und zur steten Erinnerung an den festlichen Tag eine Speisung der Armen gestiftet wurde und alljährlich wiederholt werden sollte, flammte er in hellen Zorn auf und hielt den Lieben daheim, die doch unschuldig waren, eine heftige Strafpredigt über das Thema, daß es einer Republik sehr übel zu Gesichte stehe, wenn sie einem erbfeindlichen Thronfolger derartige Gesinnungen zeige. Wenn er weiter keinen Grund gehabt hätte, eine Uebersiedlung nach Rußland abzulehnen, der Eine würde genügt haben, daß er das Klima, die endlosen Winter fürchtete.

Wie anders war das in Griechenland! Um die Zeit, wo die Winter des Nordens streng nachzuholen pflegen, was sie bis dahin etwa versäumt haben, am Schluß des Januars (1839) entfaltete die griechische Natur in unaufhörlichstem Wechsel die lieblichsten Reize. Die unteren Berghänge, die im Sommer braun und sonnverbrant sich hindehnten, standen jetzt mit reichem Grün bekleidet, die Thäler grün, die Waldwiesen zwischen den Oelbäumen der alten Akademie mit bunten Anemonen und blühendem Crocus übersäet, selbst die Schwalbe baute schon wieder an den korinthischen Säulenknäufen des alten Zeustempels — es war wie in Deutschland ein Maianfang. Den Contrast zwischen nordischem und griechischem Winter überblickend kam ihm jener wie ein mürrischer Pädagog vor, der den Vögeln das dumme Lärmen, den Lüften das laue Wesen, den Bächen die Munterkeit verbietet, während der Süden den Erzphilister selber zur Vernunft bekehrt hat, der Pädagogik und Moral vergessend sich unter den Palmen und Cypressen müßig sonnt und nur manchmal von der Macht der Freude schwatzt. Durchdrungen von seinem Worte erdachte

Geibel das Lied „Winter in Athen,“ dessen humoristische Haltung von seinem Standpunkte aus neu war.

Die schöne Zeit wurde fast geizig benutzt, der freie Sonntag meistens zu angenehmen kleinen Ausflügen verwendet, an denen Curtius und Hausmann regelmäßig, mitunter auch andere Bekannte Theil nahmen. Zu Pferde ging es hinaus bald in die Berge, bald hinunter ans Meer oder das weite schöne Kephissosthal hinab. Die Dörfer oder alte Klöster, namentlich die letzteren, bildeten nach allen Seiten hin bequeme Ruhepunkte. Die Mönchsstätten lagen meistens an Bergabhängen von wasserreichen Wiesen und hohen Bäumen umringt. Von den Terrassen öffneten sich die prachtvollsten Aussichten, im Vordergrunde meistens wilde Gebirgsschluchten, dann durch irgend einen von Felsmassen gebildeten Rahmen ein Blick in die fröhliche Ebene, dann dahinter ein Stück himmelblauen Meeres mit ein paar dämmernden Inseln. So wurde eines Sonntags Sergiani, ein in einer breiten blühenden Schlucht des Hymettos gelegenes Kloster aufgesucht. Der Hof vor dem zierlichen byzantinischen Kirchlein bot namentlich ein liebliches Bild dar. Ein hoher Lorber breitete seine schattigen dichtbelaubten Aeste über einen Marmortisch, auf dem die Gastlichkeit der Klosterbewohner Brod, Oliven und süßen dunkelrothen Wein nicht fehlen ließ. Zur Seite zog sich ein breiter Weingang hin, dessen grünes Dach auf alten Säulen ruhte. Die Treppe, die von der Klostermauer an dem freundlichen Ort hinunterführte, war ganz und gar von einem ungeheueren Rosenbaum überwachsen. Vom Marmortische aus sah man über die Thürme und buntverschnörkelten Gallerien des weitläuftigen Gebäudes den Gipfel des Hymettos massenhaft ins Blaue hinaufragen. Die Sonne spielte durch das dichte Gezweig des Lorbers und hüpfte beweglich auf der weißen Tafel und blinkte im dunkeln Wein der Gläser.

Immer Neues boten diese Sonntage. Kam die Gesellschaft

auch nur bis zum Piräeus, wo sie bei Lorenzen allzeit eine freundliche Aufnahme erwartete, stets kamen sie fröhlich und mit frischen Kräften für die neue Woche ausgerüstet zurück. Vom Piräeus aus besuchten sie das Grab des Themistokles. Der Tag neigte sich bereits seinem Ende zu, als sie auf einem leichten Kaik über die schöne Bucht fuhren, die den von jenem alten Helden zuerst brauchbaren Hafen bildet. An der Mündung des scharf ins Land einschneidenden Busens stiegen sie aus und gelangten, über das unsichere Felsgeröll fortkletternd, bald an den gesuchten Ort. Breite Felsmassen bildeten dort einen kleinen Vorsprung in die See; ungeheuere Säulentrümmer, von der ewig anspülenden Fluth ihrer Form beraubt, lagen umher, und noch erkannte man im abgeplatteten Gestein deutlich die Vertiefungen, in welche sie eingefugt gewesen. Das Grab selbst, von vier großen Felsplatten gebildet, lag schon im Wasser, doch schimmerte der Sarkophag, dessen Deckel und Inhalt längst von dem Elemente fortgerissen waren, aus der durchsichtigen Fluth klar herauf. Sie schritten in tiefer Dämmerung über die denkwürdige Stätte hin. Drüben über Salamis lag der letzte falbe Schein des Abendrothes, das Meer brüllte an den Felsen und die Brandung rollte die schäumenden Wogen ihnen zu Füßen. Ein alter Seemann im braunen griechischen Mantel gesellte sich zu ihnen und erzählte, wie er im Freiheitskriege unter Kanaris gedient habe und wie er jetzt hier einsam in einer kleinen Hütte wohne und Nachts auf die ankommenden Schiffe achte. Als sie scheiden wollten, gaben sie ihm ein kleines Geschenk. Er mochte das nicht gewohnt sein und bat sie, einen Trunk von seinem Weine nicht zu verschmähen. Darauf brachte er eine große Holzflasche mit dem feurigsten Samos aus seiner Hütte und sie tranken miteinander auf das Andenken des Themistokles. Die Rückfahrt über den Hafen war herrlich; der Mond stand über dem blauen Hymettos und die Ruder blitzten wie vergoldet. In klarer Nacht

fuhren sie nach Athen zurück, das sie von jenem silbernen Nebel eingehüllt fanden, der Abends häufig über der attischen Ebene lagert.

In Athen sah Geibel zum erstenmale einen südlichen Carneval mit all seinen bunten Lustbarkeiten an sich vorüberziehen. Was an Pracht abgehen mochte, wurde an ausgelassener Heiterkeit ersetzt. Vom Morgen bis zum Abend schwärmten die Masken in den Straßen umher und verübten aneinander und an den vorübergehenden mancherlei Muthwillen, was nicht selten zu den lächerlichsten Scenen Veranlassung gab. Die Costüme waren übrigens einfach genug; wenige Charaktermasken ausgenommen bestanden sie in Hemden mit Goldpapier besetzt, bunten Schlafröcken und den wunderlichsten Verbindungen französischer, griechischer und orientalischer Tracht. Abends war das Fest von zauberischer Wirkung; auf allen Straßen und Plätzen der Stadt bis in die fernsten Winkel zwischen dem Trümmerwerk brannten große Feuer, Fackeln schweiften umher, Fahnen flatterten und das Volk in seiner phantastischen Tracht tanzte um die lodernden Flammen zum Schall der Cither oder der dumpfen Tumba die wilde Romaika. Am letzten Tage, einem Sonntage, wurde ein Pferderennen veranstaltet, das an sich wenig Imposantes gewährte; desto eigenthümlicher war das Bild der versammelten Volksmasse, die im weiten Kreise um die Bahn, oder amphitheatralisch an den Hügeln hinauf saß. Die platten Dächer der nahen Häuser wimmelten von Menschen, alle Fenster, alle Terrassen und Balkone waren gefüllt. Auf dem breiten Altan der polytechnischen Schule saßen König und Königin mit ihrem Hofstaat. Alles voll Glanz, Farben und Musik. Das Schönste des Tages war das auf das Rennen folgende Dschiridspiel, eine Art von orientalischem Turnier. Etwa zwölf der vornehmsten Griechen in reicher, von Gold strotzender Tracht ritten auf prächtigen türkischen Pferden in den Kreis, bewaffnet mit dem

Dschirid, einem leichten Holzstabe von der Länge eines Wurfspeeres. Sie theilten sich in zwei Gruppen und indem Einzelne vorsprengten und den Dschirid schwingend ihren Gegner auswählten, begann der Kampf. Unter dem Jubel des Volks und beim Klange kriegerischer Musik flogen die Lanzen; jeder suchte im sausenden Galopp einen der Gegner zu treffen, jeder mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit dem Wurfe auszuweichen. Bald bildete sich mit blitzartiger Schnelle ein unentwirrbar scheinender Reiterknäuel, bald stob eben so rasch Alles nach allen Seiten auseinander; Wurf folgte auf Wurf; die Reiter jagten mit hochgeschwungnem Dschirid heran, jetzt lagen sie vornübergebückt auf dem Halse des Pferdes, jetzt duckten sie seitwärts vom Sattel herunter, ein so rasch wechselndes Schauspiel, daß der Blick nicht folgen konnte.

Auch die griechische Feier der Osternacht war für Geibel neu. Es war gegen 12 Uhr Nachts, als er sich auf den Platz der Irinenkirche, der Hauptkirche von Athen begab; ihr gegenüber war ein Gerüst aufgeschlagen, das mit Blumengewinden und Fahnen festlich geschmückt ein prächtiges Betpult trug und für den König und die Königin bestimmt war. Die Straße hinunter standen Soldaten in zwei Reihen, um die Einfahrt frei zu halten; rings umher drängte sich eine unabsehbare Volksmasse; die Meisten hatten sich mit angezündeten Kerzen versehen. Da hörte man Pferdegetrappel durch die Nacht herankommen; ein Zug Uhlanen ritt still vorüber; dann folgten die Wagen. König und Königin, beide in griechischer Tracht, nahmen ihre Plätze ein, und die Litanei am Altar begann. Alles schwieg erwartungsvoll, man vernahm die Worte des Priesters bis auf die Straße hinaus. Da erscholl das „Christ ist erstanden“ (*Χριστὸς ἀνέστη*), zugleich rauschte eine Garbe Raketen in den Nachthimmel empor und zerstob knatternd in unzählige bunte Sterne; Pauken und Trompeten jubelten drein, die Glocken läuteten von allen Kirchen und Klöstern, vor der

Stadt krachten die Kanonen, das Volk jauchzte und wie durch Zauberschlag waren alle Kerzen entzündet, alle Fenster erleuchtet, alle Balkone von zahllosen Lichtern erhellt. Zu der geistigen Freude des Volkes gesellte sich noch eine materielle; die langen strengen Fasten waren zu Ende. Auch Geibel fand, als er zu Haus kam, alles was russisch war um das Osterlamm versammelt und bei dem nächtlichen Frühstück wurde der Champagner nicht gespart.

Wohl war das Land schön und voll reicher Abwechslung, aber daheim blieb ein Tag wie der andere. Es mußte etwas geschehen, um die Sache zur Entscheidung zu bringen. Als der Urlaub des Gesandten, der sich selbst danach sehnte, Griechenland für immer zu verlassen, am 1. April noch nicht eingetroffen war, fürchtete Geibel, der Abgang des Ministers möge sich ins Ungewisse verzögern und er selbst auf solche Weise genöthigt werden, die ihm immer drückender gewordene Stellung länger als er wollte, beizubehalten. Um dies zu vermeiden, ging er zu Katakazi und sagte ihm ganz offen, es sei ihr altes Uebereinkommen, daß er nach Ablauf des ersten Jahres gehen wolle. Für den Fall also, daß der Minister länger bleibe als bis zum Ende des griechischen Mai's, bitte er, die Maßregeln wegen der Knaben zu treffen. Wenn es gewünscht werde, wolle Geibel sich gern willig finden lassen, auch weiterhin einzelne Lehrstunden zu ertheilen; nur mit der Erziehung wolle und könne er sich dann durchaus nicht befassen. Wie immer benahm sich der Minister auch bei diesem Anlaß aufs Freundlichste und Liebenswürdigste. Er äußerte, über die Zeit seiner Abreise könne er jetzt noch immer nichts Bestimmtes sagen, da sein Abschied merkwürdiger Weise noch nicht eingetroffen sei. Uebrigens könne Geibel, obgleich er ihn ungern entlasse, im Juni ganz thun, was er wolle. Der Minister benutzte diese Gelegenheit, dem Doctor noch einmal für die Mühe zu danken, die er sich im Interesse der Knaben

gegeben, und wenn er seine Rückreise durch Rußland machen wolle, so könne er als sein Gast mit ihm bis nach Petersburg gehen und von dort nach Belieben mit dem Dampfschiffe nach Lübeck heimkehren. Zugleich wurde das Anerbieten im Betreff der einzelnen Lehrstunden mit unverholener Freude angenommen, wobei der Minister versicherte, seine Kinder hätten bei Geibel im Vergleich mit den früheren Lehrern dreifach größere Fortschritte gemacht.

So vergingen wieder acht Wochen. Der Abschied war nicht gekommen und schien unter den damaligen Umständen, da der Krieg zwischen der Pforte und Mehemed Ali ausgebrochen war, für die nächste Zeit auch nicht mehr zu erwarten. Am 25. Mai bemerkte Katakazi bei Tisch, er habe noch etwas mit Geibel zu besprechen, er möge deshalb, wenn die Stunden beendigt seien, einen Augenblick auf sein Zimmer kommen. Allein aus dem Gespräche wurde nichts, da gerade um diese Zeit viele Besuche eintrafen. Auch am nächsten Tage schien nichts daraus zu werden, da Katakazi auf den ganzen Tag nach Ambelokipi gefahren war. Erst am zweiten griechischen Pfingsttage, 27. Mai, fand die Unterredung statt. Nach einigem Hin- und Herreden wurde Alles friedlich und freundlich arrangirt. Geibel trat zurück und gab fortan nur an fünf Wochentagen von 8 bis 12 Uhr Stunden bei den Knaben. Der Minister war die Freundlichkeit selbst und lud Geibel für immer zu Tisch. Als er am letzten Mai vom Hause schied, fehlte es, wo sonst Launen gewaltet hatten, sogar nicht an Thränen.

Endlich war ein Verhältniß gelöst, das alle Kraft und namentlich alle poetische Kraft zu ersticken drohte. Mag man immerhin geneigt sein, dem Dichter, der jedenfalls nicht zum Erzieher geboren war, einen Theil des Mißverhältnisses seiner Stellung zur Last zu legen, daß er nicht alle Schuld allein trug, ging aus den Aeußerungen seines Vorgängers hervor und zeigt sich noch deutlicher darin, daß die Gouvernanten der

übrigens gut gearteten Töchter während des Jahres mehrfach wechselten. Zuerst war eine Deutsche durch eine Engländerin ersetzt; diese, in ihrer Art sehr tüchtig, entsagte dem Dienste und hatte eine Nachfolgerin aus Paris, eine Mademoiselle Renard, die sich eine gewisse Selbstständigkeit zu geben wußte und die Mädchen trotz aller Einwendungen von oben strenger von den Knaben zu scheiden verstand, damals aber als Geibel das Haus verließ, gleichfalls entschlossen war, sich frei zu machen. Seit der Trennung vom Hause stand Geibel sehr gut zu allen Mitgliedern. Katakazi blieb ihm mit immer gleicher Güte gewogen und die Frau des Ministers behandelte ihn fortan mit der größten Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit. Die Knaben lernten gut, die Mädchen machten Fortschritte und Maria Sofianò war, wo sie ihm noch begegnete, so unbefangen zutraulich wie sonst.

Geibel hatte schon im Mai eine sehr hübsche und außerordentlich wohlfeile Wohnung bei einem der bravsten und redlichsten Officiere, dem Quartiermeister Rupp gefunden und für den Sommer gemiethet. Er bezahlte monatlich 15 Drachmen, etwa vierthalb Thaler. Das Haus, massiv gebaut, lag eigentlich schon außerhalb der Stadt. Das Zimmer war nicht groß, aber freundlich, mit Fenstern nach Süden und Osten. Das letztere gewährte durch die vor dem Hause herlaufende Gallerie eine prächtige Aussicht auf den Tempel des olympischen Zeus, das Hadriansthor und den Hymettos in seiner ganzen Ausdehnung. Den Vordergrund bildete das Gärtchen des Hauses, in dessen äußerster Ecke eine Laube dieselbe Aussicht darbot. Das andere Fenster, das nach Süden ging, ließ die Straße nach dem Phalereus und das Meer sehen. Die Einrichtung war so einfach, wie sie für einen Dichter in Griechenland sich eignete, ein sehr großer Schreibtisch, ein Schlafdivan gegenüber, ein Bücherbrett, ein paar Stühle, ein Kleiderhang und die Fensterbank als Waschtisch.

Das Leben, das Geibel führte, war ein ebenso einfaches als regelmäßiges. Morgens um 6 Uhr weckte ihn die Sonne, die dann über den breiten Rücken des Hymettos heraufgestiegen ihm gerade ins Gesicht schien. Sobald er sich angezogen, ging er eine Viertelstunde hinunter in den Garten, um den letzten Augenblick der Morgenkühle zu genießen. Der Quartiermeister, dessen Welt der Garten war, hatte dann schon bei den Beeten, den Reben, den Feigenbäumen zu thun. Während sie plauderten, wurde oben das Zimmer gelüftet und geordnet, und wenn er wieder hinauf kam, fand er den Kaffee mit einem Glase kalten Wassers, wie es in Griechenland zu jedem Getränk gereicht wird. Nach dem Frühstück sah er die Gegenstände des Unterrichts noch einmal rasch durch und ging dann um 8 Uhr zu Katakazis, von wo er um 12 Uhr heimkehrte. Gewöhnlich stattete er der Gesandtin einen kurzen Besuch ab und unterhielt sie über den Fleiß und das Betragen der Kinder. Gegen Eins setzte er sich mit Rupp und seiner Frau, einer Deutschen, die in Venedig erzogen und erst kürzlich verheirathet war, zum zweiten kalten Frühstück zu Tisch. Dann wurde Siesta gehalten, wie sie des Sommers in Athen in den Mittagsstunden allgemein üblich ist. Die Straßen wurden dann leer, die Buden schlossen sich, Alles schlief, als ob die Stadt ausgestorben sei. Wenn irgend ein Unseliger um diese Tageszeit einen Pflichtgang zu machen hatte, so schlich er dicht an der Schattenseite der Häuser hin und sein Schritt wiederhallte in den verödeten Straßen. Gegen 4 Uhr war Alles wieder im Gange, auch im Hause. Bis Fünf wurde gearbeitet, dann gemeinschaftlich mit Rupp und Frau gespeist, was wohlfeiler, zugleich gesünder und mehr Zeit ersparend war, als der Wirthshaustisch, der in allerlei Bekanntschaften verwickelt hätte, an denen nichts gelegen war. Nach Tisch wurde wieder bis Sonnenuntergang gearbeitet, dann ein Spaziergang gemacht, bald nach dem Phalereus zu, bald das Kephissosthal hinauf gegen

Kolonos oder Patissia. Um 9 Uhr kehrte er heim und fand regelmäßig schon einen oder den andern Bekannten im Garten vor, Hausmann, Krauseneck, einen jungen Wiener, der sich dem Kreise angeschlossen hatte, oder Curtius; den letzten freilich im Frühjahr seltener, da Brandis mit seiner Familie wieder im Piräeus wohnte. Da saßen sie denn mit Rupp und Frau zusammen in der schönen Rebenlaube, von deren Decke an metallenen Ketten eine nette Erzlampe, ein Hochzeitsgeschenk, herabhing, und tranken unter fröhlichen Gesprächen gemischten Wein wie die Alten. Seit Hausmanns Principal sich verheirathet hatte und der Balkon mit zu den Familienzimmern gezogen worden war, hatte die Rebenlaube der „Ruppsburg," wie Haus und Garten unter ihnen genannt wurde, als Versammlungsort Anerkennung gefunden. Wenn die Gesellschaft sich früher oder später aufgelöst hatte, ging Geibel wieder auf sein Zimmer oder auf die breite Gallerie vor seinem Fenster, und dann hatte er bis etwa gegen 2 Uhr noch ein paar herrliche Stunden vor sich, die mit Studien ernster Art oder mit Liebhabereien ausgefüllt wurden. Die schönen Abende der Ruppsburg sind in dem „Ghasel" gefeiert. Es heißt darin:

Wir aber bekränzen das Haupt und füllen die Becher mit Wein,
Gedenkend, wie Sokrates einst die Nächte verbracht in Athen.
Von Lieb' entspinnt sich Gespräch; denn ob auch Minerva die Burg
Beherrschen mag, Eros, der Gott, übt selige Macht in Athen.
Zur Rede gesellt sich Musik, leicht sind die Guitarren gestimmt,
Leicht regt sich des Wechselgesangs melodische Schlacht in Athen.
Da webt manch klassisches Wort, manch leuchtender Name sich ein,
Denn großer vergangener Zeit Erinnerung wacht in Athen.
Und kühner erbrauset das Lied; wir spenden aus vollem Pokal
Den Herrlichen, die einst gekämpft, gesungen, gedacht in Athen.

In diesem Ghasel, glaub' ich, liegt die erste Bekanntschaft mit Platens Gedichten bezeugt vor uns. Platens Gedichte

waren freilich längst einzeln und dann gesammelt erschienen; einzelne Stücke waren in Sammlungen übergegangen. Eine solche von Philipp Wackernagel besaß, als er in Göttingen studirte, Curtius, und gerade dies Buch führte die Form der Ghasele in die Schulen. Geibel mochte also immerhin diese orientalische Form, sei es in Platens, sei es in Rückerts Behandlung kennen gelernt, auch von Platen allgemeine Kunde erlangt haben, eine genauere und umfassende Kenntniß des Dichters ist äußerlich wenigstens bis dahin durch nichts angezeigt. Im Jahre 1838 war die erste Lieferung von Platens Werken erschienen und wahrscheinlich durch das Brandissche Haus in unsern Freundeskreis gelangt. In dieser erschöpfenden Zusammenstellung der lyrischen Gedichte Platens machte der Dichter eine ganz andere Figur, als seine Neider und Gegner die Welt hatten glauben machen wollen. Auf Geibel mußte dieser entschieden lyrische Charakter von sehr gewichtigem Einflusse sein. Er ruft noch später in dankbarer Erinnerung aus: „Das wollen wir Platen nie vergessen, daß wir in seiner Schule gesessen," und damals in Athen muß er aus dem Dichter ein sehr ernsthaftes Studium gemacht haben. In einem Sonett „An den Grafen Platen," das in der ersten Auflage der Gedichte (S. 125) steht, später aber, weil es unbedeutend war, unterdrückt ist, macht er, nachdem er Platens Schicksal erwähnt hat, das Eiland, das des Dichters Gruft birgt, zum Fußgestell für die stolze Säule seines Ruhmes. In einem andern zu Syra geschriebenen Sonett, sagt er, daß, wenn auch nur wenige im deutschen Volke des geschiedenen Dichters Größe ahnen, sich doch schon ein Häuflein gefunden, das sein Andenken heilig halte und die eigene Ehre verpfändet habe, um ihn vor Verunglimpfung und Herabwürdigung zu schirmen. In dem edlen Gedichte „Platens Vermächtniß" führt er den Schatten des Dichters redend ein, als ob er lebe und seine Verkennung ertrage, weil er der gerechten Nachwelt vertraue.

Unmittelbare Wirkungen Platens, Nachahmungen und wetteifernde Bearbeitung von Platen gewählter Stoffe erkennen wir bei Geibel nicht weiter; desto unzweifelhafter ist, daß er nach genauerer Bekanntschaft mit diesem Dichter immer mehr von der leichten schlaffen Form des Verses, wie ihn Heine behandelte, und von der Unreinheit des Reimes, die um jene Zeit fast jeder sich nachsah, weil sie bequem erschien, sich lossagte. In leichten für Freundeskreise bestimmten Gedichten, kleinen aristophanischen Lustspielen, Parabasen und andern Scherzen hat er wohl mit Platen zu wetteifern versucht; alle diese für ganz bestimmte Zwecke geschriebenen, aus ganz bestimmten Anlässen hervorgegangenen kleinen Dichtungen haben aber nie den Anspruch gemacht, an die Oeffentlichkeit zu treten. Es sind Studien gewesen, um die Wirkung gewisser künstlerischer Mittel auf ein genau bekanntes Publikum zu erproben. Schwerlich würde, selbst wenn sie gedruckt werden könnte, eine dieser Studien Beifall finden, da das Verständniß, das sich den Hörern unmittelbar ergab, den Lesern, die unter ganz anderen Verhältnissen leben und sich in die Beziehungen kleiner lokaler geselliger Kreise hineinzustudiren weder Antrieb noch Pflicht haben, nothwendig fehlen müßte. Einzelne Formen des Alterthums, die bei Platen wie bei Geibel begegnen, dürfen nicht als Nachbildungen angesehen werden, weder die im alkäischen Maße gedichtete Ode an den Rhein, noch die elegischen Gedichte, die fortan häufiger vorkommen.

Unter den Reisenden, die nach Athen kamen, befand sich mitunter auch ein Deutscher aus der Bekanntschaft des Einen oder Andern der Freunde. Als E. Curtius vor einigen Jahren in Berlin den Ruf nach Griechenland erhielt, tranken Geibel und A. v. Schack mit ihm bei Lutter und Wagener eine Flasche Cyperwein auf ein fröhliches Wiedersehn in Athen. Die beiden Lübecker Freunde wurden nun im Sommer 1839 durch den Besuch Schacks überrascht, der eine Vergnügungsreise durch

Italien, Griechenland und Spanien machte und damals schon für seine vortreffliche an Stoff so überaus reichhaltige Geschichte des spanischen Drama's sammelte. Er blieb nicht lange in Athen, Geibel aber sah ihn später häufig wieder und hatte die Freude, mit ihm längere Jahre in München zusammen zu arbeiten. — Länger blieben ein paar andere Deutsche, Hochstätter und Hermann Kretzschmer, beide von Rom kommend, beide Jünger der Kunst, Hochstätter Architekt, Kretzschmer Maler. Der letzte machte Studien in Griechenland und hielt, wie Geibel in dem ihm gewidmeten Sonette sagt, Griechenlands schönste Rose in ewiger Jugendblüthe durch seine Kunst fest; er malte die Königin „dies Angesicht voll Majestät und Güte, die Königin der Griechen und der Frauen," eine Charakteristik, die, wenn man die Schilderungen in den Briefen der Hofdame vergleicht, durchaus treffend war wie Kretzschmers Bild. „So lebhaft und oft kindlich froh die Königin in kleineren Kreisen sich zeigt," bemerkt Fräulein v. Nordenflycht, „ebenso sehr imponirt sie bei Repräsentationen durch einfache Hoheit, ohne dabei an Freundlichkeit zu verlieren." Die Königin selbst sagte: „Eine Königin darf nicht die liebenswürdige Frau vorstellen wollen." — Hochstätter kehrte später nach Rom zurück, Kretzschmer ging nach Egypten; ihm begegnete Geibel nach Jahren wieder in Berlin. Beide waren fast tägliche Besucher der Ruppsburg.

Schon im vorigen Sommer hatte Geibel dem Klima seinen Tribut bezahlen müssen; so auch im Juli dieses Jahres. Die ungewohnte Hitze, in der Regel 30 Grad im Schatten, hatte auf die Nordländer fast ohne Ausnahme mehr oder weniger ihre nachtheiligen Wirkungen geäußert. Nur Curtius hatte das Glück, die kühlere Seeluft des Piräeus zu genießen, und blieb verschont. Geibel fand bei seinen braven Wirthsleuten die liebevollste Pflege. Sobald er einigermaßen hergestellt war, rieth ihm der Arzt dringend, Athen für einige Zeit zu verlassen. Er nahm von Katakazi einen unbestimmten Urlaub und

zog in den Piräeus hinunter, wo er des Tags bei Brandis, des Nachts bei Dr. Seuffert, den er schon längere Zeit kannte, gastfreundliche Aufnahme fand. Die Nähe des Meeres und der frische Seewind ließen bald die letzten Spuren der Krankheit verschwinden. Der Genesende hatte die Freude, anderthalb Wochen hindurch mit Curtius gemeinsam sich ungestört philologischen Studien überlassen zu können. Dort schrieb er:

Fleißig blättr' ich die Alten mir durch, dann sinn' ich auf Lieder,
Blättre wieder, und so fliehn mir die Stunden dahin.
Glücklicher Doppelgenuß! Kaum weiß ich, ist das Empfangen
Süßer, ist's das Gefühl selber ein Dichter zu sein.
Aber ich flehe zu euch, ihr Götter, erhaltet mir gnädig
Jenen beweglichen Sinn, der sich auf beides versteht.
Laßt wie die Biene mich sein, die bald in der Rose sich festsaugt,
Bald den gewonnenen Saft emsig in Honig verkehrt.

Ein anderes Gedicht, „der Schmetterling,“ das, obwohl es unter die Lieder aus Lübeck und Bonn gestellt ist, gleichfalls im Piräeus entstand, scheint wie der Hidalgo oder der arme Taugenichts die objective Ausmalung einer Anschauung, kein Ausdruck eigener Stimmung zu sein, da hier wenigstens weder jeder Tag Lieder, noch jeder Abend Küsse brachte.

So getreuer Wartung er sich während seiner Krankheit auch zu erfreuen gehabt, so erschien ihm doch seit jener Zeit die Rückkehr nach Deutschland in einem recht freundlichen und wohlthuenden Lichte. Im nächstfolgenden Spätherbst 1840 dachte er auf jeden Fall wieder in Lübeck zu sein. Doch gefiel es ihm immer noch ganz wohl in Griechenland; er hielt es sogar für einen Reiz mehr, daß er jetzt mit der freundlichen Aussicht auf die stets näher rückende Heimkehr sich den schönen Eindrücken des classischen Bodens und des südlichen Himmels ruhig hingeben konnte, und daß für ihn der Zauber der Gegenwart durch die Erwartung einer nicht minder willkommenen

Zukunft noch reizender wurde. Vorläufig wurden Pläne für die weitere Durchforschung Griechenlands gebildet, die freilich nur theilweise zur Ausführung gelangten.

Die öfter angesetzte und ebenso oft hinausgeschobene Abreise des Kabinetraths Brandis sollte nun Montag den 12. August wirklich vor sich gehen. Curtius beschloß, in Griechenland zu bleiben. Mit ihm verabredete Geibel eine kleine Reise auf die Inseln, um so eine Zeitlang des mildern Klima's zu genießen. Er ging auf einen Tag nach Athen zurück, um seine Sachen für diesen Ausflug in Ordnung zu bringen. Mit dem nächsten griechischen Dampfschiffe wollten die Freunde dann nach Syra, dem mercantilen Mittelpunkte des Archipelagus, gehen und von dort sich nach Naxos begeben, wo sie theils Localstudien zu machen, theils eine gemeinschaftlich angefangene Arbeit zu beendigen dachten. Die Reise war auf etwa drei Wochen berechnet; die brennende Sommerzeit mußte dann vorüber sein, und sie hofften, ruhig wieder nach Athen zurückgehen zu können, Curtius, um sich alsdann auf die Bearbeitung eines englischen Reisewerks über Griechenland zu wenden, Geibel, um wieder in seine früheren Verhältnisse einzutreten und seine Mußestunden mit angemessener Beschäftigung auszufüllen.

Mit neuem Muthe und Vertrauen blickte er in die Zukunft, wie er sich in dem um diese Zeit entstandenen Liede „Vorwärts" ausspricht. Des Träumens und Zagens ist nun genug gewesen; wenn die Kraft erliegen will, ist Vorwärts das rechte Wort. Weder das Glück des Augenblicks, noch verlockende Hoffnungen sollen aufhalten. Der Gesang soll den Schmerz überwinden, bis der dichtbelaubte Kranz die Stirn umwebt. Vorwärts drum durch Feindes Zinnen, vorwärts drum durch Todes Pein; wer den Himmel will gewinnen, muß ein rechter Kämpfer sein.

Die Inselreise.

Nach einem fröhlichen Mittagsmahle bei Travers im Piräeus verließen Geibel und Curtius Donnerstag den 15. August auf dem griechischen Dampfschiffe Maximilian den Hafen. Das Wetter war herrlich; ein leiser Wind, der das Meer zu kleinen Wellen aufregte, verbreitete angenehme Kühlung. Das Schiff war übervoll; allein der feine Sinn, der den Griechen selbst in den niedrigsten Volksklassen eigen ist, ließ das durch die große Menschenmasse unvermeidlich gewordene Gedränge weniger störend werden, als an anderen Orten vielleicht der Fall gewesen wäre. Der bunte, in den engen Raum zusammengepreßte Haufen mit seinen verschiedenartigen Gesichtern und Trachten bot den eigenthümlichsten Reiz.

Bald lagen Salamis und die Gipfel des Pentelikon und Hymettos in blauer Ferne hinter ihnen und Aegina, vom Glanze der untergehenden Sonne wundervoll beleuchtet, zog vorüber. Als es tiefer zu dunkeln begann, trat die feine Mondsichel scharf und glänzend hervor, das Wasser blitzte von spielenden Fünkchen und dem Schiffe zog eine lange silberne Furche nach. Auf dem Verdecke wechselten indessen die buntesten Scenen. Die Stunde der Ruhe war gekommen, fast Alles streckte sich zum Schlafen nieder. Die Meisten lagen auf ihren Mänteln, Andere hatten sich ihr Gepäck möglichst bequem zurecht geschoben; Tonnen, Kisten und Feigenkörbe dienten als Lager; dazwischen dampften Pfeifen, summten Lieder und eine eintönige Zither klang am Steuer. Auch unsere Reisenden versuchten oben unter freiem Himmel zu schlafen, aber es war kein Plätzchen übrig, wo sie sich hätten ausstrecken können; schon waren sie gefaßt, die Nacht verplaudern zu müssen, als ihr guter Genius sie in die Offizierscajüte führte, wo sie auf ein paar ledigen Bänken bald den erwünschten Schlummer fanden.

Als sie das Gewühl des Schiffes am nächsten Morgen weckte und auf's Verdeck rief, lag die Morgenröthe bereits auf dem Meere. Sie waren mitten im Archipelagus; Thermia, Keos, Andros, Tinos, Syra, Delos und Paros im Kreise umher erhoben ihre felsigen Häupter, die noch halb von purpurnem Nebel umhüllt waren. Welch ein Anblick! The isles of Greece! the isles of Greece Byrons klangen in allen Tönen durch die Seele. Das Verlangen, das bei diesem Liede so oft erwacht war, fand seine freudige Befriedigung; der sehnsüchtige Knabentraum war zur glücklichen Wahrheit geworden. Im seligen Rausche schwebte der Dichter dahin zwischen den Inseln von Griechenland und begrüßte frohlockend die Heimath der Lieder und Künste.

Da ging die Sonne auf. Mit dem ersten Strahl flog eine goldene Brücke bis zu seinen Füßen. Ihm war es, als müsse der glänzende Streif in irgend ein blühendes Reich der Freude führen. Die Luft war still; aus weiter Ferne klang die Frühglocke der großen Kathedrale von Tinos herüber; leichte Segelbarken glitten am Schiffe vorbei, oft so nahe, daß die Matrosen sich anrufen und grüßen konnten. Die Griechen auf dem Verdeck suchten ihr Frühstück hervor, Trauben, Feigen, Wassermelonen von seltener Größe. Die Männer schwatzten und lachten; auch die Frauen krochen allmählig aus ihren nächtlichen Hüllen. Es zeigte sich manch hübsches Gesicht, das gestern unbemerkt geblieben, manch schwarzes Auge, das unter dem glänzenden durch die Nachtruhe verwirrten Haar mit lieblicher Befangenheit in den goldenen Morgen hinausschaute. Aber der Blick flog von den Menschen immer wieder dem weiten hellblauen Meere zu, das reizender als je zuvor erschien. Auf dieser Fahrt vom Piräeus bis Syra entstand das Lied „Viel tausend, tausend Küsse gieb," das eine Anschauung mit lyrischer Objectivität ausmalte.

Gegen 10 Uhr langte der Maximilian im Hafen von Syra

an. Die Stadt, die etwa 2000 Bewohner zählte, war im Halbkreise an den Bergen hinaufgebaut, deren Mittelpunkt, ein hoher Gipfel, die alte Stadt genannt wird; oben liegt die stattliche Wohnung des Erzbischofs. Nach Bildern zu urtheilen hat Syra mit seinen weißangestrichenen Häusern und platten Dächern große Aehnlichkeit mit Algier, nur daß die Umgebungen der Griechenstadt viel öder sind. Denn die ganze Insel (die übrigens Fräulein v. Nordenflycht im nächsten Jahre hübscher, größer und bedeutender erschien, als sie sich dieselbe gedacht hatte) besaß nur Einen schattigen Baum, nur Einen frischen Quell, außerdem ein paar Feigen und Weinstöcke, die nur kümmerlich auf dem dürren Boden fortkamen. Die Stadt selbst war indessen im entschiedenen Aufblühen; in allen Straßen wurden stattliche Gebäude aufgeführt, das Volk drängte sich geschäftig hin und her und aus den Werkstätten tönte der lustige Lärm der Arbeit. Die Kaufleute wandelten nicht langsam wie in Athen, ihr hastiger Schritt bewies den Satz „Zeit ist Geld;" der Hafen endlich war mit Schiffen aller Flaggen gefüllt. Indessen pflegt der Aufenthalt an solchen Orten, wo Alles auf die möglichste Beförderung der materiellen Interessen hinausläuft, für Gelehrte und Dichter selten etwas Anziehendes zu haben. Geibel fand ihn wenigstens sehr langweilig und freute sich von Herzen, als sie noch an demselben Tage ein Kaik fanden, das eben nach Paros absegeln wollte. Ihre Papiere waren bald in Ordnung gebracht und nach einer Stunde glitten sie schon an der Leuchtthurminsel vorüber, die vor dem Eingange des Hafens aus den Wellen aufsteigt. Links hatten sie nun Tinos, Mykonos und Delos, rechts dämmerte Naxos mit seinem hohen blauen Bergrücken.

Die Ueberfahrt dauerte fünf bis sechs Stunden und erst als der Mond am Horizont versank, langten sie in der weiten Bucht von Paroikia, der Hauptstadt von Paros an. Nach einigem Hin- und Herrufen wurde ihnen erlaubt, an's Land

zu gehen. Sie schifften ungesäumt aus. Dicht am Molo an einer ungeheuren Windmühle saß der alte Hypionom und rauchte seine Pfeife. Mit Amtsernst studirte er beim Schein einer kleinen Laterne die Pässe durch; dann grüßte er freundlich und schüttelte den Reisenden zutraulich die Hände.

Jetzt erst fiel es ihnen urplötzlich ein, daß sie in tiefer Nacht fremd am fremden Orte waren, wo es weder Wirthshäuser, nach Schenken, noch Zimmervermiethungen gab. Also wo ein Unterkommen finden? Sie waren von der Seefahrt matt und hungrig, der Wind blies kalt übers Wasser, und die Aussicht, die Nacht mit leerem Magen unter freiem Himmel verbringen zu müssen, hatte wenig Erbauliches. Doch während sie noch standen und berathschlagten, hatte einer ihrer Reisegefährten nebst seiner Mutter sich ihres Gepäcks bemächtigt und forderte sie auf, ihm zu folgen, er wolle schon für ein Quartier sorgen. So verdächtig ihnen diese auffallende Dienstfertigkeit auch vorkam und so unheimlich das Paar auch erschien, so drängte doch die Noth; auch schritten die beiden mit den Sachen schon voran. So gings denn hinein in die leeren stockfinstern Gassen, in denen der Fußtritt schauerlich wiederhallte. Nach ziemlich langer Wanderung stiegen sie endlich eine steile Haustreppe hinauf und traten in ein von einem Lämpchen spärlich erleuchtetes Zimmer, wo sie von einem alten Ehepaare freundlich willkommen geheißen wurden. Es war ein weites hohes Gemach mit dunkler Holzdecke, wie sie in Griechenland gewöhnlich sind. Zwei bettähnliche Sopha's, ein paar alte Stühle und ein paar Kisten machten den ganzen Hausrath des Zimmers aus. Daran stieß ein kleines leeres Stübchen, wo vor einem großen Marienbilde eine kleine Lampe erlöschend flackerte. Der Reisegefährte sorgte für ein frugales Nachtessen. Curtius griff fröhlich zu, Geibel aber konnte sich in das Unbegreifliche dieser Gastfreundschaft nicht finden, weder Speisen noch Wein wollten ihm recht munden. Als sich die

Alten entfernt hatten, untersuchte er das ganze Zimmer. In einer Ecke fand sich eine Fallthür, die sich heben ließ. Er leuchtete hinab. Eine dumpfe Kellerluft schlug ihm entgegen. Drunten lag allerlei altes Gerümpel, das im unsichern Lampenlichte unheimlich genug erschien. Er verrammelte diesen Zugang so gut als möglich, riegelte die Hauptthür ab, setzte die Waffen in Stand und warf sich mit dem festen Vorsatz angekleidet aufs Lager, sich des Schlafs zu erwehren. Aber die Natur behauptete ihr Recht, und bald war er trotz aller Seelenverkäufergedanken fest eingeschlafen. Als am nächsten Morgen die Sonne hell und freundlich durchs Fenster hereinschien, konnte er über den Streich, den ihm die aufgeregte Einbildungskraft gespielt hatte, nur herzlich lachen. Der dienstfertige Begleiter hatte es weder auf das Leben noch auf vermeinte Schätze, sondern einzig auf ein gutes Geschenk abgesehen, das ihm, da es wohlverdient war, auch nicht entging.

Nach dem Frühstück unternahmen die beiden Freunde eine kleine Wanderung durch die Straßen. Das Herz ging ihnen bei der behaglichen Wohnlichkeit des Städtchens recht auf. Zierliche Häuser, von weißem heimischen Marmor glänzend, mit antiken Säulen, Bildwerken und Tempelfriesen kunstreich geschmückt; grünes Weinlaub hoch an den Mauern emporklimmend und von Altan zu Altan quer über die Gasse rankend und dazwischen leichte Gallerien, von denen Blumen in brennenden Farben niederhingen; rauschende Brunnen, wo der Strahl aus Stierköpfen in die breiten Steinschalen sprudelte; schattige Gärten voll Palmen, Feigen und Cypressen — und aus den Fenstern zwischen grünem Laubwerk hervor schauten neugierig die anmuthigsten Lockenköpfchen, jene schwarzaugigen Inselgriechinnen, die sich durch Schönheit und Grazie so vortheilhaft von ihren Schwestern auf dem griechischen Festlande unterscheiden.

Die Wanderer hatten bald das hochgelegene Castell erreicht, das von den Venetianern größtentheils aus den Trümmern des

ungeheuren Asklepiostempels erbaut und nun selbst schon zerfallen war. Mehr als hundert dorische Säulen und unzählige Friesstücke fanden sie in die Mauern eingefügt. Gegen das Meer hin blickte aus den dunkeln Quadern ein weißer marmorner Löwe in drohender Stellung mit offenem Rachen. Noch standen im weiten Umkreis die Mauern des gigantischen Gebäudes und der Chor der Kirche, in dessen Wölbung der weiße Marmor mit Lagen von buntem Stein abwechselte. Die Aussicht von dieser Anhöhe nach dem Innern der Insel war reizend, vorn zogen sich die platten Dächer der Stadt hinunter von reichem Grün unterbrochen, im Thale dehnte sich ein ansehnliches Kloster aus, und die mit Weingärten und Baumgruppen bewachsenen Berge bildeten einen ruhigen Hintergrund, auf dem das Auge mit Freuden ausruhte.

Ein zweiter Ausflug gegen Abend führte zu der Stelle, wo früher der Tempel des Asklepios gestanden hatte. Die Lage ließ sich leicht aus den noch vorhandenen Unterbauten schließen. In der Nähe waren in einem Weinberge zwei große antike Brunnen, auch ein in die Wand eines Hauses eingemauertes Basrelief, das einen Opferstier darstellte.

Von dort aus wanderten sie zu dem großen Kloster im Thale und traten in den stillen Hof. Im Grunde lag die Kirche, um die drei übrigen Seiten liefen Arkaden, auf denen eine breite Terrasse ruhte. Der Boden war mit Marmor gepflastert, an den Säulen lehnte ein dichter schattiger Weingang; über wappengeschmückten Familiengräbern ragten ein paar Akazien und Cypressen hervor; alles still und feierlich. Die Kirche, die sie am nächsten Morgen in Augenschein nahmen, war aus byzantinischem und italienischem Styl gemischt, doch so, daß der erste vorherrschte, Chor und Altar geschmacklos und plump mit Gold überladen; in einer Seitenkapelle fanden sich antike Marmorsäulen, die jedoch, wie das ganze innere Gebäude, das von Marmor gebaut ist, mit Gyps überstrichen waren.

Gegen Abend verließen sie Paroikia und wandten sich gegen das Innere der Insel, dem Gebirge zu. Ihr Führer schritt mit dem buntbepackten Maulthiere rüstig voran; schwatzend und singend folgten sie. Der Weg führte in anmuthigen Krümmungen allmählig auf die Höhe; grüne Wiesenhänge lagen zur Seite von plätschernden Bächen durchschnitten; prächtige Palmengruppen streuten hin und wider Schatten über den Weg, oder Johannisbrodbäume, in denen die Vögel ihr Wesen trieben. Ein Bauer aus der Umgegend, dem Weib und Tochter auf Maulthieren folgten, gesellte sich zu ihnen. So zog die kleine patriarchalische Karawane durch die abendlichen Berge, und als beim großen Steinbrunnen, wo sie die Maulthiere tränkten, der Weg sich schied, tauschten sie von dem schwarzaugigen Mädchen für leichten Schmuck Orangen ein und trennten sich mit den üblichen Segenswünschen.

Der Weg ging steiler bergan; in einer großen Meierei, die auf einem benachbarten Gipfel liegen sollte, gedachten sie zu übernachten. Das Glück wollte ihnen besonders wohl, indem es ihnen den Besitzer derselben gerade in den Weg führte. In der freundlichsten Weise bewilligte er ihr Anliegen und eilte selbst rasch voraus, um ihre Aufnahme vorzubereiten. Die Wohnung war bald erreicht; ein weitläuftiges Gebäude, halb Festung, halb Kloster, von Gärten umgeben, die sich rings an den Abhängen hinzogen. Auf gut orientalische Weise wurde ihnen, als sie ankamen, Pfeifen und Kaffee gereicht, dann erschien die schöne Herrin des Hauses, um sie willkommen zu heißen. Die Unterhaltung ging munter fort, bis der Mond heraufstieg. Nun erst wurden sie in das Innere der Wohnung geführt, wo in einer gewölbten Halle die wohlbesetzte Tafel sie empfing. Sie ließen sich's auf die Wanderung trefflich schmecken und der feurige Inselwein löste die Zungen. Es wurde viel über Politik gesprochen. Der Wirth, sonst ein gescheiter Mann, brachte die wunderlichsten Dinge vor. Da war weder ein

Begriff von der Schwierigkeit des Verkehrs der Staaten über politische Dinge, die der freundliche beredte Mann kurz zu erledigen verstand, indem er meinte, so und so müsse es sein und geordnet werden und wenn eine Großmacht widerspreche, müsse es doch so sein; da war auch die Geographie in bequemer Weise sehr zusammengedrängt. Wirth und Wirthin erstaunten nicht wenig, als sie hörten, daß England eine Insel sei — sie mochten denken eine Insel wie Paros — noch mehr aber, als sie vernahmen, nicht alle Deutsche seien Baiern und Baiern selbst sei nur ein kleiner Theil von Deutschland.

Erst gegen Mitternacht wurden die Gäste auf ihr Zimmer geführt, wo sie große reinliche Betten fanden und vortrefflich bis hoch in den Tag hinein schliefen. Nach einem guten Frühstücke ging es weiter. Ein alter Capitano, der den Rest seiner Tage in der Familie hinbrachte, machte den Führer. Der Weg ging an den alten weltberühmten Marmorbrüchen vorüber, aus denen die Blüthezeit der hellenischen Kunst so manche herrliche Göttergestalt hervorhob. Die hohen hallenden Gänge und Säle führten wie ein unterirdischer Palast tief in das Innere der Berge hinein, vom rothen Schein der Kerzen dämmernd erhellt. Am Eingang der zweiten Latomie befand sich ein uraltes in den lebendigen Fels gehauenes Relief, das irgend eine bacchische Feier zum Gegenstand hatte. Curtius wurde lebhaft davon erregt, Geibel blieb gleichgültig bei diesen steif und ohne Anmuth neben einander gestellten Figuren und meinte, er fühle es mit jedem Tage deutlicher, daß er nicht zum Archäologen geboren sei; er werde von dem Alterthum nur angesprochen, wo es sich in seiner vollendeten Schönheit offenbare.

Von den Steinbrüchen führte ein malerischer Weg durchs Gebirge nach Kostos, einem stattlichen Ort, der sich über einem weiten von Pappeln und Feigenbäumen rauschenden Thale auf einer Anhöhe erhebt. Später wurde der Pfad einförmig und

felsig; durch ein trockenes Flußbett ging die Wanderung in unaufhörlichen Windungen mehrere Stunden fort, bis endlich der Anblick des himmelblauen Meeres, aus dessen Fluten gegenüber das große Naxos majestätisch emporstieg, erquickte.

Nun war auch bald Marpissa oder Marmora erreicht, ein grün umkränztes Doppelstädtchen, das sie sich als Ziel ihrer heutigen Wanderung vorgesetzt hatten, um von dort aus mit erster Gelegenheit nach Naxos hinüberzuschiffen. Der Aufenthalt zu Marmora wurde ihnen durch den selbstbewußten französisch parlirenden Dimarchen einigermaßen verkümmert, der sie gegen ihren Willen fast mit Gewalt bei sich einquartierte. Wie wohlthuend trat gegen diese fremdländisches Wesen äffende Persönlichkeit das Bild der beschränkten aber tüchtigen Gastfreunde von gestern hervor. Die Freunde waren froh, als sie am nächsten Morgen ihren Weg fortsetzen durften. Am Meere glaubten sie die zur Ueberfahrt gedungene Barke schon bereit stehen, allein der Capitano hatte sein Wort eben nicht sehr genau genommen, weder er noch seine Bootsknechte waren auf dem Platze. Der Mittag kam heran, aber kein Capitano. Sie flüchteten vor der Sonne in ein kleines Kirchlein am Strande, aus dem sie jedoch Nachmittags der Hunger hervortrieb. In der Hoffnung, Naxos um diese Zeit bereits erreicht zu haben, hatten sie gar nicht daran gedacht, sich mit Mundvorrath zu versehen. Ein paar Hirten, die in der Nähe lagerten, mußten aus der Noth helfen und gaben den Hungrigen Brod und gekochte Bergschnecken zum Besten. Erst gegen Abend erschien der Schiffer mit seinen Leuten. Rasch ging es nun dem schönen Eiland des Dionysos entgegen, während über Paros Bergen bereits das Abendroth lag. Erst spät im Mondenscheine, nachdem sie mühsam ein klippenreiches Vorgebirge umfahren hatten, langten sie in der Hauptstadt Naxia an. Ohne Schwierigkeit wurden sie ans Land gelassen und ermüdet, wie sie waren, brachten sie die Nacht in dem weiten Saale eines Kaffeehauses

recht gut zu, wo sie sich auf den breiten Bänken mit ihren Mänteln ganz wohl gebettet hatten.

Am folgenden Morgen stiegen sie durch die engen und holprigen Straßen auf das Castro zum Kloster der Kapuziner hinauf. Man hatte ihnen gesagt, sie würden dort gegen eine Vergütung gastliche Aufnahme finden. Ein freundlicher Pater im braunen Ordensgewande mit langem Bart empfing sie auf das Zuvorkommendste und wies ihnen sogleich ein paar hochgelegene Zimmer an, die eine reizende Aussicht in ein blühendes Binnenthal der Insel gewährten. Die ganze wohnliche Einrichtung des Gebäudes, die Schmackhaftigkeit der Speisen, die zum Frühstück gebracht wurden, der herrliche Wein in saubern geschliffenen Flaschen, das reinliche Tischzeug machten es ihnen bald auf angenehme Weise bemerkbar, daß sie es nicht mit griechischen, sondern lateinischen Mönchen zu thun hatten. Ihr Padre Agostino war ein Sicilianer, ein Mönch von wahrhaft liebenswürdiger Art, fromm, ohne fanatisch zu sein, einfach und sauber. Die Entdeckung, daß die Gäste Protestanten waren, brachte in seinem Benehmen nicht die geringste Veränderung hervor; er blieb hülfreich und dienstfertig wie zuvor, und wenn er einen Wunsch in ihren Augen lesen konnte, bemühte er sich, ihn zu erfüllen. Ohne gerade gelehrt zu sein, hatte er manche tüchtige Kenntnisse, und die Unterhaltung bei Tisch und an der Abendtafel war oft lebhaft genug, obgleich die Gäste nicht selten in der Rede stecken blieben; denn da er das Französische gar nicht und das Griechische ungern sprach, mußten sie ihr bischen Italienisch bestmöglichst zusammensuchen und, wo es nicht ausreichte, mit dem Lateinischen zu Hülfe kommen.

Das ruhige Stillleben im Kloster sollte nur wenige Tage dauern. Plötzlich langte der Erzbischof von Smyrna in Begleitung eines wohlbeleibten Dominikaners zu Naxia an und quartierte sich ebenfalls beim Padre Agostino ein. Er war von Rom gesandt, um einige Streitigkeiten, die zwischen den

katholischen Geistlichen auf Naxos und dem dortigen Bischof obwalteten, zu schlichten und zugleich den Zustand der dortigen Diöcesen zu inspiciren.

Jetzt wurde es lebendiger im Kloster. Der Padre hatte viel zu schaffen. Für die deutschen Gäste konnte die neue Erscheinung nur interessant sein. Der Bischof war ein classisch gebildeter Mann, dem es angenehm zu sein schien, wenn er mitunter auch von anderen Dingen als seinen geistlichen Angelegenheiten sprechen konnte. Er behandelte die Fremden mit großer Auszeichnung und ließ sich gern auf Gespräche über alte Dichter, über fremde Länder und Völker mit ihnen ein. Da er französisch sprach, ging die Unterhaltung um vieles leichter von statten. Nicht selten lud er sie nach aufgehobener Tafel noch zu sich auf sein Zimmer ein, um eine Cigarre mit ihm zu rauchen. Der Dominikaner, der übrigens ein großer Kanzelredner sein sollte, war ziemlich stumm; nur zuweilen floß eine gastronomische Bemerkung von seinen Lippen. Es war eine Freude, den Mann von einem süßsauren Hasenragout oder von einer Smyrnaer Melone reden zu hören; da lispelte seine Stimme so gedämpft sehnsüchtig, ein verlangendes Lächeln spielte um seinen Mund und seine großen Augen glänzten in einer Art von künstlerischer Begeisterung.

Nachdem die Gäste eine Woche bei ihrem lieben Kapuziner verbracht hatten, machten sie sich in Begleitung eines dritten Deutschen, eines Lehrers am polytechnischen Institut des Piräeus, der inzwischen zu ihnen gestoßen war, auf die Wanderung durch die Insel. Alles, was auf Paros entzückt hatte, fand sich hier im größeren Maßstabe und schöner wieder. Thäler und Schluchten von Wein, Platanen und Oleander üppig übergrünt, reiche Ortschaften im Schatten von Palmen und Cypressen, ungeheuere Gärten, in denen die Citronen und Orangenstämme hoch und prächtig gediehen und ganze Dickichte bildeten, und dazwischen ein fröhliches buntes Volk, das Tanz und

Musik liebte und an seinen Marienfesten nicht müde wurde zu jubeln und den Reigen um die schattigen Platanen zu schlingen, das war ein Leben, das auch Andere, als die freudig gestimmte Jugend hätte mitreißen können. Der Dichter ruft in seinem, dem Freunde Ernst Curtius gewidmeten Gedicht „Auf dem Anstand“ die schönen Tage des Insellebens zurück:

Denkst du an Naxos noch? Ich seh' sie liegen
Die Klöster und das Schloß auf hohem Stein,
Den Säulenhof, wo sich die Palmen wiegen,
Die Felswand übergrünt von eitel Wein,
Das reiche Thal, in dessen bucht'ge Weiten
Ein buntgezäumtes Saumthier leicht uns trug:
Da blinkten Becher rings, da klangen Saiten,
Fürwahr es war ein neuer Bacchuszug.

Und als wir sonnverbrannt mit staub'gen Ballen
Zur Ruh verlangten nach der heißen Fahrt,
Da nahm uns in die kühlen Klosterhallen
Der wackre Pater mit dem langen Bart.
Hoch überm Meer auf seinem Laubensitze,
Wie schollen unsre Lieder da so frisch,
Wie floß der Quell des Nektars und der Witze
So unerschöpft am saubern Abendtisch!

Dort saß der Bischof, dort der Kapuziner,
Wir zwei Poeten lustig mittendrin;
Schlaulächelnd stellte der slavonsche Diener
Uns beiden stets die vollsten Flaschen hin.
O Jubel, wie wir einst im Mönchsvereine
Gezecht, bis jenen die Geduld selbst riß,
Und wie wir dann, noch voll von süßem Weine,
Verdeutscht das Trinklied des Panyasis!

Und mußten auf dem Chor die Priester säumen,
Dann suchten wir die Gärten am Gestad;

Schlaftrunken wob's in den Citronenbäumen,
Die stille Felsbucht rief zum lauen Bad;
Dazu ein Trunk, ein Lied — so floß der Morgen,
So kam gestirnt die duft'ge Nacht daher,
Wir lebten, schwärmten — zwischen unsern Sorgen
Und zwischen unsern Herzen lag das Meer.

Nach fünftägiger Wanderung kehrten sie nach Naxia zurück. Dort war unterdessen für die nächste Woche eine Art von geistlichem Concilium in das Kapuzinerkloster zusammenberufen und die deutschen Gäste mußten deshalb ihre Wohnungen räumen. Allein der Erzbischof hatte gütig für sie gesorgt und ihnen im Kloster der Lazaristen ein Zimmer ausgewirkt. Der Umzug war bald geschehen; die neue Wohnung übertraf die frühere noch an Sauberkeit und Bequemlichkeit. Es folgte jetzt für sie eine Woche glücklicher Muße, wie Geibel wenigstens sie noch nie in seinem Leben genossen hatte. Er trieb Alles gemeinschaftlich mit Curtius. Philologische Studien und poetische Spiele füllten den Tag befriedigend aus, und Abends schweiften sie in die Thäler hinaus und sahen von irgend einer Anhöhe die Sonne im ägeischen Meere untergehen.

Die reizende Insel gewann ihnen auch ein historisches Interesse ab. Naxos gehört bekanntlich zu den Theilen Griechenlands, wo zwischen dem Alterthum und der neueren Zeit nicht bloß eine dumpfe nichtssagende Existenz wie ein langer schwerer Traum sich hinzieht; die Insel hat ein wirkliches Mittelalter gehabt, eine bunte belebte Zeit voll Glanz und Romantik.

Als Bohemund lateinischer Kaiser zu Konstantinopel war, belehnte er für die ihm geleisteten Dienste die Republik Venedig mit den Inseln des ägeischen Meeres, oder vielmehr, er gestattete der Signoria die Inseln zu erobern, denn thatsächlich waren sie noch in den Händen der Griechen. Allein Venedig konnte in jenem Augenblicke seine Kräfte nicht an ein so weitschichtiges Unternehmen zersplittern; die Flotte war anderweitig

beschäftigt und es fehlte an Mitteln, schnell eine zweite herbeizuschaffen. Und doch durfte die Gelegenheit nicht versäumt werden, auf jenen Inseln festen Fuß zu fassen, die, abgesehen von ihrem inneren Reichthum, schon durch ihre Lage für die handeltreibende Seerepublik von der höchsten Wichtigkeit sein mußten, da sie die Brücke vom Abendlande in den Orient bildeten. Da wurde denn unter Heroldsruf durch die Lagunenstadt verkündet, wer von den Edlen der Republik hinausziehen wolle, um auf eigene Kosten für sich und sein Haus die Inseln des Archipelagus zu erobern, der solle als erblicher Fürst unter der Oberhoheit Venedigs im Besitz derselben bestätigt werden. Mit Freuden vernahmen die ehrgeizigen Söhne des Freistaats die lockende Kunde; zahllose Galeeren wurden gerüstet und unter der Flagge des geflügelten Löwen zogen sie hinaus, um das Kleid des Bürgers mit dem Purpur des Fürsten zu vertauschen. Der glücklichste unter den kühnen Abenteurern war Marco Sanudo; er unterwarf Naxos und die umliegenden Inseln und erkämpfte sich den stolzen Titel eines Herzogs des Archipelagus. Auf der steilen Anhöhe, die zugleich die Stadt Naxia und den Hafen beherrscht, baute er sein zwölfthürmiges Schloß und hauste dort mit fürstlicher Pracht und Herrlichkeit. Andere Edelleute Venedigs, Verona's, Genua's, die unter ihm gefochten, siedelten sich ebenfalls in Naxos an, die della Carcere, die Crispi, die Grimaldi, die Gerardi wurden reich und mächtig auf dem blühenden Eilande. Lange blieb der Stamm des Sanudo der herrschende, bis sich endlich ein Herzog aus diesem Hause einer scheußlichen Ruchlosigkeit schuldig machte und dafür von dem verschworenem Adel, dessen Rechte er mit Füßen getreten, an offener Tafel ermordet wurde. Nach ihm kam das Geschlecht der Crispi zur Regierung. Vierzehn Herzöge dieses Namens folgten in ununterbrochener Reihe. Allein die Griechen, des venetianischen Joches überdrüssig, riefen die Türken zu Hülfe und übergaben die Insel verrätherischer Weise dem

Großherrn. Zu bald erkannten sie, wie übel der Tausch gewesen. Der Sultan verkaufte die ganze Insel an den Juden Joseph Nazy, der von Konstantinopel aus durch Statthalter regierte. Vergebens riefen die Griechen nach ihren alten venetianischen Herren; die Macht der Republik war im Sinken, sie konnte nichts für die Befreiung der Insel thun, die nach Nazy's Tode an den Sultan zurückfiel. Zufrieden mit dem gezahlten Tribut, bekümmerte er sich wenig um Naxos und ließ geschehen, was wollte. Doch war der innere Zustand der Insel keineswegs ein glücklicher; fortwährende Streite zwischen den Griechen und den zurückgebliebenen Italienern, Familienfeindschaften zwischen dem Adel selbst, führten nicht selten zu furchtbaren Thaten. Mord und Blutrache zerrütteten die Geschlechter, die sich in offenen Kriegen aufrieben. Besonders schicksalsvoll ist der Kampf der Kokko's und Coronello's.

Aus allen diesen Zeitperioden fanden sich Denkmäler in Menge auf der Insel. Ein paar geschriebene Chroniken, freilich aus später Zeit, gewährten wenigstens eine allgemeine Uebersicht; das Uebrige und Einzelne wurde aus Familiennachrichten, Stammbäumen und mündlichen Mittheilungen zu gewinnen versucht und allmählig entstand der Gedanke, die mittelalterliche Geschichte der ägeischen Inseln in einer besonderen Darstellung abzuhandeln, wobei das Augenmerk selbst auf die Durchforschung der venetianischen Archive gerichtet war. Geibel ließ den Gedanken jedoch bald wieder fallen und beschränkte sich darauf, seine Erinnerungen und Anschauungen für seine Poesie zu verwenden, woran er sehr wohl that. Er selbst sagte, als er wieder in Athen war:

Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Ach, für seinen Beruf dünkt mich das Leben so kurz.
Denn er kenne die Welt und ihre Geschichten; er gehe
Bei den Alten mit Lust wie bei den Neuen zu Gast.

Fremde Länder und Sprachen erforsch' er mit willigem Eifer,
Sei im Norden und sei unter den Palmen zu Haus.
Aber vor Allen versteh' er das Herz und die ewige Leiter
Seiner Gefühle; die Lust kenn' er und kenne den Schmerz.
Was aus Säul' und Gemälde dich anspricht, wiss' er zu deuten,
Was dir des Waldes Geräusch flüstert, er fass' es ins Wort.
Kunst und Natur und Welt und Gemüth, er beherrsche sie alle,
Aber der Thor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei.

Inzwischen brachten die Versuche, das historische Material zu sammeln — eine für jeden Dichter ersprießliche Beschäftigung, wenn er nur die wissenschaftliche Darstellung dem Gelehrten von Fach überläßt — vielfache Berührungen mit den Nachkömmlingen des alten italienischen Adels mit sich. Manche lebten noch in schönem Wohlstande; schöne Gärten oder kleine Landbesitze waren von Alters her ihr Eigenthum. Andere hatten im Laufe der Zeit Alles eingebüßt; ihnen war nichts geblieben als der berühmte Name und die stolze Stirn. Am wehmüthigsten ergriff dieser Wechsel des Glücks den Dichter, als ihn der alte Coronello, der Mann der letzten Crispa in seine Wohnung führte, um einen alten Stammbaum zu zeigen. Noch wohnte er mit seiner Familie in denselben Räumen, wo Marco Sanudo seine Vasallen versammelte; der zertrümmerte Hauptthurm überragte das Dach noch und die Wappen glänzten noch an dem zierlich geschnitzten Cypressengebälk des alten herzoglichen Saales, vor dessen Fenstern Stadt und Meer sich herrlich ausdehnten; aber das Elend war als drückender Gast längst über die Schwelle geschritten, der Purpur von den Wänden gefallen und durch die scheibenlosen Fenster zog der klagende Wind. Ein paar alte Stühle und Kasten waren an die Stelle des prächtigen Hausraths getreten. Die schönen Kinder mit den feinen blassen Gesichtern von edelstem Ausdruck empfingen drüben im Kloster der Lazaristen täglich eine milde Gabe.

Als nach Wochenfrist das Concilium im Kloster der

Kapuziner sich aufgelöst hatte, kehrten die deutschen Gäste wieder zu ihrem Padre Agostino zurück. Auch der Erzbischof und der Dominikaner blieben noch dort. So nahm das vorige Leben wieder seinen Anfang. Zwar trieb sie allmählig die eigene Unruhe wieder nach Athen, aber der scharfe Nordwestwind, der Tag für Tag über das Meer stürmte und jede Fahrt nach Syra unmöglich machte, verzögerte die Abreise noch um anderthalb Wochen. Mit dem ersten günstigen Winde aber machten sie sich auf, und am späten Abend Naxos verlassend, langten sie am andern Tage gegen Mittag glücklich in Syra an.

Die Hoffnung, das griechische Dampfschiff noch dort zu finden und auf diese Weise sogleich nach Athen abreisen zu können, war indessen getäuscht. Das Schiff war schon am Abend vorher abgefahren. Dadurch waren sie gezwungen noch eine lange peinliche Woche in dem langweiligen Syra zu bleiben, wo es ihnen in dem unbehaglichen theueren Wirthshause übel genug gefiel. Tags lag draußen der brennende Sonnenschein, in den Zimmern war es dumpf und beklommen. Nachts gab es mit anderen Unannehmlichkeiten des Südens zu kämpfen. Nur die kurzen kühlen Abendstunden waren erträglich. Dann machten sie gewöhnlich einen Spaziergang auf einen unfern von der Stadt gelegenen abgeplatteten Fels hinaus und schauten mit sehnsüchtigen Blicken nach dem fernen in Abendnebeln verschwimmenden Naxos hinüber. Endlich schlug auch hier die Stunde der Erlösung und mit dem Schiffe, das sie hergetragen in das schöne Reich der Inseln und der Freude, kehrten sie heim und waren am Sonnabend, 21. September, nachdem sie fünf Wochen und zwei Tage abwesend gewesen, wieder frisch und gesund in Athen.

Es kommt Alles auf die Auffassung an. Fräulein von Nordenflycht, die im folgenden Spätsommer mit dem königlichen Hofe die Reise nach den Inseln machte, sagt in ihren Briefen (S. 259): „Im Ganzen befriedigen mich diese Inseln

nur mäßig. Die Wege auf denselben sind fast noch fürchterlicher wie auf dem Festlande, und um ein grünes Fleckchen zu erreichen, muß man über Stein und Fels klettern wie eine Ziege. Dann freilich ist solch ein mühsam erstrebtes Plätzchen unendlich reizend und reich an üppigster Vegetation, an mannigfaltigen und herrlichen Früchten." Es ist freilich ein Unterschied, wenn zwei junge Leute, halb noch Studenten, unbefangen, zwanglos durch Gebirg und Meer streifen, oder wenn man im Gefolge eines Königs mit der besten Absicht, sich zwanglos und unbefangen gehen zu lassen, die Reise macht. Diese Bemerkung, so müssig sie erscheinen mag, hat ihren guten Zweck und findet hier ihren schicklichen Ort.

Für Geibel war die Reise ein wahres Seelenbad gewesen. Der stete Wechsel farbiger Bilder, in welchem das vorhergehende von dem nächstfolgenden stets an Reiz und Fülle überboten war, hatte ihm die vollkommenste Befriedigung gewährt. Die Ausbeute, die er als Dichter von dieser Fahrt, die alle bisherigen Anschauungen verklärte, als bleibenden Gewinn davon trug, ist nicht in den wenigen Gedichten zu suchen, die in Naxos und Syra entstanden sind, sondern im Ganzen seines poetischen Stils.

Die muthige Stimmung, die sich in dem Gedichte „Vorwärts" vor der Abreise vom Festlande aussprach, findet in dem Sonett „An Ernst Curtius" ähnlichen Ausdruck. Er ermuntert den Freund, der zuweilen weniger heiter gestimmt gewesen zu sein scheint, der unvermeidlichen Sorge nicht entfliehen zu wollen, sondern die Klage, wenn er sich ihrer nicht entwöhnen könne, zum Liede reifen zu lassen. Dieselbe Anschauung über die Alles lösende Macht des poetischen Schaffens, nur lichter, sonniger, ist in dem schönen Liede „Leichter Sinn," das in Naxos gedichtet wurde, lebendig geworden. Die Form ist so durchaus vollendet, daß sie sich von dem Gedanken nicht abstreifen läßt, ohne den Zauber, den sie ihm leiht, völlig zu

zerstören: das Leben sollte nicht zu tragen sein, wo täglich, was betrübt und gefällt, wechselt? Die Zeit bringt Leid wie Freude, aber Eine selige Stunde wiegt ein Jahr von Schmerzen auf. Man muß das Glück nur zu fassen wissen, sei es innen, sei es außen, heute oder morgen; doch naht ein bedrängendes Mißgeschick: „Lächle leise, hoffe weise auf den nächsten Augenblick.“ Nur kein müssiges Behagen am Schmerz, nur kein weichliches Selbstverzeihen! Kommen Grillen, so seien sie mit Liedern eingewiegt! „Froh und ernst, doch immer heiter leite dich die Poesie, Und die Welle trägt dich weiter, und du weißt es selbst nicht, wie.“ Das war nicht vom persönlichen Standpunkte allein, nicht bloß dem verstimmten, wenigstens nicht ganz in freudigen Fluß gerathenen Freunde gegenüber ein Lied, das eine flüchtige Wolke verscheuchen sollte, es war ein in der Lyrik der Zeit unbekannt gewordener Ton. Es ist schon an den Weltschmerz erinnert, der in den Jahren zwischen der Julirevolution bis zum Thronwechsel in Preußen alle lyrische Poesie vergiftete und die Literatur dieses Zweiges zu einem krankhaften Gewinsel machte. Die großen Dichter, die ihre Bildung einer früheren Zeit verdankten und ihren eigenen Ton längst gefunden hatten, bleiben freilich in ihrem Charakter; aber auch von diesen stimmten manche, wie Chamisso, die traurige Leier an, und von den neu auftretenden war nur Gaudy, der Lebensheitere, war nur Freiligrath, der in uncultivirten Erdstrichen seine frischen Stoffe suchte und dennoch sich des schmerzlichen Tones nicht völlig erwehren konnte, von der allgemeinen Krankheit frei. Man erinnere sich der thränennassen, mit dem Tode spielenden Lieder der kleinen Berliner Dichterschule, die sich um Ferrand sammelte, der verzweiflungsvollen gepanzerten Lieder von Karl Beck und seinen Stimmungsgenossen, der grübelnden, alle Lebensfreude in Trauer verkehrenden Poesie Lenau's, der Grundanschauung Kerners „Poesie ist tiefes Schmerzen,“ und schließe von diesen nur herausgegriffenen Namen auf

die übrigen Großen und Kleinen und man hat ein Bild wie das trauernde Königspaar, die trauernden Juden, den klagenden Jeremias. In Poesie und Malerei dieselbe Krankheit Wenn in solcher Zeit ein Dichter, der selbst mannigfach an dieser Krankheit gelitten, sich selbst und den leichten Sinn wiederfindet, so konnte dieser Gewinn einen Wendepunkt in der ganzen poetischen Strömung der Zeit bilden. Nicht, daß nun nothwendig die naive Lust Wilhelm Müllers, die fade Vergnüglichkeit der Restaurationspoeten hätte wiederkehren müssen, aber die freudige Heiterkeit der gesunden Menschennatur (selbst im kranken Körper), die zu allem Großen und Schönen führt, durfte man wieder erwarten, eine Poesie, die erhebt, nicht drückt, die frei macht, selbst wo sie den Schmerz zum Stoffe hat, denn „auch der Schmerz will ja sein Lied," nur muß der Schmerz ein wahrer, kein erlogener, und der Dichter ein Dichter sein.

Auch dem beschwerlichsten Stoff, lehrt er, soll der Dichter durch vollendete Form ein Lächeln abzugewinnen streben, Kummer und Gram schön mit dem erhabenen Rhythmus besänftigen und selbst den Angstschrei der Brust zu Musik für das Ohr machen, den treffenden Spott aber anmuthig einkleiden.

Mancherlei war zusammengetroffen, um die freudige Heiterkeit im Gemüth des Dichters lebendig werden zu lassen, die Befreiung von beengendem Druck, die Genesung von physischem Leiden, der Zauber, den Meer, Land und Menschen auf ihn geübt hatten, und zu dem Allem der reine Genuß der Dichter des Alterthums unter ihrem heimatlichen Himmel. Er hat, wie er in dem Sonett an die „Alten Poeten" sagt, erst jetzt ihren Werth erkannt, so daß sie ihm wie ein Chor befreundeter Gestalten lebendig zur Seite wandeln, der Greis von Chios, Homer, der im Streit der Helden das ewige Walten der Götter lehrt, der mächtig wie ein Sturmwind mit sich reißende Pindar, Horaz mit dem leichten Spotte, Juvenal, der sich den Blitz

vom Donnerer erborgt, Tibull, der die Cither in umlaubter Grotte zu wehmuthsvollen Klagen stimmt, wenn fern im Blau der Abendstern aufgeht. Aber nicht allein die anmuthige Klarheit, die Würde des Sophokles erfreut und bewegt ihn, auch die südlichen Dichter der neueren Zeit, Ariost, den Poeten buntfarbiger Mährchen, und die phantastische Traumwelt Calderons läßt er auf sich einwirken, wie den klaren Morgen jene, diese wie die dämmernde Nacht. Was er ist und weiß, verdankt er dem verständigen Norden, aber das Geheimniß der Form hat ihn der Süden gelehrt. Aus unmittelbarem Eindruck schildert er die Villa Frankopulo bei Melanes oder das weinreiche Aperanthos auf Naxos und, die Erinnerung nach Attika lenkend, den sprudelnden Quell am Altar des verfallenen Klosters Chelidone; die Ebene von Marathon, wo über dem stummen Gefilde der Ruhm der Gefallenen schwebt; das Grab des Themistokles, dem kein Denkstein gesetzt ist, aber drüben das Felsengestade von Salamis als ewiges Mal bleibt. Wie er den Weinstock des gastlichen Alten segnet, der zwar arm aber willig die Wanderer erquickte und das Gegengeschenk ausschlug, freut er sich des kommenden Herbstes, wo er, wenn der Ilissos rauscht, die Thalflur wieder grünt und sich zwischen dem Oelwalde mit Anemonen schmückt, mit dem Jugendfreunde auf dem Hügel von Kolonos unter den Blumen ausruhn oder durch das Marmorgebälk der wie mit Goldrost überzogenen Säulen einsam stillen Gemüths das leuchtende Blau des Himmels beschauen wird.

Mit derselben Heiterkeit, wie er — immer noch in Naxos — „den armen Taugenichts", die alte Erinnerung aus Eichendorff, sich in einem selbstständigen Bilde zu eigen macht, oder unter den ländlichen Liedern, den „Winter" und den um sein Mädchen, sein Käthchen werbenden Burschen schildert, alles in frischer singbarer Weise und aus der improvisirenden Gesangsstimmung heraus; mit derselben Kraft und Raschheit der

Darstellung überfliegt er in großen Zügen das schauerliche Walten des schnellsten Reiters, des Todes. Dies Cito mors ruit ist an Gedrungenheit der Bilder das einzige Gedicht, das sich den alten Todtentänzen an die Seite stellen darf, an Innigkeit der Empfindung dieselben aber weit zurückläßt. Der Tod des Knaben ist nur einer jener kecken Züge des Bildes, aber ein vollendeter Meisterzug: „Ein rosig Knäblein spielt am Quell, Vorüber saust der Reiter schnell — Fahr' wohl du holder Knabe!" in drei Versen eine ganze Ballade und in den drei Zeilen kein müßiges, kein wirkungsloses Wort. Der alltägliche Gedanke ist zur malerischen Anschauung, die Anschauung zum Gefühl gesteigert, ein Werk der Kunst, das sich im ergreifenden und doch mit gemilderter Wirkung entlassenden Schluß wiederholt: „Der Sand verrinnt, die Stunde schlägt, Und eh' ein Hauch dies Blatt bewegt, Kann auch die deine schlagen." Daß gerade in Naxos dieser Stoff sich aufdrängte, kann nicht befremden, wo alles Hohe und Tiefe durch des Dichters Seele ging und ihm die wahre Weihe für das ganze Leben zu Theil wurde; wo aber auch mitten in dem frischen blühenden Leben der Gegenwart die Schicksale der alten italienischen Geschlechter laut genug die Vergänglichkeit predigten und die rasche Hand des Todes in tragischen Bildern vor die Seele führten.

Das Lied „Fahrwohl," mit dem der Dichter von Naxos schied, entzieht sich der Erläuterung. Es sei nur hervorgehoben, daß nicht das „Geliebt sein und Vergessen sein," das Erlöschen im Herzen der Geliebten ihn erschüttert, sondern das nur angedeutete und im Andeuten abbrechende Gefühl, daß der Liebende selbst vergessen und die Geliebte im eigenen Herzen erlöschen könne.

Die Tage des Harrens in Syra gaben auch Gedichte, von denen das Sonett an den Grafen Platen schon erwähnt ist; die übrigen tragen zum Theil das Gepräge, das die Ungeduld in gezwungener Ruhe mit sich bringt. „Der Page" ist ein leicht hingemaltes Bildchen des demüthigen Liebenden.

„Dichterleben" beginnt, wenn überhaupt die Muse hold ist, mit der Liebe. In der „Ermunterung" wird gelehrt, daß Rose, Nachtigall und Sterne Wirkungen der Liebe und daß Rose, Nachtigall und Sterne zum Vorbilde zu nehmen seien. Anmuthiger ist die Vergleichung des „Liebesglückes" (wo Liebeszeichen Liebeszeichen fordert) und des Lenzes, der nicht müde wird, Rosen auszustreuen, die alle schön sind und sich alle gleichen. „Sommer im Süden" entschuldigt den träumerischen Müssiggang des Dichters, da auch sein Müssiggang reich an Früchten sei. Der „Unruhige Sinn," der bald nach den heimathlichen Landen zieht, bald südliche Meere zu durchschweifen antreibt, ist nur dasselbe Suchen nach einem Glück, das sich noch versagt. Das Memento mori schärft ein, daß weder Scherz noch Weisheit das Jenseits wegtändelt oder beweist, sondern nur der Glaube hinüberträgt. Unter allen Bildern der „Vergänglichkeit" füllt ihn nur eines mit Trauer, daß selbst die Liebe so rasch vorübergeht. Seltsam überrascht mitten in den Liedern, Elegien und Gedichten ein Sonett an „Ludwig Achim von Arnim" und an seine unvollendeten Kronenwächter, die mit dem unvollendeten Kölner Dom verglichen werden. Sehr begreiflich ist das Sonett „An die Philologen," über deren geistreich ungereimten Conjecturen, kritische Ausgaben und Textrecensionen der Dichter spottet, indem er sie auffordert, nach Hellas zu kommen, damit im Blick auf das Meer und die Werke der Kunst, im Athmen der Luft ein Hauch der Vorwelt auf sie komme.

Es ist schon früher der Uebersetzungen und Nachbildungen nach classischen Dichtern des Alterthums gedacht worden, mit denen sich beide Freunde auf ihren Spaziergängen und an den Abenden in Athen beschäftigten. Auch auf der Inselreise bildeten solche Uebertragungen einen Theil ihrer Thätigkeit. Wie sie das Trinklied des Panyasis verdeutschten, erwähnte Geibel selbst. Das Gedicht ist ein Bruchstück und vermuthlich aus

der Beschreibung eines Gastmahls entlehnt, das Panyasis in seiner zur Zeit der Perserkriege verfaßten Heraklea schilderte. Es enthält den Preis des Trinkers, der beim Gelage wie ein Held im Kriege tapfer ist und die Gelagsgenossen zum Trinken anfeuert, es enthält ferner den Preis des Weines, der wie das Feuer ein Schatz für das Menschengeschlecht ist, ein Abwehrer der Sorge, ein treuer Genosse des Gesanges; durch ihn wird der Freude und der Pracht des Festes ihr heiliges Recht; durch ihn regt sich der Tanz, durch ihn die vielbesungene Liebe. Darum soll man beim frohen Mahle Bescheid thun, wie sichs geziemt und nicht mit stumpfem Gemüth dasitzen wie ein Geier nach gierigem Fraße und der edleren Freude vergessen.

Dieses Gedicht und andere waren den Freunden zu Athen bekannt geworden und veranlaßten, wie es zu gehen pflegt, bei denselben den Wunsch, eine Sammlung davon im Druck erscheinen zu sehen. Die Uebersetzer fügten sich gern in diesen Wunsch und wählten aus ihrem Vorrath zunächst Uebersetzungen nach dem Griechischen aus. Bei der Auswahl leitete nächst dem ästhetischen Gefühle hauptsächlich die Rücksicht, in jedem der zu übersetzenden Stücke ein für sich abgeschlossenes und verständliches Ganzes zu geben, mochte es nun ein vollständig erhaltenes Gedicht oder der sich von selbst ablösende Theil einer größeren Schöpfung sein, wie die Schilderung der Schlacht bei Salamis in den Persern des Aeschylos, der Wagenkampf und der angebliche Tod des Orestes in der Elektra des Sophokles oder eine Parabase des Aristophanes aus den Rittern, den Vögeln und derartige abgerundete Partien. Fragmente waren, wenn sich irgend ein Gedanke vollständig darin aussprach oder durch geringe Zuthat zum bestimmten Abschluß gebracht werden konnte, nicht ausgeschlossen. Sie hatten dabei die restaurirten Werke der Plastik wie eine Rechtfertigung vor Augen. Die alten Versmaße wurden in der Regel treu wiedergegeben, nur bei den künstlichen Strophen Pindars und Anderer hielten sie es für

zweckmäßig, ein einfaches, dem Alterthum nicht fremdes Maß an die Stelle zu setzen, eine Ansicht, die sie bald wieder aufgaben. In den Anmerkungen wurden die benutzten Dichter nach Zeitalter, Schicksal und Eigenthümlichkeit kurz und bündig charakterisirt, hin und wieder auch Parallelen griechischer Dichter und einige Oden des Horaz übersetzt mitgetheilt. Das Manuscript wurde gleich nach der Heimkehr abgeschlossen und mit einer Elegie, die das Datum vom 11. October 1839 trägt, der Königin Amalie von Griechenland ehrfurchtsvoll gewidmet. Das kleine Heft „Klassische Studien von Emanuel Geibel und Ernst Curtius," etwas über hundert Seiten stark, erschien zu Anfang des nächsten Jahres bei E. Weber in Bonn. Ein „Trinklied," angeblich von unbekanntem Verfasser (S. 53), der gepriesenen Traube von Naxos zu Ehren gedichtet, hatte einen beiden Freunden sehr bekannten Verfasser. Geibel dichtete diese, selbst in classische Sammlungen übergegangene Elegie, um Curtius zu mystificiren. Curtius merkte es nicht.

Heimkehr.

Als Geibel nach Athen zurückkam, fand er sein Zimmer in der Ruppsburg besetzt und zwar von Hausmann, den er krank verlassen hatte und der jetzt in die leer stehende Wohnung gezogen war, um die Pflege des wackern Quartiermeisters und seiner freundlichen Frau zu genießen, theils auch um die frischere Luft zu athmen, die hier am Ende der Stadt vom Meere heraufwehte. Zwar war er bereits fast ganz wieder hergestellt, aber da ihm der Aufenthalt ersichtlich wohl that, mochte Geibel ihn nicht verdrängen, und da zufällig der obere Stock des unmittelbar nächsten Hauses frei und billig zu vermiethen stand, entschloß er sich schnell,

einstweilen mit Curtius gemeinsam dort einzuziehen. Beide gaben sich ganz bei Rupp in die Kost; Morgens reichte ihnen dieser den Kaffee über die Mauer, zum Frühstück und zum Mittagsessen gingen sie hinüber. Ueberhaupt lebten sie ganz wie in Einer Familie. Beide zogen sich fast von allem Umgange zurück, um ungestörter arbeiten zu können; Curtius sammelte und ordnete seine Reisenotizen und gab Stunden in der Stadt, auch Geibel hatte den Unterricht im Katakazischen Hause wieder aufgenommen. Der Minister blieb sich an Freundlichkeit und Feinheit stets gleich und seine Frau war jetzt gegen den Doctor immer die Liebenswürdigkeit selbst.

Die Abende in der Laube der Ruppsburg erlitten keine Unterbrechung, auch nicht durch die Jahreszeit, da der Spätherbst, nachdem die Stürme und Regenschauer rasch vorübergegangen, wunderschön war. Ende November blühten die Veilchen, und Luft und Himmel waren so mild, wie ein schöner Mai des Nordens, nur daß die Baumwipfel sich leise rötheten. Der Kreis der Freunde war durch einige neue Theilnehmer vermehrt, einige Deutsche, Schaubert, der Professor Herzog und der Cabinetsassessor Wendland waren hinzugetreten.

Am 18. October feierte die Ruppsburg ein Doppelfest, Geibels Geburtstag — es war der vierundzwanzigste — und die Erinnerung an die Schlacht von Leipzig. Der Dichter, Curtius, Hausmann, Hochstätter und Kretzschmer waren zu Rupp geladen, wo sie mit einem großen Octoberfeuer im Garten und mit lustig in die schöne Nacht aufrauschenden Raketen überrascht wurden. Eine Bowle Punsch machte den Beschluß. Bald darauf verließen Hochstätter und Kretzschmer Athen, jener ging über Ancona nach Rom zurück, dieser nach Egypten, wo er die Studien zu seinem später so berühmt gewordenen Bilde „der Wüstensturm“ machte.

Im November wurden Geibel und Curtius wegen der Widmung der classischen Studien der Königin von Griechenland

vorgestellt. In den Briefen findet sich nichts weiter über diese Vorstellung als die Notiz für die Mutter. Viel Eindruck scheint die Audienz auf den Dichter nicht gemacht zu haben, obwohl sie die erste Begegnung mit einem gekrönten Haupte war.

Der Weihnachtsabend, der voriges Jahr bei Brandis und den Kindern gefeiert worden, wurde diesmal stiller bei Rupp, wo keine Kinder waren, verbracht. Gerade an diesem Tage traf eine Kiste von Lübeck ein, die Curtius vom Piräus heraufholte, und die beide gemeinschaftlich mit wahrer Herzensfreude auspackten. Unter den Geschenken für Geibel war ein Heftchen Gedichte von Ferdinand Röse.

Zu Anfang des Jahres 1840, etwa um das griechische Neujahr, wurde plötzlich eine Verschwörung entdeckt, die, wenn die leitenden Entwürfe zur Ausführung gekommen wären, das Land in die bedenklichste Verwirrung versetzt, die ganze damalige Ordnung umgestürzt und das Einschreiten der Schutzmächte nothwendig zur Folge gehabt hätte. Eine Menge unruhiger Köpfe, theils Männer, die ihre Verdienste von der damaligen Regierung nicht gehörig anerkannt glaubten, theils alte Klephtenführer, denen das ruhige Leben nicht gefiel und die sich nach dem wilden Treiben, wie sie es als ehemalige Parteigänger gekannt, zurücksehnten, zum Theil auch fanatische Pfaffen, welche die orthodoxe Lehre der griechischen Kirche durch den andersgläubigen König gefährdet wähnten, hatten sich durch Eidformel zu einer Hetärie verbunden, deren Absicht es war, den König und die Königin am griechischen Neujahrstage in der Kirche zu ermorden, alle fränkische Beamte über die Seite zu schaffen und alle Institute, durch welche Irrlehren im Volke verbreitet werden könnten, besonders die Universität und sämmtliche Gymnasien augenblicklich aufzuheben und die Erziehung der Jugend einzig und allein in die Hände rechtgläubiger Priester zu legen. Zugleich sollten Makedonien und Thessalien revolutionirt und das Volk zum Zuge gegen die Türken aufgerufen werden.

An der Spitze der Verschwörung standen Nikitas, der aus dem Unabhängigkeitskriege den Namen des Türkenfressers behalten hatte, und Georg Kapodistria, ein Bruder des Grafen, der früher die Regentschaft geführt. Vielleicht standen sie nur dem Namen nach an der Spitze, und waren des alten Ruhmes wegen von Andern vorgeschoben, möglich auch, daß sie im Fall des Gelingens die Regierung zu übernehmen beabsichtigten.

In Konstantinopel wurde die Sache entdeckt. Ein Eilbote brachte die bezüglichen Depeschen nach Athen und sogleich begannen die Verhaftungen. Kapodistria, bei dem man viele Papiere der Verschwörung fand, und Nikitas waren die ersten, die man einzog. Bald war eine Menge Anderer verwickelt, viele wurden verhaftet, einige entkamen durch schnelle Flucht. Zu gleicher Zeit wurde der Minister des Innern Glarakis entlassen und der Gouverneur von Attika seines Amtes schimpflich entsetzt.

Diese Verschwörung öffnete mit einemmale einen grellen Blick in das unter der glatten Oberfläche wühlende Treiben auswärtiger Einflüsse. Daß die Griechen nur die Schlachtopfer geworden wären, der Schwerpunkt der Bewegung auswärts zu suchen war, das Ziel der Pforte galt und Griechenland schlimmer daran gewesen wäre, als vorher, konnte nicht lange zweifelhaft sein; auch darüber walteten geringe Zweifel, wer den eigentlichen Hintergrund bildete. Die Theilnahme der griechischen Pfaffen und der fanatische Glaubenseifer derselben gab Fingerzeigs genug.

Die Masse des Volks, dem natürlich die Ruhe und der täglich mehr blühende Wohlstand besser behagte, als ein stürmisches politisches Getriebe, hatte keine Sympathien für das Unternehmen. Am Neujahrstage wurde der König in der Kirche mit tausendstimmigem *Ζήτω* empfangen und jeder bemühte sich, seine Ergebenheit laut an den Tag zu legen. Die Untersuchung nahm ihren Gang. Im Munde der Leute war die Sache bald vergessen. Man unterhielt sich lieber von der

italienischen Oper, die im Januar in dem neu erbauten Schauspielhause eröffnet wurde.

Auf Geibel, der sich um politische Dinge, trotz des Studiums, das er Dahlmanns Buche gewidmet hatte, wenig kümmerte, da ihm der Zeitungsenthusiasmus stets zuwider war und die Politik, wenn was Tüchtiges dabei herauskommen sollte, den Menschen nicht getheilt, sondern ganz erfassen muß, wie jeder Beruf, sei es ein selbstgewählter, sei es ein, wie meistens der Fall, von außen gegebener, auf Geibel waren diese Vorgänge nicht ganz ohne Nachwirkung. Der Blick auf das Vaterland zeigte dort nicht unähnliche Gefahren. Die Wühlereien fremder Einflüsse waren im Süden wie im Norden gleichartige, die Rivalität des einen Stammes gegen den andern in mancher Hinsicht noch verderblicher als die widerstreitenden Elemente in Griechenland. Ohne sich auf Einzelnheiten einzulassen, beschaute er die Lage des Vaterlandes im Großen und Ganzen und erhob seine Stimme, indem er das „Thürmerlied" dichtete.

Nach dem Strophenbau eines auch in die Kirchengesangbücher übergegangenen geistlichen Liedes des Hamburger Predigers Philipp Nicolai vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts und mit Beibehaltung der ersten beiden Zeilen, die, da sie allgemein bekannt sind, gleich den Charakter des feierlichen Chorals angeben, dichtete Geibel dies politische Lied völlig unabhängig von dem Strome der Zeit, der erst im Herbste des Jahres mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. und dem vom Ministerium Thiers genährten Geschrei der Franzosen nach dem linken Rheinufer zu fluten und die ganze Poesie Deutschlands ins Politische zu treiben begann. Im Stile des Chorals ruft er das weite deutsche Land, sie die an der Donau hausen oder da wo der Rhein durch Felsen braust, oder wo sich der Sand der Düne thürmt, zur Wachsamkeit und Schlagfertigkeit auf, da der Tag des Kampfes nicht fern ist. Denn schon naht von Osten der Geier, der auf die Beute lauert; schon birgt im Westen die kluge

Schlange, die den frommen Geist vergiften möchte, sich zum Sprunge. Rein, fest im Glauben, voll treuen Muthes und einig soll das Vaterland sich im Gebet reinigen und unter dem Zeichen des Kreuzes sich zum Kampfe bereit halten, denn nur wer sich im Felde zu Gott hält ist, ist wohlberathen. Im Gebet ruft er den Herrn, den der Engel Zungen loben, an, dem deutschen Lande gnädig zu sein und zu den Fürsten und zum Volke zu sprechen und sie mit starker Hand zu vereinigen. Mit dem Gloria des Vaterunsers wird geschlossen. Diese feierliche Mahnung zur Wachsamkeit gegen Rußland und Frankreich und zur Einigkeit unter dem Beistande Gottes machte den Dichter vorzugsweise bei einer politischen Partei, mit der er übrigens nie gemeinsame Sache machen konnte, beliebt. Daß das Lied allgemein gültig war, zeigte sich im Jahre 1859, als es nach F. Hilles Composition in ganz Deutschland, in Preußen wie in Oesterreich, gesungen wurde.

Zu Anfang des Aprilmonats kam K. Ottfried Müller mit Adolf Schöll von Sicilien in Athen an. Müller war Professor der Philologie in Göttingen. Ein vertrauter Freund der Gebrüder Grimm, mit denen er lange Zeit in demselben Hause gewohnt hatte, und Dahlmanns, der täglich mit ihm verkehrte, hatte er die Protestation der sieben Göttinger Professoren, von der er nur zufällig vor der Unterzeichnung nichts gehört hatte, vollständig gebilligt und mit andern Collegen nicht lange nachher eine Erklärung veröffentlicht, die wesentlich eine Wiederholung dieser Protestation war. Während die Sieben ihres Amtes entsetzt, zum Theil in gewaltthätigster Weise vertrieben wurden, ein Act, der den Ruin der Universität zur Folge hatte und noch nicht wieder ausgeglichen ist, geschah gegen Müller und seine Genossen durchaus nichts. Er hatte seine besten Freunde von einer Regierung mißhandelt sehen müssen, die den offenkundigsten Verfassungsbruch mit allen Mitteln der Gewalt durchsetzte. Es litt ihn nicht mehr in Göttingen. Ein Plan, der

unter andern Verhältnissen wohl noch hinausgeschoben wäre, kam zur Reife. Müllers Auffassung des Alterthums, die das nationale Leben nach allen Seiten verfolgte und das Einzelne nicht ohne Zusammenhang mit dem Ganzen betrachtete, bedurfte der eigenen Anschauung des Landes, dem er seine Studien vorzugsweise zugewandt hatte; er mußte Griechenland sehen. Die widrigen Verhältnisse im Königreich Hannover, in die er als Mitglied der akademischen Corporation nur zu häufig hineingerissen wurde, bestimmten ihn, die Reise anzutreten. Schöll gesellte sich zu ihm. Sie wollten Unteritalien, Griechenland und Kleinasien, vorzugsweise in archäologischer Beziehung untersuchen.

Müller ist nicht wiedergekehrt. In Delphi war er tödtlich erkrankt. In dem Raume der alten Akademie zu Athen fand er seine frühe, allzu frühe Gruft.

Es war lange in Athen von dieser großen Reise die Rede gewesen. Geibel, der damals noch immer zwischen dem Entschluß schwankte, ob er ein Gelehrter von Fach oder ein Dichter und nur Dichter sein wolle, hatte sich mit dem Plane getragen, Müller in das Innere Griechenlands und vielleicht nach Kleinasien zu begleiten. Ein Ueberschlag seiner ökonomischen Lage ließ den Plan mehr und mehr zerfließen. Als Müller nun wirklich kam und die beiden Lübecker Freunde durch Schöll mit ihm bekannt wurden, als sie, da die Frau Rupp erkrankt war und dem Hauswesen nicht vorstehen konnte, nun gar an der Wirthstafel Müllers tägliche Tischgenossen wurden, regte sich der alte Wunsch in Geibel mit erneuter Stärke. Aber traurig mußte er sich gestehen, daß die Erfüllung unmöglich sei, wenn er sich nicht in Schulden stürzen und Verbindlichkeiten eingehen wollte, die ihn auf sein ganzes Leben hinaus in Druck und Verlegenheit bringen konnten. Er genoß des schönen Glücks der Gegenwart, mit Müller zu verkehren, dessen sonnenheitere Auffassung des griechischen Lebens zu seiner eigenen so vollkommen

stimmte, als hätten sie beide immer zusammengelebt und sich ineinander hineingelebt, nur daß Müller wußte, was Geibel dichterisch schaute.

Nicht allein die Reise mit K. O. Müller mußte er sich versagen, auch den Herzenswunsch, auf der Rückreise über Rom zu gehen, konnte er nicht zur Ausführung bringen. Die Mittel, um wieder in die Heimath zu gelangen, hatte er sich immer bereit gehalten, aber ein bloßer Durchflug durch Italien ohne ruhiges Verweilen in den bedeutenderen Orten schien mehr Verschwendung, als wohlangelegtes Pfund. Was Meer, Land und Himmel bieten konnten, hatte er in Griechenland vollauf genossen, Italien bloß äußerlich gesehen, war ein bloßer Wechsel der Scene ohne bleibenden Gewinn. Italien mußte als große Kunstkammer, als Schatzhaus der Malerei, der Sculptur, der Baukunst studirt oder es brauchte gar nicht besucht zu werden. Da das Erstere nicht ausführbar erschien, wurde Verzicht geleistet und zwar „nach langem bittern Kampfe." Was Geibel auf der Hinreise von Italien gesehen, Verona, Padua, Venedig, ist alles was er von dem schönen Lande genossen. In spätern Jahren wurde ihm in der ehrenvollsten Weise ein Anerbieten gemacht, das Versäumte nachzuholen, aber er mußte es dankbar ausschlagen, und diesmal ohne Kampf.

Er hatte sich nun den Plan gebildet, zunächst nach Lübeck zurückzukehren, um sich während einiger Wochen in den Kreis der Familie und der Bekannten wieder einzuleben und dann in einer Universitätsstadt, Berlin oder Halle, sein unterbrochenes Studium fleißig fortzusetzen. So nahm er allmählig Abschied. Am 11. April war er zum letztenmal bei Katakazi zu Tisch, am folgenden Tage (Montag) ritt er mit Schöll nach den Marmorbrüchen des Pentelikon und nach Kephissia. Dann scheint sich der Aufenthalt in Athen wieder verlängert zu haben, bis die Abreise, zwar lange vorbereiteit, nun doch ziemlich hastig

zu Stande kam. An einem Freitage zu Ende Aprils erfuhr er, daß Krauseneck reisen würde. Er entschloß sich, mit ihm zu gehen, und am Montag früh lag die Stadt schon hinter ihnen. Die Freunde der Ruppsburg geleiteten sie bis zum Piräeus, wo noch ein gutes Frühstück eingenommen und dann unter Gesang und Gläserklang geschieden wurde. Bald darauf setzte sich das Dampfschiff in Bewegung; nach wenigen Stunden war Athen den Blicken entschwunden.

Die Fahrt gehörte nicht zu den angenehmsten; widriger Wind, Ueberfülltheit des Schiffes und schlechte Gesellschaft auf dem zweiten Platz, kamen zusammen, ihnen den Aufenthalt an Bord zu verleiden. Nur auf dem reizenden Korfu, wo das Schiff einen halben Tag vor Anker lag, verlebten sie ein paar schöne Stunden in den die Stadt umgebenden Gärten zwischen Rosen und Cypressen. In Triest mußten sie sogleich in die Quarantäne eintreten, ein großes viereckiges Gebäude, wo man eingesperrt, geräuchert und gebadet wurde, bis man sich von dem Verdachte der Pest gereinigt hatte. Zwar wurde Geibel bereits nach vier Tagen, seine Sachen erst eine Woche später entlassen, doch hatte er wenig Gewinn daran, da ihm bereits am Tage seines Austritts in Folge der klimatischen Veränderung so unwohl wurde, daß er sich zu Bett legen und einen Arzt gebrauchen mußte. Glücklicherweise hatte ihn Krauseneck, der schon an demselben Tage nach Wien abging, an seine Triestiner Freunde empfohlen, so daß er an dem fremden Orte doch nicht ganz verlassen war. Auch ging es allmählig wieder besser. Zwei Tage nachdem er seine Sachen erhalten, konnte auch er sich auf den Weg machen, und die frische Luft der grünen steierischen Berge ließ ihn in kurzer Zeit die Krankheit und alle ihre Trübseligkeit vergessen. Es that ihm unbeschreiblich wohl, immer und immer wieder in das frische Grün der Thäler und Wälder hineinzublicken. Die weißen von blühenden Kastanien umkränzten Kirchen, die reichen Dörfer, die stattlichen Schlösser

und Edelhöfe blickten ihn im Sonnenschein freundlich und heimatlich an, und wenn er Abends die Bauern singend an sich vorübergehen sah und die deutschen Lieder und Weisen hörte, da ging ihm das Herz weit auf, daß er hätte aus dem Wagen springen und auf gut deutsch mit einstimmen mögen.

Als er am 17. Mai Morgens aufwachte, zeigte der Conducteur ins Morgenroth hinaus. Auf dem brennend rothen Grunde zeigte sich ein aufrecht stehender schwarzer Strich und darunter ein unübersehbares nebliges Meer. Der Strich war der Stephansthurm und das Meer war Wien.

Krauseneck, der ihn gleich am ersten Tage aufsuchte, machte den liebenswürdigsten Führer in dem Gewirr der ungeheuren Stadt. Er fand, daß es sich in Wien gut, lustig und nicht allzutheuer lebte und daß die Wiener kreuzbrave, liebe, fröhliche Leute waren. Nach einigen Tagen Aufenthalts reiste er auf dem directesten Wege zu Hause und war bald nach dem Pfingstfeste in Lübeck.

Der letzte Winter in Athen brachte nur wenige Gedichte. Außer der Widmung der classischen Studien, die einen Ueberblick über die Entfaltung des neuen griechischen Lebens seit der Befreiung und über die Fortschritte der Künste gibt, entstanden noch zwei elegische Gedichte, von denen das eine zu der Göttin der Weisheit der Pallas da droben auf der Akropolis fleht, daß sie ihm, dem sich Eros geneigt und Bacchos freundlich erwiesen, auch ihr Geschenk, das Maß, die Weisheit und das stille Gemüth, recht zu genießen, nicht weigern möge. Das andere vergleicht das nordische und das südliche Leben in Bezug auf den Dichter. Während jenes die Freude nur als seltenen Gast gekannt, da bald der trübe Tag, bald das Gewühl des Marktes, bald die schwatzenden Muhmen sie verscheuchten, ist sie im Süden eine stete unzertrennliche Genossin. Dem nordischen Leben will Freude und Dichtung abgerungen werden, im Süden, der selbst durch und durch poetisch ist, bieten beide sich ungesucht dar.

Gleichsam einen Beweis für diese Auffassung liefert die objectiv ausgemalte Erinnerung an „das Mädchen von Paros;“ indeß führt doch auch der Blick in die Heimat anmuthige Bilder vor, wie im „Frühling,“ wenn Bursch und Mädel Abends an der Linde tanzen und um Mitternacht auf dem Heimwege sich küssen und dabei der seligen fröhlichen Maienzeit sich freuen. Auch die „Morgenwanderung,“ die in Athen entstand, mag dieser Zeit angehören. Die Feierlichkeit der Stimmung, die im kirchenstillen Walde in Lob und Preis des Herrn übergeht, scheint das Gedicht in die Zeit zu rücken, in welcher das bereits besprochene Thürmerlied gedichtet wurde.

Die wunderbare Veränderlichkeit des menschlichen Herzens, das ebenso rasch den heiligsten Schmerz, wie die süßeste Freude vergißt, bewegte ihn, als er einst seinen Gedanken am Denkmal des Lysikrates nachhing, zu einem elegischen Liede; zu einem heitern fast derben die Flüchtigkeit des Glücks, das sich nicht erjagen lasse, dagegen, wenn man sich ins Gras lege, einem vielleicht aus blauer Luft plötzlich zufalle, dann aber gepackt und festgehalten sein wolle.

Eine Art von Abschiedslied aus Athen ist das „Gebt mir vom Becher nur den Schaum!“ Das volle sichere Glück will er dem gönnen, der fest am eigenen Herde ruht, er aber muß schweifen und wandern, über Land und Meer, dem ewigen Lenz entgegen. Und wo ihm ein Gastfreund den Wein kredenzt, singt er die alte Weise:

> Gebt mir vom Becher nur den Schaum,
> Den leichten Schaum der Reben;
> Gebt nur einen flüchtigen Liebestraum
> Mir für dies flüchtige Leben.

Auf der Heimreise überdachte er seine Zukunft. Für den Dichter fand sich in keinem Amt, keiner Zunft ein Plätzchen.

Die zur Vernunft gekommene Welt brauchte keine Poeten. Aber trotz dieser Wahrnehmungen bleibt er fest. Braucht die Welt keine Lieder, er kann sie nicht entbehren; sie sind für ihn der Himmel, die Luft des Lebens, sein Lenz im Herbst und Winter; ohne sie würde ihm der Mai, würde ihm selbst die Liebe werthlos sein; lieber sterben, als ohne sie leben!

Das war die Stimmung, man darf sagen der Entschluß, mit dem er in die Heimat zurückkam.

Deutschland.

1840—1852.

Lübeck. Gedichte 1840. — Escheberg 1841—1842. Zeitstimmen 1841. — Spanische Volkslieder 1843. — St. Goar 1843. — Württemberg 1843—1844. — König Roderich 1844. — Reisen und Wanderungen. — Juniuslieder 1847. — Dramatische Studien. — Spanisches Liederbuch 1852.



Lübeck.

Der Aufenthalt in Griechenland war für Geibels Entwicklung von den wohlthätigsten Folgen. Der positive Gewinn liegt offen zu Tage. Aber auch die negative Seite ist wohl zu beachten: Die Entfernung von dem literarischen und besonders dem journalistischen Getriebe jener Jahre, das junge Talente leicht mitriß und sie zu Productionen von sehr vergänglicher Natur verleitete. Geibel hatte schon in Bonn mit den „Erinnerungen an Venedig," die angeblich „aus den Papieren eines Weltmannes" entnommen und anonym mitgetheilt waren, sich einer Art von poetischer Production zugewandt, die nicht für ihn geeignet war. Das Ersinnen willkürlicher Situationen und die Ausbeutung derselben in Gedichten, als würden eigene Erlebnisse behandelt, war nicht seine Aufgabe, so wenig wie die versificirte Erklärung von unbedeutenden Almanachskupfern, wozu er sich in Berlin bereits hatte verleiten lassen. Der Schritt zur Novelle, was man damals so nannte, lag nahe. Eine Beschäftigung solcher Art, durch die leichte Verbindung mit Journalen gefördert, führte zur Zersplitterung und frühen Abnutzung der Talente, die sich in die Breite auszudehnen pflegten und an Vertiefung verloren, was sie an Umfang gewannen. Um der noch lebenden Autoren oder Dichter aus jener Zeit zu geschweigen, darf nur an Gaudy erinnert werden, der in allen Gebieten der literarischen Production thätig war und eine

Zeitlang einen allgemein bekannten Namen hatte, da er in allen Journalen und Almanachen begegnete, dann aber trotz der 24 Bände seiner gesammelten Werke sehr bald vorüberging.

Geibel wurde durch die Entrückung nach Griechenland vor der verführerischen Leichtigkeit des Druckenlassens bewahrt und zur größeren Sammlung seiner Kräfte genöthigt. Ehe man aus so weiter Entfernung ein Gedicht, eine Novelle, einen Reisebericht nach Deutschland sandte, besann man sich mehr als einmal. Der Versuch, mit einem Bändchen Gedichte an die Oeffentlichkeit zu treten, war durch die Feuersbrunst der Hänel'schen Druckerei in Magdeburg (die in der Folge nach Berlin verlegt wurde) fürs Erste vereitelt und für eine Zeit hinausgeschoben. Bis zur Wiederholung verstrich eine geraume Zeit, und ein Jahr später auftreten heißt in dem Alter, in welchem Geibel stand, um ein Jahr reifer werden.

Nach der Heimkehr in die Heimat widmete er sich der Zusammenstellung eines neuen Bändchens seiner Gedichte. Von den veröffentlichten wurden sehr viele verworfen, fast der ganze Cyklus der „Erinnerungen an Venedig," das er inzwischen gesehen und wohl nicht mit der Schilderung, die er gelegentlich davon gemacht, in Uebereinstimmung gefunden hatte. Was aus diesem Cyklus beibehalten wurde, zerstreute der Dichter an verschiedene Stellen der Sammlung, so daß der Zusammenhang verschwand. Auch von den übrigen Almanachspoesien fanden nur wenige Gnade; selbst die von K. Mosche componirten Lieder, von denen das eine „An den Schlaf" auch von Reißiger in Musik gesetzt war, wurden nicht sämmtlich aufgenommen. Die Mehrzahl der in Griechenland entstandenen Gedichte wurde einstweilen noch zurückgelegt.

Das Bändchen, das bei Alexander Duncker (Berlin 1840) um Michaelis erschien, wurde der Frau seines Freundes, Clara Kugler „als freundliche Erinnerung an den Verfasser" gewidmet, eine Widmung, die sich in zwanzig Jahren fünfzigmal wiederholt

hat. Es sind wirklich fünfzig Auflagen, indem die als Stärke der Auflage verabredete Anzahl von Exemplaren fünfzigmal gedruckt ist.

Die Sammlung bestand aus drei Büchern vermischter Gedichte. Das erste umfaßte die in Lübeck und Bonn 1834—1835 entstandenen, das zweite die aus der Berliner Zeit von 1836—1837, das dritte die aus Athen 1838—1839; zwischen das erste und zweite Buch waren 24 Lieder geschoben mit dem Titel „Jugendliebe als Intermezzo. 1834—1836," und zwischen das zweite und dritte 21 „Sonette als Intermezzo. 1839." Daß diese Vertheilung des Stoffes nur im Allgemeinen richtig ist, wurde schon in der Einleitung bemerkt. Unter allen Rubriken finden sich Gedichte, die nach ihrer Entstehungszeit unter die übrigen hätten gestellt werden können, hier aber dem Stoffe nach zu andern gereiht sind, um die persönlichen Beziehungen und Anlässe zu verbergen. Die Leser, welche die Gruppen nicht im Zusammenhange, sondern nur die einzelnen Gedichte herausgreifen, um sich daran zu erfreuen, werden kein Gewicht darauf legen, ob dies und jenes Lied hier oder dort steht; für die Erkenntniß der Entwicklung des Dichters ist es jedoch nicht gleichgültig, zu wissen, wann jedes einzelne Lied entstand. Ich bin der chronologischen Ordnung gefolgt, die der Dichter in einem mir gehörigen Exemplare der Gedichte und später übereinstimmend, doch unabhängig, in einem seiner Frau gehörigen Exemplare beigeschrieben hatte.

Die „Gedichte" wurden wenig beachtet, wenigstens bei den Tageskritikern gingen sie still vorüber. Auch beim Publicum fanden sie nur langsam Eingang. Die zweite vermehrte Auflage erschien um Ostern 1843, die dritte stark vermehrte ein Jahr später, die vierte im Herbst 1845, die fünfte 1846. Von da an drängten sich die Auflagen, die zwölfte kam 1848, die siebenundvierzigste 1859 im J. G. Cotta'schen Verlage heraus. Erst die zweite Auflage wurde hin und wider besprochen. Ein Beurtheiler, vielleicht Hieronymus Truhn in Berlin, rühmte

im Hamburger Correspondenten (1843 Nr. 164 14. Juli) die große Zartheit lyrischer Empfindungen, die meisterhafte Beherrschung verschiedener Formen und die selten wohlthuende Reinheit der Sprache, des Verses und des Reimes. Eingehende Beurtheilung fanden die Gedichte erst, als der Dichter sich auch von anderer Seite gezeigt hatte. Was ihm vor anderen Dichtern sehr zu statten kam, war das musikalische Element seiner Lieder. Die Componisten wetteiferten; seit Goethe und Heine war kein Dichter so oft in Musik gesetzt wie Geibel. Vom vornehmen Salon bis zur Orgel auf den Jahrmärkten klangen diese Compositionen. Es ließe sich ein starkes Buch liefern, wenn man alle diese Arbeiten verzeichnen wollte, die sich auf mehrere Tausende belaufen.

Das Schweigen der Tageskritik, die vornehme Geringschätzung, mit der Blätter und Bücher gelegentlich von Geibels Gedichten sprachen, und auf der andern Seite der beispiellose stets wachsende Erfolg dieser Gedichte beim Publicum ist sehr bezeichnend für die Beurtheilungen solcher Beurtheiler, die, wer weiß, welche Ephemeren himmelhoch erhoben und es nicht der Mühe werth hielten, einmal zu untersuchen, worauf der in Deutschland unerhörte Erfolg eines kleinen Bändchens Gedichte beruhte. Sie hätten freilich bekennen müssen, daß ihre Voraussetzungen irrig und fehlsam waren; daß man ein ganz tüchtiger Tendenzpoet, ein recht fleißiger und geschickter Bearbeiter sogenannter zeitgemäßer Stoffe in correcten Versen, ein Mann nach den a priori aufgestellten Grundsätzen und Forderungen dieser oder jener ästhetischen Winkelschule sein könne, ohne deßhalb ein Dichter zu sein, der das von den vergänglichen Bestrebungen des Tages stets unberührt bleibende Element des Menschlichen in seiner eigenen Natur durchzubilden bemüht war und aus dieser Bildung heraus die Welt beschaute.

Der Aufenthalt in Lübeck, dessen Zeit mit der Redaction der Gedichte bei weitem nicht ausgefüllt wurde, gehörte nicht

zu den erfreulichsten Abschnitten in Geibels Leben. So gut das Verhältniß zwischen den Brüdern war, von denen der ältere, Karl, den jüngeren jetzt gewissermaßen erst kennen lernte und lieb gewann, so anregend, tröstend, ermuthigend der Umgang mit dem Nölting'schen Hause auch wirkte, so bot doch weder die Heimat, noch die Zeit innere Befriedigung. Die Sorge, wie sich das Leben nun weiter gestalten solle, drängte sich quälend heran; nicht die materielle, durch Fleiß ließ sich diese leicht beseitigen, wohl aber die Sorge, wie die äußere Form der Existenz mit den hergebrachten Anforderungen in Einklang zu bringen sei. Den Entschluß, mit dem Geibel in die Heimat zurückgekommen war, sprach er in dem Liede aus, dessen im vorigen Abschnitt zuletzt gedacht wurde. Er wollte Dichter sein, Dichter bleiben. Dazu gehörte innere und äußere Unabhängigkeit. Bei allem Vertrauen der Eltern zu seinem Talente konnten beide sich doch nicht anders als beunruhigt fühlen, wenn er sich so zu sagen dem Zufall überließ. Er selbst hatte schon in Griechenland, als er das Verhältniß zu Katakazi lösen wollte, den besorgten Einwendungen aus der Heimat geantwortet: „Bedenkt, daß meine Natur von jeher anders war als die der meisten Leute, und daß ich andersgeartete Ansprüche an das Leben mache als sie. Mein Glück ist ein anderes. Laßt mich ihm folgen, wie ich bis jetzt gethan. Wie oft habt ihr mich verlacht, wenn ich als Knabe von dem schönen Süden sprach, dem ich einst nachziehen wolle. Jetzt bin ich hier trotz all den unübersteiglichen Hindernissen, die Karl und Michelsen mir aufzuthürmen wußten. Darum überlaßt mich der höheren Führung. Alle noch so kunstvoll ersonnenen Pläne bringen doch nicht ans Ziel ohne Gottes Willen. Das Glück aber fällt vom Himmel. Wer mag sagen, wo es mich überrascht, wo mich die Woge des Lebens ans Ufer tragen wird. So bin ich froh für die Gegenwart, vertrauensvoll für die Zukunft."

Das gleiche Vertrauen beseelte ihn auch jetzt. Nur die täglichen Mahnungen, Andeutungen und Winke, daß es Zeit sei, einen bestimmten Beruf zu ergreifen, eine feste bürgerliche Stellung zu begründen, trübten die freudige Heiterkeit, mit welcher er in die Zukunft sah. Der Vater hatte in früherem Lebensalter eine feste Stellung gefunden, die Töchter waren versorgt, die Söhne gleichfalls, Friedrich wirkte als Prinzenerzieher in Detmold, Karl hatte den Kampf mit dem Leben muthig durchgefochten und konnte dem Vater als ordinirter Geistlicher beistehen, Konrad war Musiklehrer, nur Emanuel war nichts als Doctor und Dichter; jener leere Titel mochte für Anrede und Unterscheidung gut sein, er gab weder Stellung noch Geltung; der Charakter des Dichters drückt in der Meinung der Leute mehr nieder, als daß er hebt. Was hätte Geibel ergreifen sollen? Er hatte Philologie studirt und konnte sich um eine Professur am Lübecker Gymnasium bewerben. Aber er glaubte noch bei weitem noch nicht ausstudirt zu haben. Und wenn er auch ein Lehreramt erhalten und sich in der Ausübung dafür befähigt hätte, ließ sich das, was er für seine Lebensaufgabe hielt und nicht opfern wollte, mit dieser an bestimmte Tagesstunden geknüpfte, mit stetem Verdruß und innerer Zersplitterung verbundenen Thätigkeit vereinbaren? Schwerlich. Geibel hatte seinen Platen zu genau studirt, als daß er die goldene Lehre hätte übersehen können.

Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Acten, Abends auf den Helikon:
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt,
Der den Hunger wen'ger fürchtet, als er seine Freiheit liebt.

Derselbe Zwiespalt zwischen Eltern und Söhnen, die eine Ahnung ihres Lebensberufes in sich tragen, oft auch nur sich einbilden, es zu thun, begegnet in den Lebensentwicklungen begabter Naturen häufig. An das classische Beispiel Goethe's,

der sich in die Laufbahn eines Frankfurter Advocaten einengen sollte und nur Dichter war und sein wollte, darf kaum erst erinnert werden. Väter und Söhne, beide haben Recht, daß sie den Kampf mit Ernst aufnehmen; den Söhnen stehen die Mütter, wenn nicht activ, doch im Innersten des Herzens bei. Wer von den Ringenden wirklich das Recht auf seiner Seite hatte, lehrt allein der Erfolg. Hunderte, die den gewohnten Lebensgang innehalten und dennoch verunglücken, können keinen Grund geben, daß die Väter nicht beim eigenen Sohne auf die Innehaltung des bürgerlich geheiligten Pfades drängen sollten; aber Tausende, denen es in dieser Weise geglückt, und andere Tausende, denen es in ihrer Art mißrathen ist, geben für den Einzelnen keine Regel. Das Glück des Lebensberufes ist individuell und die Aufgabe des Individuums ist es, die geeignete Bahn zu finden und sie mit eigenen Kräften sich fre zu erhalten. Irren und Gelingen geht auf eigene Gefahr.

Neben den Kämpfen dieser Art, die mehr innerlich als äußerlich wirkten, drängten sich andere schwere Conflicte auf, die aus äußeren Anlässen entsprangen und nicht minder tief eingriffen. Am 7. Juni 1840 war König Friedrich Wilhelm III. gestorben und sein Sohn hatte den preußischen Thron bestiegen. Die Erwartungen, die man in Deutschland von diesem Thronwechsel hegte, sprachen sich überall mit solcher Lebhaftigkeit aus, daß die engsten Kreise davon aufgeregt wurden. Die ganze Literatur der Zeit nahm mit Einem Schlage einen veränderten Charakter an. Die Lyrik ging in der Politik unter. Zum erstenmale seit dem Thürmerliede, das einer vorübergegangenen Anregung sein Entstehen verdankte, trat dringende innere Aufforderung in dem Dichter selbst hervor, sich auch mit diesen Dingen, die ihm stets fern gelegen, poetisch in Verhältniß zu setzen. Der Ruck war zu gewaltig und zu rasch, um gleich das richtige Gleichgewicht der Natur wieder gewinnen zu lassen, und da die übrigen unausgefochtenen Kämpfe gleichzeitig waren,

trat eine Verstimmung ein, aus welcher der Mensch und der Dichter sich mühsam herauskämpfen mußte, um nur überhaupt etwas zu schaffen, und selbst dann war das Gemüth zu aufgeregt, als daß Welt und Zeit sich irgendwie darin hätten spiegeln können. Nur die wechselnden Umstände des eigenen Herzens, die unmittelbaren Gefühle von gestern und heute fanden ihren Ausdruck. Da ein schönes Glück seines Lebens gerade auch in dies sonst so unbehagliche Jahr fiel, entstanden wohl einige Lieder, die zum Theil ganz hübsch, aber durchaus individuell und in keiner Weise geeignet waren, die Anforderungen zu erfüllen, die der Dichter an sein Talent machen mußte. Es sind Lieder der Liebesstimmung, die hier nur genannt werden sollen: „Vorüber ist die Rosenzeit,“ „Die Lilien glühn in Düften,“ „Im Wald im hellen Sonnenschein,“ „O darum ist der Lenz so schön,“ „Mein Herz ist wie die dunkle Nacht“ und vielleicht auch die beiden „Du bist so still,“ „Nun ist der laute Tag geschieden,“ die alle ein schwankendes Glück aussprechen, das tiefen Frieden in das Herz gießt, aber nur für Momente. Die Sehnsucht und das Bedürfniß bricht immer durch „Es bricht der eigne Wille, die alte Liebe erwacht. Fast ist's, als käm' ein Grüßen Auf ihn vom Himmelszelt, Und Frieden möcht' er schließen Mit Gott und aller Welt.“ Aber er hatte diesen Frieden nicht geschlossen und die quälende Unruhe stellte sich wieder ein, wenn er sich auf sich selbst zurückgewiesen fand. In dem Gedichte „Die Lachswehr“ gedenkt er dieser Zeit:

Ach, als ich später, schon gebräunt von Griechenlands
Glorreicher Sonne, die mich reifre Kunst gelehrt,
Hier wieder hinschritt, hatte schon des Lebens Ernst
Mir vom Gemüth den Flaum gestreift, versunken war
Die goldne Frühe jenes ersten Liebesglücks
Und beßre Lieder sang ich, aber schmerzerfüllt.
Da lernt' ich jene Tage kennen, die so schwer

Dem Jüngling lasten, wenn der erste Blüthenschmuck
Nun abgefallen, doch noch nicht die Frucht gereift,
Die Zeit des bangen Wartens und der Einsamkeit.
Bestürmt von Zweifeln rang ich damals, o wie oft
Umsonst nach Klarheit in mir selbst, verfehlt erschien
Mir all mein Streben, Täuschung selbst der Muse Ruf,
Der immer wieder lockend an mein Herz erging;
Und wenn ich dann, von hast'ger Arbeit tief erschöpft
Hier Stille suchte, fand ich heiße Thränen nur,
Wie sie auf öder Klippe weint, wer scheiterte.
Doch Rettung sandte mir ein Gott; du riefest mich,
Mein edler Malsburg — Segen deiner Gruft dafür! —
Gastfreundlich in dein waldumrauschtes Escheberg,
Und dort auf sonn'gen Höhn mich lüftend, losgelöst
Vom kleinen Druck des Lebens, lernt' ich mächt'ger bald
Die Flügel rühren und der eignen Kraft vertraun.

Wie ungemein wohlthätig diese Entrückung aus Lübeck sein mußte, begreift man, wenn man zwei Umstände zu jenen bereits erwähnten inneren und äußeren Erschütterungen hinzuzählt, seine Studien und einen unersetzlichen Verlust. Er hatte die in Berlin begonnenen, in Griechenland fortgesetzten italienischen Studien wieder aufgenommen und dazu, ich denke auf Anregungen, die er im Hause des Consuls Nölting, des Vaters seines Schulfreundes, empfing, das Studium der spanischen Sprache und Literatur gesellt. So leicht es in Lübeck sein mochte, die Sprache selbst bis zu einem gewissen Grade der Fertigkeit zu erlernen, ebenso schwierig war es, sich mit der Literatur vertraut zu machen, da es an den erforderlichen Quellen fehlte. Einiges fand sich wohl bei Freunden und Bekannten vor; wenn man aber weiß, wie dürftig selbst große Bibliotheken Deutschlands in diesem Fache bestellt sind, begreift man, daß dem gründlicheren Weiterforschen nur eine Reise nach Spanien selbst, oder etwa die Wiener Bibliothek, oder eine aus Liebhaberei gerade für diese Literatur angelegte Sammlung

eines wohlhabenden Privatmannes förderlich werden konnte. Zu der Reise nach Spanien oder Wien fehlte es an den nöthigen Mitteln, eine Privatbibliothek stand nicht zu Gebote.

Nach einem trüben Winter folgte ein trüberes Frühjahr. Geibels Mutter, die an den Kindern und namentlich an Emanuel mit der innigsten Liebe hing, und in den unausbleiblichen Verstimmungen ihm immer mit ihrem Herzen voll Güte und mit festem Vertrauen, daß er sich durchkämpfen werde, Trost und Stütze gewesen war, erkrankte und starb im fast vollendeten dreiundsechzigsten Jahre am 7. April 1841, am Dienstage vor Charfreitag. Der Verlust einer guten Mutter ist immer ein harter Schlag; für den Dichter mußte er in seiner Lage lähmend sein, wenn nicht eine unerwartete Hülfe von außen kam.

Ein Freund des Vaters, dem letzterer den Todesfall und auch Nachrichten über den Sohn mitgetheilt haben mochte, brachte diese Hülfe. Karl, Freiherr von der Malsburg, ein Bruder des schon früher verstorbenen Dichters, besaß das nicht weit von Cassel belegene Schloß Escheberg. Er hatte den Feldzug in Spanien mitgemacht und die Welt von vielen Seiten kennen gelernt. Den frischen fröhlichen Sinn des alten Kriegers verband er mit der Ritterlichkeit des Edelmanns. Seine Gastfreiheit hatte, seit er sich auf sein Schloß zurückgezogen, dorthin stets viele Gäste geführt und ihnen das Leben angenehm zu machen gewußt. Dichter, Künstler, Schauspieler, frische Jugend war dort immer willkommen. In Escheberg haben Bodenstedt, Julius Rodenberg und Andere genußreiche Monden und Jahre verlebt. Der Freiherr war glücklich, wenn es ihnen bei ihm gefiel und wenn sie sich zu neuen Productionen angeregt fühlten. Auch Geibel wurde dorthin eingeladen. Die ländliche Stille war ebenso einladend wie die reiche Biblio.hek, die namentlich mit spanischen Büchern sehr gut ausgerüstet zu sein versprach, da die Sammlung des Dichters Malsburg, des

Uebersetzers von Calderon und mehrerer Stücke von Lope, einen Theil derselben bildete und vorzugsweise für romanische Sprachen angelegt war.

So erfüllte sich das in trüber Winterstimmung geschriebene Gedicht „Hoffnung" wenigstens in Bezug auf den Dichter; mochte der Winter auch noch so sehr sich vor den Blick der Sonne gedrängt haben, es war doch Frühling geworden, und wenn auch jener der ganzen Welt verheißene große Maientag noch nicht angebrochen war, für den Dichter war er gekommen. Er pries nun auf dem Wege nach dem nur eine halbe Stunde von Lübeck entfernten Landhause Krempelsdorf, wo die Familie Nölting wohnte und wohin er bei jedem Wetter fast täglich wanderte, den Frühling, den starken Helden, dem das in dreifaches Erz gehüllte Herz die Pforten öffnen muß. Auf diesem Wege sang er „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus," ein Lied, das ihm seitdem Hunderte und Tausende nachgesungen haben, und das er in dem Liede „Ich fuhr von St. Goar" (Neue Gedichte S. 145) in seine Bonner Studentenzeit zurückverlegt. Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt, so steht auch ihm der Sinn in die weite, weite Welt:

> O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust,
> Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;
> Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
> Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt.

Da klang denn freilich auch ein Lied von „Scheiden und Leiden" dazwischen, von dem schlimmen Tage, der schlimmen Stunde, die zwei Herzen für immer geschieden; aber nach der Noth von gestern kommt heute der Wein der Freude:

> Und morgen ein Roß, ein schnelles Roß
> Zu reiten in die weite Welt.

Vergangnes Leid ist kaum ein Leid,
Und süß ist Jubel im Haus,
Und dazu ein Blick, ein heller Blick
In lust'ge Zeit hinaus.

Das war das letzte Lied in Lübeck vor der Abreise nach Escheberg, die er unmittelbar nach Pfingsten 1841 antrat.

Escheberg.

Das Jahr in Escheberg gehörte zu den glücklichsten des Dichters. Er hatte sich zwischen guten lieben Menschen und zwischen schönen Bergen und Wäldern bald eingewöhnt. Der Freiherr war der liebenswürdigste Wirth von der Welt. An Raum fehlte es nicht. Auch war das Schloß eine Art von Taubenschlag, in dem Gäste verschiedener Art täglich aus und einflatterten, bald vorüberreisende Fremde, bald Bekannte aus der Gegend oder Jagdfreunde, bald Geistliche aus den umliegenden Ortschaften. Jeder hatte seine völlige Freiheit. Vor Tisch, etwa bis 2 Uhr sah man sich nicht, jeder ging seinen Neigungen oder Geschäften ungestört nach. Die Abende gehörten meistens der Geselligkeit, die durch den feinen Geist und das freundlich anregende Wesen der alten würdigen Frau von Heintze, der Schwiegermutter des Barons — die Frau desselben war verstorben — auf das angenehmste belebt wurde. Auch die Kinder waren lieb und gut geartet. Die älteste Tochter, Henriette, war ein liebliches Mädchen von etwa 16 Jahren, frisch, natürlich, lebendigen Geistes; ihre Pflegeschwester, Adelheid von Baumbach, war etwas älter und stiller, kränklich und manchmal verschlossen, weil sie glaubte, nicht

verstanden zu werden. Die Söhne waren prächtige Jungen; besonders hatte Hans, der zweite (später Besitzer Escheberg), das Herz des Gastes gewonnen, ein blonder Krauskopf, dem Klugheit und Gutherzigkeit aus den großen dunkeln Augen blickten.

Geibels Zimmer lag drei Treppen hoch, unmittelbar neben dem großen Bibliotheksaale. Die alterthümliche Einrichtung war überaus wöhnlich. Die braunen polirten Tische und Lehnsessel, das breite Sopha, die alten Oelbilder an der Wand — gerade so mochte er sichs gewünscht haben. In dem großen Himmelbett mit den schneeweißen Vorhängen schlief und träumte sichs gut. Die Fenster führten auf den Garten, dahinter lagen abhängige Wiesen und das Gebirge, wo ein waldiger Wipfel über den andern emporstieg.

Die Bibliothek, die einen Hauptangelpunkt des Escheberger Lebens bilden sollte, wies sich bedeutender aus, als Geibel erwartet hatte. Außer der reichhaltigen Sammlung spanischer Sachen, unter denen jedoch nichts von Lope de Vega zu treffen war, fand sich viel aus der älteren deutschen Literatur und besonders eine Sammlung der Troubadours so wie eine provenzalische Grammatik. Das nächste Studium waren die drei Bände der guerras civiles, die Geschichte der Kämpfe zwischen den Zegris und Abencerragen und des Untergangs der morischen Herrschaft zu Granada, ein buntes abenteuerliches Buch, halb Geschichte, halb Roman, dazwischen köstliche Romanzen. Doch geriethen die spanischen Studien bald, wenigstens für einige Zeit, ins Stocken, da die genauere Bekanntschaft mit der Romanzenposie geschichtlich zu Werke gehen und mit den ältesten Romanzen beginnen mußte, dafür aber die Quellen nicht ausreichten und die von J. Grimm herausgegebene Silva de viejos romances españoles, die Sammlung der Romanzen über Karl den Großen und die Paladine, fehlte und durch die Cassler Buchhändler nicht anzuschaffen war. Das Buch von den Bib-

liotheken in Cassel oder Göttingen kommen zu lassen, scheint weder Geibel noch Malsburg eingefallen zu sein.

Das Leben selbst war dagegen um so anmuthiger und bunter. Der Gast gehörte ganz zur Familie; er lernte mit dem Freiherrn kegeln und jagen, mit den Kindern tanzen, was er bis dahin noch sehr wenig geübt, mit der alten Frau von Heintze, die sich in ihrem 68. Jahre bei häufigen Körperleiden die volle Frische und Jugend des Geistes bewahrt hatte und an allem Großen und Schönen den lebhaftesten Antheil nahm, traulich plaudern und sich für die Sorgen des Hauses interessiren. Im Sommer übernahm er die Sorge, eine Gouvernante für das Haus aus Lübeck zu verschreiben, wobei dann wieder ein großer Theil der Sorge auf seine mütterliche Freundin Nölting fiel. Indeß war dieses Bemühen nicht von Erfolg, da eine geeignete Gouvernante in der Nähe gefunden wurde. Mit Malsburg war Geibel am 20. August auch in Cassel um den Geburtstag des Kurprinzen Mitregenten feiern zu sehen; doch lief das Ganze mit Ausnahme des militärischen Beiwerks, ziemlich still ab. Größer war der Eindruck des Hermannsfestes, die Grundsteinlegung zu dem von dem Bildhauer v. Bandel projectirten Denkmale Armins auf der Grotenburg bei Detmold. Geibel war mit Malsburg hingereist; sie wohnten bei Geibels Bruder Friedrich und verlebten fröhliche Tage im frischen Grün des Eichwaldes und im goldenen Sonnenschein. Ueberall drängte sich die Wahrnehmung auf, daß Deutschland eine Musterkarte von Kleinstaaten geworden, und überall lebte der Gedanke, daß es Ein Land sein will. — Anfang Octobers waren beide, Gastfreund und Gast, auch in Arolsen, wo die Königin von Griechenland ihre Cousine, die Fürstin von Waldeck, besuchte. Während Malsburg sich vorstellen ließ, suchte Geibel den Leibarzt Röser, einen alten Bekannten von Athen her auf, der ihm manches Interessante erzählte, unter anderem auch, daß Katakazi wieder in Athen sei. Auch die Bozzaris sah er im

Gefolge der Königin wieder. Das ganze Zusammentreffen mit dieser Gruppe aus seinem Leben im Süden kam ihm unter diesen Umgebungen wie ein seltsames Märchen vor.

Es war in Escheberg ein eigener Geist des Friedens und der Zufriedenheit über ihn gekommen. Das Herbe, Rastlose lag wie abgeschlossen und durchgekämpft hinter ihm; die Sorge um die Zukunft, die ihn so fürchterlich hatte ängstigen können, war, wenn auch nicht von ihm genommen, doch ohne die Macht, ihn dauernd zu stören, und im Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft ging er ruhig und freudig den Weg, der ihn sonst so oft zaghaft gemacht hatte. Als er beim Beginn des Herbstes, „da das rothe Laub zu seinen Füßen rauschte," vom Scheiden sprach, ungewiß wo er den Gruß der ersten Schwalben hören werde, konnte Malsburg förmlich aufgebracht werden. Von Abreise durfte und sollte nicht die Rede sein; anstatt des Abschiedstrunks trank Malsburg Brüderschaft mit dem an Jahren weit jüngeren Gaste, der sich übrigens das freie fröhliche Leben schon gefallen lassen durfte, da er dabei viel arbeitete. Er hatte neben seinen spanischen Studien eine Reihe von Gedichten geschaffen, bald auf stillen einsamen Spaziergängen, bald an seinem Studiertisch so zu sagen ausgearbeitet. So hatte sich ein Vorrath ergeben, der sowohl zur Vermehrung einer zweiten Auflage der Gedichtsammlung, wie auch für ein selbstständiges Heftchen dienen konnte. Von beiden Gattungen sandte er Proben an den von K. Gutzkow redigirten Telegraphen, wo am leichtesten ein unverstümmelter Abdruck zu erwarten war. Denn als er die in Escheberg entstandenen „Zeitstimmen" geordnet und nach Lübeck zum Verlag gesandt hatte, mußte er dieselben Erfahrungen machen wie die deutschen Autoren damaliger Zeit alle. Die Censur hatte gestrichen und zwar für die deutschen wie speciell für die Anschauungen der freien Stadt Lübeck sehr charakteristisch nicht etwa Gedichte, welche deutsche Angelegenheiten betrafen, sondern ein Polenlied

und den „jungen Tscherkessenfürsten.“ Letzteres Gedicht, das in den Zeitstimmen durch den „Alten von Athen“ ersetzt wurde, nahm der Telegraph unbeanstandet auf. In Hamburg war unanstößig, was in Lübeck gefährlich erschien! — Als die „Zeitstimmen“ am 14. November in Escheberg eingetroffen waren, die allen Familiengliedern schon während des Entstehens bekannt geworden, erhob sich ein Jubel, als sei etwas ganz Unbekanntes entdeckt worden. Malsburg betrachtete und feierte den Tag wie ein schönes Fest; des Dichters Gesundheit wurde ausgebracht und der Abend beim Punsch und der Lectüre des Altbekannten Neuen verbracht. Am nächsten Tage wurde eine Fahrt zum Grafen Bergheim nach Bergheim gemacht, wo die Escheberger einige Zeit blieben.

Nach der Heimkehr wurde es stiller auf dem Schlosse, die Besuche, die doch mitunter nicht recht zusammen passen wollten und nicht so gut zu Menschen, Gegend und Stimmung stimmten wie Franz Kugler, die vier Tage dort war und mit seinem klangvollen Baß die Waldthäler füllte, wurden allmählig seltener; um so enger und vertrauter schloß sich der kleine Kreis zusammen. Der Baron erzählte Abends von seinen Abenteuern in Spanien, die allerdings manchmal abenteuerlich genug waren, aber mit so liebenswürdiger Ueberzeugung vorgetragen wurden, daß auch die Ungläubigsten gläubig erschienen. Auch Frau von Heintze hatte etwas von dieser liebenswürdigen Art, das Unmögliche glaublich zu machen. Ohne abergläubisch zu sein, wußte sie doch allerlei Gespenster- und Spuckgeschichten, zum Theil Sagen aus hessiischen Geschlechtern zu erzählen, als ob sie sich wirklich zugetragen, und indem sie Schauer der Geisterwelt zu empfinden schien, weckte sie mit gutmüthigem Ernst bei dem kleinen Hörerkreise Grauen und Entsetzen. Nie störte sie den Eindruck durch eigenen Unglauben. Die Tradition von einem verhängnißvollen Sammetschuh, der in der Familie Malsburg Tod verkündigen sollte, ist mir aus späteren Mittheilungen

allein und auch nur schwankend in der Erinnerung geblieben. Den ganzen Charakter dieser Erzählungen faßte Geibel späterhin in dem Gedichte „Im Grafenschlosse" zusammen, dessen noch in der Folge Erwähnung geschehen muß.

Die Winterbehaglichkeit litt nach dem Weihnachtsfeste einige Unterbrechung. Das Fest selbst wurde fröhlich genug verbracht; es kamen kleine Geschenke aus der Heimat und freundliche Gaben aus dem Kreise des Schlosses. Dann fanden sich wieder Besuche ein, die nicht immer die homogensten waren und die Gespräche aus dem traulichen Fluß in das Formellere einer wohlgeführten Unterhaltung leiteten. Malsburg, der ein abgesagter Feind alles Steifen und Gezwungenen war, stürzte sich lieber gleich selbst mitten in den Gesellschaftswirbel, als daß er einzelne langweilige Wellenschläge in Escheberg anfrieren lassen mochte. Er brach gleich nach Neujahr 1842 mit seinem Gaste, den er gewissermaßen wie einen Sohn liebte, nach Cassel auf, wo sich beide, da Einladungen über Einladungen erfolgten, in allerlei Cirkeln fast vierzehn Tage lang umtrieben, bis sie beide übersättigt von Zerstreuungen und Festen in das stille friedliche Escheberg zurückkehrten.

Im Studium der spanischen Romanzen war Geibel der Stoff vom König Rodrigo und Grafen Julian besonders anziehend gewesen. Der Gegenstand erschien ihm tragisch genug und zugleich so wohl gegliedert, daß er nur einer dramatischen Form bedurfte, um ein wirksames Bühnenstück zu geben. Er wollte hieran seinen ersten Versuch im Schauspiel machen und griff rasch zum Werke. Schon zu Anfang October war der erste Aufzug beendet und gegen den 18., seinen Geburtstag, hatte er den zweiten Act geschlossen. Am 13. November war er mitten im Roderich und ganz darin vertieft, wobei er Schiller und Shakespeare in Betreff des Technischen sorgsam zu Rathe zog. Während er Schiller viel dramatischer fand als Goethe, war ihm Shakespeare Meister und Muster, nicht daß er die

kernige Gedrungenheit desselben und den Wechsel zwischen tiefer erschütternder Tragik und Humor und burleskem Witz hätte nachahmen wollen; aber in der psychologisch-dramatischen Motivirung suchte er ihm die Kunstgriffe abzusehen. Am 12. Januar war er am fünften Acte, am 2. Februar hatte er denselben vollendet. Gleich am nächsten Tage sah er ein, daß die ersten Acte umgearbeitet werden müßten, und sofort machte er sich darüber her, was ihn bis Mitte März beschäftigte.

Wie Geibel sich nach Vollendung der „Zeitstimmen" nach seinem Wanderstab umgesehen und dadurch den Gastfreund zum Zorne gereizt hatte, konnte er jetzt nach Abschluß des Roderich nicht umhin, wieder vom Scheiden zu reden. Malsburg war wieder der Alte, schalt und grollte und wollte nichts vom Abschied hören. Das Höchste, wozu er sich verstand, war die Ertheilung eines kurzen Urlaubs, den Geibel benutzte, um mit Beginn des Aprilmonats einen Ausflug nach Frankfurt und Hanau zu den Verwandten zu machen und auf der Rückkehr nach Marburg zu gehen. Hier besuchte er V. A. Huber, den Sohn der Therese Huber, den Enkel des Göttinger Archäologen Heyne. Huber hatte sich längere Zeit in Spanien aufgehalten und durch seine spanischen Skizzen einen Namen erworben, der durch sein Buch über oder gegen die Neuromantiker in Frankreich eine bestimmte scharfe Parteistellung eingenommen hatte. Diesen Standpunkt hatte er auch in einer Anzeige der Zeitstimmen schroff hervortreten lassen. Geibel hielt eine Verständigung für ersprießlich, und Huber fand sich so gut in Geibel, daß er ihn zu sich ins Haus lud. Geibel blieb acht Tage und schrieb sich des Tags über spanische Romanzen ab, während er des Abends dem Gastfreunde sein Trauerspiel vorlas und es mit ihm durchsprach. Er hatte schon in Escheberg, wo man Alles, was er dichtete, gut und vortrefflich fand, den Mangel eines kritischen Freundes schmerzlich empfunden. Etwas der Art fand er in Huber, der wenigstens ein feines Verständniß

für das Gegebene hatte und vielleicht auch eine Ahnung der Mittel, durch welche die fühlbaren Gebrechen der dramatischen Erstlingsarbeit zu beseitigen waren. Geibel gewann wenigstens die Einsicht, daß sein Roderich trotz der doppelten Durcharbeitung noch keineswegs als fertig anzusehen sei.

Am 1. Mai traf er wieder in Escheberg ein. Die Hoffnung, die ihm Malsburg, gestützt auf seinen Einfluß in Cassel und auf seine Bekanntschaft mit dem dortigen Theaterintendanten, erweckt hatte, den Roderich auf der Cassler Bühne aufgeführt zu sehen, trat mehr und mehr zurück. Wie wenig er auch von der Vollkommenheit seines Trauerspiels überzeugt war, durfte er es doch für ein Stück halten, mit dem sich immerhin ein Versuch wagen lasse, ebenso gut, wie mit den sogenannten Bühnenstücken Raupachs oder geringerer Poeten, von denen manche kaum die zweite Vorstellung erlebt hatten. Der junge Autor hätte, wenn sein Werk ihm objectiv entgegengetreten wäre, mehr dabei lernen können, als aus kritischen Zergliederungen, die selten ohne mitgebrachten Maßstab vorgenommen werden. Die Darstellung macht das Mißverhältniß zwischen Gewolltem und Geleistetem viel fühlbarer und gibt dem Autor über sein poetisches Vermögen weit bessere Aufschlüsse. Aber die deutschen Intendanzen haben einmal keine Sympathie für junge Dramatiker und verschwenden Geld und Kraft lieber mit mittelmäßigen Opern, als daß sie sich ein aufkeimendes Talent verpflichten möchten. In Cassel wurde der Roderich wenigstens nicht gegeben, wie sehr Malsburg sich auch darum bemühte.

In Escheberg hatte ein junger Mensch aus Thon fast ohne alles Werkzeug und völlig ohne Anleitung ganz aus sich heraus eine Büste Geibels modellirt, die durch ihre charakteristische Aehnlichkeit überraschte. Geibel lenkte die Aufmerksamkeit Malsburgs auf den jungen Autodidakten, und Malsburg interessirte sich so sehr für den jungen Künstler, daß er ihn zu Hentschel in Cassel brachte und für sein weiteres Fortkommen sorgte. Hentschel

nahm ihn mit nach Rom und bildete ihn im Zeichnen und Modelliren weiter aus. Es war Heinrich Müller aus Göttingen, der jetzt als Bildhauer in München lebt, wo er vor Jahren eine lebensgroße Büste Geibels ausgeführt hat, die von allen mir bekannten Ebenbildern, Kaulbachs Zeichnungen und Hanfstängels Photographien mitgerechnet, das beste ist. Die für die Staatsräthin Ledebour ausgeführte Psyche ist eine Zierde des Münchener Friedhofes und die für A. v. Schack gefertigte colossale Vase mit Figuren aus der deutschen oder nordischen Mythologie in Erfindung und Ausführung ein in seiner Art einziges Meisterwerk. Beide Werke wurden auf Geibels Antrieb bei Müller bestellt, um dem Künstler, der in München nicht recht aufkommen konnte, zur Entfaltung seines Talentes Gelegenheit zu verschaffen.

Geibel mußte endlich denn doch von Escheberg scheiden und Malsburg konnte ihn, da er nun fast ein volles Jahr Gast gewesen war, nicht länger halten. So fand die Abreise zu Anfang Juni statt. Geibel hat Escheberg nicht wieder gesehen, blieb aber vielfach mit der Familie Malsburg in Verbindung, da der Freiherr, als seine Tochter Henriette sich mit dem Grafen Holdenstein in München verheirathet hatte, nach München zog, wo er gestorben ist.

Zunächst ging Geibel wieder nach Lübeck mit der Absicht, sich in der Folge nach Dresden zu wenden, woraus jedoch nichts geworden ist.

Die seit dem Abschied von Lübeck während der Escheberger Zeit entstandenen Gedichte sind persönlicher und politischer Art. Wir sondern beide. Nach dem schönen freudigen Muth, der in den letzten Wochen des Lübecker Aufenthaltes ihn beseelte, ergriff ihn unterwegs wieder eine gewisse kleinmüthige Verzagtheit. In Rinteln entstand das Lied „Ich möchte sterben wie der Schwan." Sein Wunsch ist nicht, zu sterben, aber wenn er sterben müsse, es unter Liedern zu thun und dem deutschen

Volk ein Echo zu hinterlassen; doch zweifelt er, daß dies sein Loos sein werde, da nur Größeren und Auserwählten ein solcher nachwirkender Klang gegeben sei; er dagegen werde tonlos hinübergehen und stumm zu Grabe getragen werden; niemand werde, wenn die Feier geschehen, weiter nach ihm fragen.

Ton und Stimmung des Liedes erinnert an das bekannte von Georg Herwegh „Ich möchte hingehn, wie das Abendroth," ein Gedicht, das im Juni 1841 schon bekannt sein konnte, da es ein Jahr früher in Rückerts deutschem Musenalmanach erschienen war, als Herwegh den politischen Ton noch nicht angeschlagen hatte. Die trübe niederdrückende Stimmung dieses Herwegh'schen Liedes scheint auf Geibel eingewirkt zu haben, der, was Herwegh als Schicksal des Menschen überhaupt nennt, das spurlose Vorübergehn, speciell auf sich als Dichter angewendet. Das war eine unter diesen Einflüssen wieder auflebende Verstimmung, die bereits glücklich überwunden zu sein schien und in Escheberg sich wieder verlor.

Der Gesammtstimmung des Escheberger Jahres hat Geibel in dem später am Rhein entstandenen Liede „Welt und Einsamkeit" Ausdruck gegeben, wo er die Einsamkeit apostrophirt:

— o wie wehte sanft dein Hauch durch meine Träume,
Als ich im Waldgebirg' an Hessens Marken lag;
Spätsommer war's, ein Duft von Harz durchzog die Bäume,
Aus fernem Grund herauf erscholl des Beiles Schlag;
Ich sah, wie still und schlaff der Eiche Blätter hingen,
Kein Lüftchen! — Selbst der Zweig der Espe hatte Ruh';
Und plötzlich dann im Laub ein Rauschen und ein Klingen,
Es kam der Wind: mir war's, als trügen seine Schwingen
Auf dein Geheiß Gesang mir zu.

Er hatte niemals zuvor in gleichkurzem Zeitraume so leicht und so viel producirt wie in Escheberg. Die wenigen Lieder,

die aus jenen Tagen übrig geblieben sind, geben davon keine Vorstellung; nicht einmal von dem Glück der Stimmung, die halb zwischen Wirklichkeit und halb zwischen poetischer Steigerung schwanken mochte. Ein schönes Glück, das hinter ihm versunken, schien in anderer Form wieder vor ihm aufzusteigen; aber ohne Selbstvertrauen wich er demselben mehr aus, als daß er es gesucht hätte. Der Blick des jungen Rösleins, des jungen Rehs, der jedem wohlgethan, thut ihm in der Seele weh. Er ist weder so jung und froh, noch so frisch und rein wie sie; sein Leben liegt im Abendroth, das ihrige tritt erst in den sonnigen Tag ein und beginnt erst die Augen aufzuschlagen. Aber als das rothe Laub zu seinen Füßen rauscht, weiß er nicht, wie er das Scheiden ertragen soll, und er bittet deshalb den Frühling, den er sonst so oft herbeigewünscht, fern zu bleiben. Und als im März des folgenden Jahres die Sonne vom Wolkenzelt verstohlenen Glanz zu schießen anhebt, weiß er nicht, was das Ringen und Sehnen bedeuten soll, ob die Jugendzeit und die Liebe noch einmal wiederkehrt; er kann das süße Geheimniß, daß ihr Kuß auf seinem Munde brennt, dem blinkenden Mond im Flusse, den Buchen im Grunde nicht länger verschweigen. — Manches in diesen Liedern mag, wie gesagt, poetische Steigerung sein, aber der Zug von Wahrheit, der wenigstens subjectiv vorhanden war, machte ihn glücklich und noch später klingt dies halb erträumte, halb wahre Glück in seinen Liedern durch.

Des Gedichtes „Auf dem Anstand," das an Ernst Curtius gerichtet die Erinnerungen der Inselreise erweckt, ist schon früher gedacht worden. Er klagt darin, daß er damals ein goldenes Luftschloß für die Zukunft gebaut und daß die Heimath ihm wenig gegeben: „Ein Liederbuch und ein verwundet Herz." Als sich in der guten Vaterstadt über diese Stelle des Gedichts, das schon im November 1841 durch Gutzkows Telegraphen veröffentlicht wurde, viel Geschrei erhob, schwächte er dieselbe ab:

Ach, was ich damals träumte, nicht gefunden
Hab' ich's daheim — es war ein arger Schmerz.

Mit Recht wurde die matte Aenderung, die sich nur in der zweiten und dritten Auflage der Gedichte findet, später wieder aufgegeben.

Das Lied: „Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen" hat eine besondere Geschichte. Der norddeutsche Musikverein in Hamburg hatte einen Preis von sechs Ducaten für das zur Composition am besten geeignete Lied ausgesetzt. Die erste öffentliche Aufforderung an die deutschen Dichter blieb ohne das gewünschte Resultat. In Folge der zweiten Aufforderung zur Concurrenz sandte Geibel sein Lied (im Jahr 1842) ein. Da noch eine dritte Aufforderung erlassen wurde, mußte Geibel annehmen, daß sein Lied den Ansprüchen nicht genügt habe. Er überarbeitete es und nahm es in die inzwischen nöthig gewordene, im Jahr 1843 erschienene zweite Auflage seiner Gedichte (S. 84) auf. Als bereits die dritte erschienen war, fällten die Hamburger Preisrichter 1844 ihren Spruch und erkannten diesem Liede, dessen Verfasser sie erst bei der Eröffnung des Namenszettels kennen lernten, den ersten Preis zu, während zwei andere Dichter, Siedenburg und Helms, einen zweiten und dritten Preis erhielten. Das war die Art, wie die Herren Musiker sich mit der Lyrik, die sie fördern wollten, vertraut machten. Sie hatten ein bereits in zwei Auflagen gedrucktes Buch, das voll war von musikalischen Liedern, unbeachtet gelassen und selbst die in Folge der zweiten Aufforderung eingesandten Lieder so flüchtig angesehen, daß sie, obwohl das zu krönende Gedicht bereits in ihren Händen war, einen dritten Aufruf erließen. Ueber Geibels Gedicht erhob sich im Wandsbecker Intelligenzblatte und den Literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle zwischen François Wille und Ludwig Wienbarg eine Erörterung, welcher Art die Liebe sei, welche der Dichter gemeint habe, sowie über die Correctheit

seines Ausdrucks. Während F. Wille den Gedanken, daß ein glücklich Liebender im Herbst klage, weil er sich im Frühling von seinem Glück trennen solle, ziemlich prosaisch und an Eulenspiegels bekannte Betrübtheit beim Bergabsteigen über das später kommende Bergansteigen erinnernd nannte und hinzufügte, man könne in einem Winter sehr viel lieben und brauche während dieser Zeit nicht darüber zu klagen, daß die Freude mit dem Frühjahr vorübergehen werde, nahm Wienbarg den Dichter gegen eine solche Art von Liebe in Schutz und bezweifelte, ob es gerade ein glücklich Liebender sein müsse, der, wenn eine Trennung im Frühling bevorstehe, darüber im Herbste voll Trauer sei. Beide Kritiker fanden die Eingangszeilen:

> Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen,
> Doch sprich, wo weil' ich, wenn es wieder blüht?

wie sie im ersten Entwurf lauteten, incorrect, da, wie jeder Schulknabe wisse, das trockene Laub nicht wieder blühen könne und man überhaupt nicht von blühendem Laube rede. Daß der Dichter das Blühen nicht auf das Laub bezogen, sondern impersonal genommen hatte, konnte freilich auch jeder Schulknabe begreifen, der des Dichters Aenderung:

> Doch wenn es wieder grünt, wo weil' ich dann?

auch schwerlich anders als impersonal auffassen wird, da er nicht weiser zu sein braucht als der Dichter, den er zu interpretiren hat, während die Kritik kein Bedenken trug, Unverstandenes unverständlich und fehlerhaft zu nennen.

Zeitstimmen.

Mit dem schreienden Verfassungsbruch in Hannover, den Kölner Wirren, dem preußischen Thronwechsel und dem französischen Geschrei nach dem linken Rheinufer war eine Bewegung in Deutschland lebendig geworden, die es von einem Ende bis zum andern fast ganz mit politischer Lyrik füllte. Während die Königsberger Poeten und die preußischen überhaupt in gereimten und ungereimten Gedichten für Preußen eine Constitution, die in Zeiten der Noth bündig genug versprochen war, laut und nachdrücklich forderten, wollte die Gräfin Louise Stolberg in ihren Königsliedern von keinen andern Kammern als den Herzkammern wissen, in denen sie den neuen preußischen Monarchen anbete und verehre; während Nicolaus Becker dem übereinstimmenden Willen, daß die Franzosen den Rhein nicht haben sollten, poetischen Ausdruck gab, sangen Andere um Preßfreiheit oder Erweiterung des Zollvereins. Den vollsten Ausdruck der freiheitlichen Gesinnung des deutschen Volks fand Georg Herwegh in den Gedichten eines Lebendigen, denen er freilich auch andere Elemente beimischte, wenn er die Kreuze aus der Erde zu reißen aufforderte, um Schwerter daraus zu schmieden, oder sein Grollen mit einem Könige damit zu rechtfertigen meinte, daß er auch mit Gott gegrollt habe. Wie durften Goethe und Schiller, die er verwarf, sich beklagen!

Geibel betrat dies Gebiet mit vollem Bewußtsein und voll Absicht, auch den Richtungen, die er für die heilsamen ansah, Ausdruck zu geben und poetische Geltung zu sichern. In dem eigentlich Politischen hatte Geibel mit Herwegh — beide hier als Parteivertreter genommen — im Grunde dieselbe Ansicht, er hatte vor der Schlange im Westen, vor dem Geier im Osten gewarnt, er sah den Osten feuerroth, den Westen gewitterschwer; Herwegh rief den König von Preußen an, uns vor dem

Frankenkind und vor dem Czaren zu behüten. Auch in den inneren Angelegenheiten fand sich manche Uebereinstimmung. Doch in der Grundanschauung waren beide wie Ja und Nein verschieden, und in der Darstellung wie die Rhetorik Schillers und die realistische Einfachheit Goethe's.

Geibel faßte den Kampf der Zeit wie einen zwischen Licht und Finsterniß, Geist und Stoff, Gott und Antichrist auf; er flehte zu dem, dessen Joch sanft und dessen Last leicht ist, um den Geist der Liebe, den Geist des Friedens in der Brust, der auf den Felsen des göttlichen Worts mit festen Pfeilern gebaut sei; um Hoffnung, die nicht zu Schanden werden lasse; um Liebe, die im Tode und über den Tod hinaus fest halte; um den Glauben, der die Welt bezwinge. Auch er will die Rose der Freiheit im Schilde führen, aber in der Hand das Schwert des Geistes und als Talisman das Kreuz. Die Grundanschauung ist die streng christliche und alles, was er specialisirend in seinen Zeitstimmen behandelt, fügt sich diesem Maße. Er läßt das Negerweib klagen, ob das der Sinn der Liebe sei, daß die, welche von dem Liebesopfer des für sie gestorbenen Gottes so süß zu predigen wissen und das Heil, das aller Welt dadurch erworben sei, rühmen, die schwarzen Menschen zu Tode quälen? Aber die mit dem Christenthume unverträgliche Sclaverei werde nicht eher enden, als bis die Christen Menschen werden. Er predigt einen Kreuzzug. Es sei Schmach und Schimpf für Europa, in thatenloser Ruhe zuzusehen, wie Jerusalem in Flammen stehe und das Grab des Heilands zum Spott der Muselmänner geworden sei. Hätte er ein Lied roth wie Blut und laut wie der Schall der Kriegstrompete, so würde er es zu allen Thronen senden und bei allen Völkern Europa's für die heilige Stadt werben lassen, wie einst Peter von Amiens geworben. Aber statt der Begeisterung walte jetzt die Staatskunst und der Eigennutz und ihre Devise sei das sogenannte Gleichgewicht. Der rostige Halbmond werde auf dem morschen

Minaret klug geschont und das Reich des alten Erbfeindes mit Kanonen geschützt. Er erinnert die Meeresfürstin England an den Helden Richard Löwenherz, Deutschland an den Tod Barbarossa's, Frankreich an seinen heiligen Ludwig, Helden, die trotz des Blutes der Schlachten, trotz des Würgens der Pest fortgekämpft und Stand gehalten. Jetzt gelte es nicht einmal eines Kampfes gegen einen Saladin, nur des einfachen Winkes, um die Burg des Feindes zu zerbrechen und Zion frei zu machen; aber der Wink erfolge nicht, denn Europa verrathe noch heute in schnödem Geiz wie Judas seinen Gott.

Auch dies Lied, das durch den Krieg Mehmed Ali's gegen die Pforte, jenen syrischen Feldzug des Jahres 1840, der die europäischen Mächte mit in Thätigkeit setzte, veranlaßt war, hat seine Geschichte. Merkwürdig ist, daß der Dichter, der England, Deutschland und Frankreich zum Kampfe auffordert, Rußland nicht nennt. Als im Jahre 1854 der Krieg zwischen England und Frankreich einerseits, gegen Rußland andererseits ausbrach, benutzte die Neue preußische Zeitung, die im russischen Solde stand, Geibels Gedicht als eine für jene Zeit berechnete Demonstration. Sie nahm es mit der selbstgeschmiedeten Ueberschrift „An den türkenfreundlichen Philister" auf, ohne zu erwähnen, daß es schon dreizehn Jahre alt und unter ganz verschiedenartigen Verhältnissen verfaßt sei. Die edle deutsche Zeitungswelt fiel nun über den Dichter her und der weise Redacteur der Hanoverschen Zeitung für Norddeutschland meinte, die richtigere Ueberschrift sei wohl gewesen „An den romantischen Schulknaben," da die Idee des Ganzen und die einzelnen Gedanken sehr wohl von einem Untertertianer herrühren könnten. Der gute Mann war dann, als er aus irgend einer anderen Zeitung erfahren, daß das Gedicht einer früheren Epoche angehöre und zur Zeit seiner Entstehung sehr passend gewesen sei, naiv genug, „zur Ehre Geibels mitzutheilen, daß jenes Gedicht kein Tendenzgedicht sei."

Dem „Kreuzzuge“ schließt sich durch ähnlichen Stoff „Der Alte von Athen“ an. Mit den lebhaften Zügen Freiligrath'scher Realistik schildert der Dichter den Tanz der Romaika am Ilissos. Mitten in das tosende Gedränge tritt ein Greis, der Einhalt gebietet, da, während der Grieche hier schwelgt, die Griechen auf Kreta erschlagen werden; an die Helden des Alterthums mahnend, fordert er auf, Kreta und Griechenland zu rächen und gen Norden nach Byzanz zu ziehen; er ruft die Klephten vom Gebirge, die Männer von Athen, die Adler Suli's, Kanaris mit seinen Brandern, die Hydrioten mit ihren Schiffen herbei und beschwört den jungen Fürsten aus dem Stamme der Wittelsbacher, sich aufs Roß zu werfen und das Kreuz auf Sanct Sophiens Dom zu pflanzen.

Im „Tscherkessenfürsten“ gibt der Dichter, wieder in der von Freiligrath erlernten Weise, die Antwort des jungen Fürsten auf die Lockungen zur Unterwerfung. Indem der Tscherkesse aufzählt, was man ihm geboten, wenn er sich dem Czaaren beugen wolle, prächtige Paläste, gefüllte Marställe, Weiber, Schätze, Wein, Würfelspiel, glänzende Bälle, wo er mit der Kaisertochter tanzen werde, große militärische Schauspiele, die Wunder der Erfindungen — indem er diese und andere Lockungen nennt, lehnt er sie zornig ab, da der Czar nur ein Fürst sei wie er. Kasan möge schöne Frauen, Moskau seinen Kreml, Kiew seine Glocken und Petersburg mehr als das haben; doch wenn sie ihm auch alle Wunder der Welt böten, ihm sei für dieselben nicht feil

sein schuppig Panzerhemde
Und seine Freiheit und sein Haß.

Auch sonst eiferte der Dichter, damals wie später, gegen „Baschkirenbrüderschaft“ ebenso entschieden wie gegen das Frankenthum.

Der Blick auf Italien, das schöne Land, wo, wie unter Blumen die Natter, der tiefe rastlose Schmerz verborgen, daß

die alte Tugend gestorben, die Freiheit verloren gegangen und ein Heldenvolk zu Grunde gerichtet, veranlaßt ihn zu dem Vergleiche Italiens mit Penelope, die zwanzig Jahre den Freiern Stand gehalten, bis ihr Odysseus kam. So auch möge Italia muthig ausharren.

Deine Söhne zieh zu Männern unter Thränen früh und spat,
Wein' und hoff'! Es kommt die Stunde, wo auch dein Odysseus naht.

Auch für Deutschland hat er prophetische Worte. In der „Schmiede" (oder wie er das Gedicht sonst nennt „Dem Gesicht im Walde") sieht er wie die Riesen des Waldes ein großes zweischneidiges Schwert, den Griff als Kreuz gestaltet, schmieden, da sich im Birnbaume auf dem Walserfelde schon der Saft rühre und dem Volke der langersehnte Held erscheinen werde; da es sich im Kyffhäuser rege, die Rabenbrut entweiche und der Geist siege; da hohe Geister früh und spät durchs deutsche Land schreiten und vor dem nahenden Antichrist warnen — eine Mahnung, daß Deutschland das unzerbrechliche Schwert des Geistes bereiten möge.

In dem Liede „Auf dem Rhein" tritt er offen für die Einheitsbestrebungen Deutschlands auf. Das deutsche Reich soll eins sein, so weit deutsches Wort klingt, deutscher Wein getrunken wird; doch nicht wie ein buntgeflickter Bettlermantel, sondern wie Ein Banner in dreißig Farben froh gestickt; nicht ein formlos zusammengeworfener Haufe von rohem Stein, sondern Ein Gebäude von Eines Meisters Hand stolz und hoch gefügt; nur müsse jeder seinen Platz füllen und wer nicht zum Eckstein erlesen, dem sei's schon Ehre genug, als Mauerstein im Bau zu stehen. Die Fürsten fordert er auf, den Strom der Zeit, der mächtiger sei als sie, nicht dämmen zu wollen, sondern weise und mäßig steuernd die Flut zu nutzen, das Wort frei zu geben und dem Volke zu vertrauen. Die Ritter sollen in jedem Kampfe für Recht, Licht und Wahrheit die

Ersten sein, denn ihre Würde sei hohler Schall, wenn sie nicht adlig von Geist seien; die Bürger mahnt er, ihrem Lande und ihrem Rechte ein fester Wall zu sein, da, wer sich willig knechten lasse, sich selber zum Knecht verurtheile; der Bauernstand möge fromm und einfach, schlecht und recht bleiben und an Gott und Fürstenhaus festhalten, des Landesvaters Huld und des Himmels Segen werde nicht ausbleiben. Auch an die Dichter wendet er sich, das bunte Schellenkleid abzulegen, nicht dumpfen Sinnenrausch, Unfrieden und herben Spott zu singen, sondern mit ihrem Liede in keuscher Schönheit das Herz des Volkes sanft zu Gott zu führen. — Sich selbst mit seinem Reim, der Wehr des Sängers, in den Kampf stellend, antwortet er auf den Einwurf, als ob er die Bedeutung des Liedes in solchen Zeiten von Erz überschätze: das Dichterherz sei wie die Glocke, die die Stunde schlage,

In ihm versammelt sich der Hall, der murmelnd läuft von Haus zu Haus,
Und vollen Schwunges sendet's ihn melodisch in die Welt hinaus.

In dem „Schlußwort“ beklagt er sich, daß die große Scheere, die Censur, ihm seine grünsten Zweige (den jungen Tscherkessenfürsten und ein verloren gegangenes Polenlied) weggeschnitten, und daß man ihm als arg verdächtigt, was aus treuer Seele gekommen. Dafür bittet er die Hörer, ihn durch ihre Gunst zu entschädigen. Aber die kühlverständige Zeit zerlege ihren Dichter kalt und die schöne Kunst, ihm mit Andacht zu lauschen, sei dahin. Großes und Schönes sei unbemerkt und unempfunden vorübergegangen; er erinnert an Platen, Arnim, Immermann, Hölderlin. Wo solche Namen erblassen, könne Manchem bange werden, doch ein geheimnißvoller Klang lasse ihn nicht rasten und treibe ihn in Liebe, Lust und Zorn, selbst in der Angst des Schmerzes zum Liede. Wer nicht todesmuthig um den höchsten Preis ringe, könne niemals würdig erscheinen,

daß das Höchste ihm gelinge. Die Liebe des deutschen Volks soll sein Ziel sein, und der Himmel möge ihm goldene Melodien auf die Lippen thauen, daß sein Lied bald wie Waffenrauschen im Chore der Männer erbrause, bald wie schmelzender Flötenton im Ohr des Mädchens verhalle.

Gib mir Kraft zum schwersten Werke, bis der Preis mein Eigenthum,
Denn das Höchste, was der Dichter mag erringen, bleibt der Ruhm.

Diese Gedichte, denen „Hoffnung" und das ältere noch aus Griechenland stammende Thürmerlied eingereiht wurden, erschienen, wie bereits bemerkt, im November 1841. Um dieselbe Zeit wurden in Escheberg Herweghs Gedichte eines Lebendigen bekannt, die bei aller Uebereinstimmung in den politischen Dingen ihm doch so feindselig entgegentraten, daß er keine Gemeinschaft mit ihnen haben konnte. Willig erkannte er die dichterische Begabung an, aber die Verwendung derselben erschien ihm als Mißbrauch des anvertrauten Pfundes. Nachdem er sich lange mit dem Eindrucke herumgetragen, den die Gedichte eines Lebendigen auf ihn gemacht, entschloß er sich darauf zu antworten. So entstand im Februar 1842 das Gedicht „An Georg Herwegh." Bei voller Anerkennung des Gegners, dessen schwertscharfes glockentönendes Lied wie das Lied eines aus seiner Gruft erstandenen alten Dichterköniges klinge, kann er sich nicht enthalten, den Poeten von Gottes Gnaden zum Kampfe auf Tod und Leben in die Schranken zu fordern, da er mit seinen Liedern zum Aufruhr läute und jeder nach seinem Sinne sich das Aergste herausdeuten könne. Wohl möge der Zwerg, der matte Pfeile schnitze, schießen, ohne fest zu zielen, doch wer mit dem Blitze auf dem Donnerwagen grollend einherfahre, der solle die Zügel straff halten. Wie ein Sämann, der Zerstörung säe, wie ein Glöckner, der die Völker zur Empörung aufstürme, schreite er einher und wolle den warmen Gottesschein zur Fackel Herostrats umwandeln und zum Tempel-

brande schwingen. Das sei nicht deutsche Art. Wohl stehe auch Deutschland zum Banner der Freiheit und kämpfe für Neugestaltung, doch bewahre es aus alter Zeit die Treue. Wohl wolle auch Deutschland weder von Rußland noch von Frankreich etwas, wohl wolle es auch, daß das freie Wort überall gelte, da es der beste Hort der Freiheit sei — aber solle darum das Volk verbluten? Der Tag, wo es errungen werde, sei nicht fern, zwar nicht ohne Kampf, aber ohne Schlacht.

Der Geist ist stärker als die Klingen,

der geharnischt dastehe und einst mit Luther gefochten. Die Freiheit erwachse nicht aus dem Morde, wie in Paris ersichtlich; vom Geiste wolle sie gewonnen sein; doch wer ihr reines Kleid mit blut'gem Makel zu entweihen vermöge, der sei, ob er auch mit Engelzungen singe, nicht Gottes, sondern der Welt Streiter.

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf' ich keck dir ins Gesicht,
Keck in die Flammen deines Branders;
Und ob die Welt den Stab mir bricht:
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! — Ich kann nicht anders.

Auch dies Lied, dessen subjective Lauterkeit keinem Zweifel unterworfen werden kann, wenn objectiv auch nicht alles so sein mochte, wie es hier dargestellt wurde, hat seine Geschichte. Wie Herwegh darauf antwortete, darf als bekannt vorausgesetzt werden; vielleicht auch, daß geringere Geister, deren Namen hier keine Erwähnung finden sollen, weil sie vergessen zu werden verdienen, Herweghs elenden Spott elender nachahmten. Mit

dem Liede, das zuerst versteckt hinter der Uebersetzung erschien, die Geibels Schwager Michelsen von einer apologetischen Dichtung des schwedischen Bischofs F. M. Franzén um Pfingsten 1842 in Lübeck herausgab, stand Geibel, den man in dem Kampf der politischen Lyrik als freiwilligen Mitstreiter angesehen hatte, als entschiedener Gegner gegen die radikalen Tendenzen der Zeit da und wurde erhoben und angefeindet. Aus dem Versteck zog Geibels alter Freund E. Hitzig das Lied hervor und ließ es, ohne den Dichter zu fragen, im Berliner Gesellschafter abdrucken. In dieser Weise wurde es dem Könige von Preußen bekannt, und Geibel, der um keines Königs Gunst gesungen, wurde die Gunst dieses Königs zu Theil.

Als die Zeitstimmen erschienen waren, zeigte V. Aimé Huber dieselben an und lobte dabei die Tendenz der Gedichte. Geibel schrieb bei dieser Gelegenheit an die Nölting am 20. März 1842: „Ich glaube wie Huber, daß der Dichter eine Gesinnung haben muß, eine Ueberzeugung, von der er kein Haar breit abweichen darf, aber von einer eigentlichen Tendenzpoesie, wie er sie verlangt, habe ich wenigstens gar keinen Begriff. Die Gesinnung, und wenn es die großartigste und herrlichste wäre, macht den Dichter nicht, und wenn der wirkliche Poet nur darum dichtet, um seine Gedanken absichtsvoll auszusprechen, so wird er meiner Meinung nach dem Gedichte dadurch den größten Schaden thun. Für Tendenzen kann ich mich nicht begeistern, ich kann keine Stoffe suchen, um dies oder jenes auszusprechen, sondern der Stoff muß kommen und mich fassen, gleichviel, ob sich meine politischen und religiösen Ansichten dabei offenbaren lassen oder nicht. Daß mich nichts ergreift, was gegen meine Ueberzeugung ist, versteht sich von selbst. Ich glaube, wenn im Dichter nur der Geist ist, die Sehnsucht, dem Göttlichen den Sieg zu gewinnen, so wird ein leiser oder lauter Anklang derselben sich unwillkürlich fast in allem aussprechen, was er schreibt, sei es ein Drama, oder Epos oder

geradezu ein Zeitgedicht, oder auch nur ein kleines Lied, das einmal wieder im Frühling unter Blumen spielt. Tritt aber die Tendenz absichtlich hervor, so verliert ganz gewiß das Gedicht an poetischem Schmelz. Und so kann ich denn nicht umhin, gerade ein Lied „Auf dem Rhein," das den meisten Beurtheilern und auch Huber vor den andern zusagte, unbedingt für das poetisch schlechteste zu halten, was in den Zeitstimmen steht, und zwar aus dem Grunde, weil die Gesinnung durchaus das Künstlerische überwiegt. Ich habe das Alles auch ganz offen an Huber geschrieben."

Spanische Volkslieder und Romanzen.

Seit der Heimkehr nach Lübeck widmete sich Geibel vorzugsweise der Redaction seiner Uebersetzungen spanischer Volkslieder und Romanzen. Von den Cidromanzen, die er ausschloß, abgesehen, waren ihm nur Diepenbrok und Mutzl mit Uebersetzungen voraufgegangen. Seine Sammlung war die erste umfangreiche und planmäßig aus den Quellen angelegte, die zugleich durch Leichtigkeit der Sprache, des Reimes und der Assonanz den Originalen vollkommen gemäß erschien. Eine Charakteristik ist nicht weiter thunlich, ohne ganze Stücke mit den spanischen Texten zu vergleichen, wozu sich später bei dem spanischen Liederbuche, in das die meisten der Lieder übergingen, wie in den Romanzero die Romanzen, noch Gelegenheit bieten wird. Die erste Abtheilung füllten Liebeslieder vom einfachsten Tone bis zur brennendsten Leidenschaftlichkeit und dem größten Farbenreichthum der Schilderung. Manche tragen bekannte Namen wie Gil Vicente, Cristobal de Castillejo, Alvaro Fernandez de Almeida, Don Juan Manuel, andere, und

unter diesen die charaktervollsten, sind von unbekannten Dichtern. Zu den gewaltigsten Liedern gehört das des verlassenen Mädchens, das der Mutter den Verlauf der unglücklichen Liebe klagt und mitten in der Schilderung des ersten Begegnens mit der Verwünschung im Refrain durchbricht, sich immer steigert und immer die Verwünschung wiederkehren läßt:

Wahnsinn treff' ihn, Mutter,
Wahnsinn, der ihn tödte.

Unter den Romanzen, deren Reichthum freilich unerschöpflich ist, fehlt kaum ein bedeutender Stoff und die namhaftesten Stücke sind sämmtlich vertreten. Wie es scheint, sind ein paar Lieder und Romanzen eigener Erfindung eingereiht, da sich in den reichhaltigen Sammlungen der Spanier keine Originale für dieselben auffinden ließen. Dahin gehört die Romanze von Don Alonso Perez Gusman (S. 125) mit der nicht undeutlichen Bemerkung (S. 201): „Die Romanze von Don Alonso, dem Getreuen, behandelt eine geschichtliche Begebenheit, die sich unter der Regierung Sancho's des Vierten von Castilien zutrug. Eine andere Bearbeitung desselben Gegenstandes findet sich bei Sepulveda." Diese Romanze ist auch in den Romanzero (S. 263) übergegangen.

Die Sammlung, die 1843 um Pfingsten bei Alexander Duncker in Berlin erschien, ist „Ferdinand Freiligrath, dem Dichter und Uebersetzer gewidmet."

Die alten Sorgen um die Zukunft kehrten mit den alten Mahnungen wieder. Geibel stand im siebenundzwanzigsten Jahre. Es hieß nun wieder und immer wieder, ein Lebensberuf müsse ergriffen werden. Der Dichterberuf galt nicht in

der bürgerlichen Ordnung. Vertrauen auf einen Erfolg, der nachhaltig gegen den materiellen Druck des Lebens sichern konnte, hatte niemand, vielleicht Geibel selbst nicht, aber Muth genug hatte er, seinen eigenen Weg zu gehen. Eine innere und äußere Aufforderung mochte er allerdings haben, sich eine feste Lebensstellung zu sichern, da er sich dann ein häusliches Glück hätte gründen können. Er ging wirklich eine Zeitlang ernstlich mit dem Gedanken um, als Lehrer einen Platz am Lübecker Gymnasium zu suchen, damit endlich einmal das ewige wohlmeinende Zureden aufhören möge. Aber er verwarf den Gedanken wieder. Nicht die Arbeit scheute er, nur das Amt, das ihn abhängig machen mußte, und er hatte zu bitter erfahren, wie wenig er für ein Abhängigkeitsverhältniß geschaffen war.

Einige Lieder aus dieser Zeit führen ziemlich klar in sein Leben ein. In dem Liede „O Jugendzeit, du grüner Wald" fragt er, wo der frische Muth voll Liedeslust, der helle Blick, der keke Sinn der Jugend geblieben; er gedenkt bleischwerer Zeiten, des Zweifels, des vorbeigeflohenen Traumes der Neigung, und wie beim Blick in die Zukunft sich nicht mehr das alte Gold, sondern ein trübes Nebelgrau zeigt. Aber er will nicht klagen, nicht zagen, will festhalten in Noth und Pein und sich mit dem Blick auf die schöne Zeit der Jugend erfrischen.

Deutlicheren Einblick in sein Inneres gewähren andere Lieder. „Rühret nicht daran!" ruft er: wenn still ein Herz von Liebe glüht; es ist nicht wohlgethan, den Gottesfunken auszulöschen, denn wenn es irgend auf der Erde ein unentweihtes Plätzchen gibt, so ist es ein junges, zum erstenmale fromm liebendes Herz. Mit dem schönen Traume geht ein Paradies verloren; manches Herz, dem man seine Liebe raubte, brach, andere wurden voll Haß und Dunkelheit und andere warfen sich in den Staub der Welt und tödteten den schönen Gott in sich. Er zeigt „wie es geht!" Da redet man dem

geliebten Mädchen zu, sie werde nicht geliebt, und wenn der Verleumdete dann kommt und die Braut zweifelnd findet, will er nicht trüb scheinen und versteckt sich hinter Trotz.

> Er sang und spielte, trank und lachte laut,
> Um dann die Nacht hindurch zu weinen.

Wohl fühlen beide, daß es mit Einem Wort der Verständigung abzuthun sei, aber sie gehen, sehen sich, beide zu stolz, um entgegenzukommen, und das Eine Wort bleibt ungesprochen. So scheiden sie, dann erlischt die Liebe, erst in Thränen, dann in Reue, und zuletzt scheint es beiden ein Wahn, daß sie sich jemals besessen. So weiß auch er davon zu singen, wie es thut, „wenn sich zwei Herzen scheiden“ und die einst geküßte Lippe kühl und stumm wird. Dann wieder behandelt er im Charakter des „fahrenden Schülers“ dasselbe Thema, nur humoristisch gewandt. Der fahrende Schüler will vom Schmied ein Schloß, um es vor das Herz zu legen, und den Schlüssel will er ins Meer werfen.

> Denn wer eine selige Liebe will tragen,
> Der darf es den alten Jungfern nicht sagen,
> Die Dornen, die Disteln, die stechen gar sehr,
> Doch stechen die Altjungfernzungen noch mehr.
>
> Sie tragen's zur Bas' hin und zur Frau Gevattern,
> Bis daß es die Gäns' auf dem Markte beschnattern,
> Bis daß es der Entrich beredt auf dem See,
> Und der Kuckuck im Walde, und das thut doch weh.
>
> Und wär' ich der Herrgott, so ließ ich auf Erden
> Zu Dornen und Disteln die Klatschzungen werden,
> Da fräß' sie der Esel und hätt's keine Noth,
> Und weinte mein Schatz sich die Augen nicht roth.

Vielleicht gehört diesem Kreise auch das Gedicht „Dante“ an. Der aus Florenz verbannte Dichter geht in Verona über

die Straße, als eine ältere Schwester zur jüngeren sagt, das sei der Dichter, der zur Hölle hinabgestiegen und im Anschauen der dortigen Qualen vor innerem Grauen das Lächeln verlernt habe. Dante, der das Wort gehört hat, wendet sich und antwortet, es sei nicht nöthig, dort hinabzusteigen, um das Lächeln zu verlernen:

Allen Schmerz, den ich gesungen, all die Qualen, Gräu'l und Wunden
Hab' ich schon auf dieser Erden, hab' ich in Florenz gefunden.

Es bedarf nicht der Ausdeutung dieser Verhältnisse und kaum der Bemerkung, daß der Dichter, der sein persönliches Mißgeschick so in Scherz und Ernst zu objectiviren wußte, Herr darüber geworden war. Mag auch die Erinnerung an die erste glückliche Zeit der Liebe und ihr unseliges Ende noch später Sehnsucht wecken und Töne der Trauer hervorlocken, es waren vorübergehende Stimmungen und die Seele hatte ihre Freiheit wieder.

Im Herbst machte Geibel, um einmal aus Lübeck loszukommen und die alten Befreundeten wiederzusehen, einen Ausflug nach Berlin, wo das Sonett „der Liebenden" entstand, das keine anderen persönlichen Beziehungen zu enthalten scheint, als die Erwähnung Dante's und Beatrice's. Das Studium des Dichters, der auch in einem bald zu erwähnenden späteren Gedichte wieder begegnet, beschäftigte ihn so lebhaft, daß unwillkürlich die Anspielungen auf die göttliche Komödie durchbrachen. An diesen Kleinigkeiten zeigt sich recht auffallend, wie eng Geibels ganze Dichtung mit seinem Leben zusammenhängt und wie er ganz ein Gelegenheitsdichter im Goethe'schen Sinne ist.

In Berlin erfuhr er, daß eine zweite Auflage seiner Gedichte veranstaltet werden müsse. Wie ermuthigend das für ihn sein mochte, läßt sich leicht denken. Auch von den

Zeitstimmen, die bei einem Lübecker Buchhändler erschienen waren, wurde um dieselbe Zeit eine neue Auflage erforderlich. Der Dichter hatte demnach Anklang und ein Publikum gefunden. Das Vertrauen zu sich selbst nahm zu, und bald sollte ein Zeichen hinzukommen, das auch der Außenwelt kund gab, daß seiner Wirksamkeit eine nicht ganz gewöhnliche Bedeutung zugeschrieben wurde. Dieses Trostes bedurfte er, da in Folge seines Gedichtes „An Herwegh" die edle deutsche Journalwelt ein Geschrei gegen ihn erhob, das ihn nicht erschüttern aber beunruhigen konnte. In einer Stimmung der Art schrieb er auf der Rückreise von Berlin in Dresden das „Den Negativen" gewidmete Sonett (in den Gedichten „Den Verneinenden"), worin er sich gern zu den Schwachen rechnen, aber Weinen und Freude sich nicht rauben lassen will; die Höhe, wo statt der Sonne nur frostige Sterne scheinen, ist nicht für ihn; er kann nicht bloß hassen und bloß verneinen, sein Herz bedarf der Liebe und des Glaubens. Wenn sie sich Heiden nennen, so sei das sehr mit Unrecht, da jene den Gott überall in der Natur erblickten und verehrten, während sie, die Verneinenden, jedes Götterbild in Trümmer schlagen möchten, wo ihnen dann nichts bleibe als die große Leere.

Nachdem er im Spätherbst wieder in Lübeck eingetroffen, ordnete er die neuen Ausgaben der Gedichte und der Zeitstimmen. Darüber wurde es Winter. Nach Weihnachten ließ Rumohr ihn zu Tisch einladen, was selten geschah und gewöhnlich mit einer kleinen angenehmen Ueberraschung verbunden war. Auch diesmal galt es einer solchen. Geibel fand in dem winterlich kühlen Speisezimmer — Rumohr ließ aus gastronomischen Gründen den Speisesaal auch im Winter kühl halten — nur zwei Gedecke und unter seiner Serviette ein Schreiben aus Berlin, des Inhalts, daß König Friedrich Wilhelm ihm zur ungestörten Fortsetzung seiner poetischen Studien eine lebenslängliche Pension von 300 Thalern bewilligt habe. Geibel hatte nicht den geringsten

Schritt darum gethan und durchaus keine Ahnung davon gehabt. Rumohr hatte Alles auf eigene Hand vorbereitet und zu Stande gebracht. Die Freude des Dichters war unbeschreiblich. Nicht das Materielle, obwohl auch dies nicht gering angeschlagen wurde, freute ihn, aber die ehrende Auszeichnung bewegte ihn tief und innig. Die Stellung in der Vaterstadt mußte durch diese Anerkennung eines kunstliebenden Königs eine gründliche Verbesserung erfahren und ihm wenigstens die Genugthuung verschaffen, daß man seinen Weg doch für einen nicht ganz verkehrten ansehen durfte. So dachte oder mochte er denken. Aber er irrte sich. Außer der Familie, die nun wegen des Nothdürftigsten seiner äußeren Existenz ruhiger wurde und außer dem Nölting'schen Hause, wo er immer Stütze und geistigen Halt gefunden hatte, weil man ihn dort vollkommen verstand, blieb das Gerede der Menschen, die nun einmal keine andere Lebensbahn anerkennen mögen, als die des Geschäftsmannes und des Staatsdieners, nach wie vor dasselbe.

Geibel aber drängte es, dem Könige, der ihm „ein Leben vom Staube des niederen Marktes unberührt" gegeben, „ein Leben wie's im grünen Laube, der freie Vogel singend führt," seinen Dank zu sagen. So entstand noch im December das Gedicht „An den König von Preußen." Er hebt hervor, daß er nie nach Gunst gerungen und allein gesungen habe, was er gemußt, unbekümmert, ob man es loben oder tadeln werde; dem Fürsten aber, der schöner noch als durch die Krone durch die Flamme des Geistes geziert werde, auf den, wenn sich die Wolken schwärzen, der Kern Deutschlands wie auf den Leuchtthurm schaue, danke er alles gern und aus tiefstem Herzen. Was er oft in der Stille der heimatlichen Wälder oder am griechischen Meere umsonst gewünscht, habe ihm der König aus freier Huld gewährt, ein unabhängiges freies Leben. Er legt ein sittlich-poetisches Glaubensbekenntniß ab: Mit Gottes Hülfe will er des Talentes, das ihm gegeben, mit Ernst walten und

getreu am Banner der deutschen Ehre, Zucht und Art festhalten. Ihm quillt der Born der Dichtung, fern von dem Schwarm, der unbesonnen Altar und Herz zertrümmert, am Felsen, der die Kirche trägt. Nicht daß ihm die Welt und ihre Schönheit deshalb entfremdet wäre, vielmehr wer aus jenem heiligen Born getrunken, dem sei die Lippe erst ganz frei; des Grundes, drauf er steht, bewußt, vermag sein Ernst heiter zu sein, er trägt im reinen Herzen den blühenden Rosengarten jeder Freude. Kühn darf er in den Abgrund der grimmsten Qualen schauen, weil er den Friedensbogen der Versöhnung über der dunkeln Tiefe glühen sieht. Er vermag den Fluch des Oedipus aus heiterem Sinn neu zu erzeugen und unversehrt durch die Flammen der Hölle wie Dante hinzuschreiten. In diesem Sinne will auch er seine Aufgabe fassen:

> Kein eitel Spielwerk ist mein Singen,
> Ich spür' in mir des Geistes Wehn.
> Und ob auch der Vernichtung Tönen
> Der Haufe rasch entgegenflammt:
> Zu baun, zu bilden, zu versöhnen,
> Fürwahr mich dünkt's ein besser Amt.

Ob er je das Ziel des Dichters erringen werde, weiß er nicht, da der Weg steil ist und er die Bahn kaum betreten, doch wenn ihm auch nur ein Blatt des Lorbeers beschieden:

> Der Mutter sei's geweiht zu eigen,
> Dem deutschen Vaterland, und Dir.

Das Gedicht hat seine zwei Seiten, die formelle und die materielle. Die Verwandlung eines Dankes in ein Gedicht, die Uebersetzung, wie Schiller zu sagen pflegte, in das Poetische ist unanfechtbar. Der Dichter hat der erwiesenen Huld gegenüber die Verpflichtung, zu zeigen, daß er sie verdient; er stellt

das Ideal des Dichters hin, wie es in den großen Komikern, in Dante und in Sophokles lebendig geworden, nicht bloß in den christlichen Dichtern, sondern in Dichtern überhaupt. Sein Ideal ist von Zeit und Ort unabhängig; aber zugleich faßt er es schärfer durch die starke Betonung des Sittlichen, ohne das er sich keinen Dichter denken kann. Die Heraus- und Durchbildung des sittlichen Menschen zum Charakter, wie sie in Sophokles und Dante so vollendet vollzogen war, befähigt den Dichter, die tragischen Probleme künstlerisch zu lösen und das sittlich Verwerfliche in seine Dichtung aufzunehmen, um es darin zum Sittlichen zu läutern. Der Dichter steht ihm über seinem Werke, das immer nur eine Thätigkeit seiner überlegenen Natur bezeichnen, diese nicht voll und ganz darstellen kann. Nach diesem Ziele will auch er ringen und wenn es ihm gelingt, es zu erreichen, es dem Angedenken der Mutter, dem Vaterlande und dem huldreichen Könige danken.

Das Lob, das er dem Preußenkönige zollt, war damals objectiv richtig. Der König war in Wahrheit ausgezeichneter durch seinen Geist, wie durch die ererbte Krone. Was er für Wissenschaft und Kunst gethan, bedarf keiner umständlichen Erörterung. Daß er Schelling, Rückert, Tieck nach Berlin führte, ist in jedes Erinnerung, daß er die von der brutalsten Gewalt vertriebenen Gebrüder Grimm in Berlin und Dahlmann in Bonn ehrenvoll versorgte, darf ihm nicht vergessen werden. Das Lob, daß die Besten in Deutschland bei jeder Gefahr auf ihn schauten, ist an sich nichts anderes als der Ausdruck der einfachen Wahrnehmung, die sich bei jedem preußischen Könige bestätigen wird, so lange die Zustände Deutschlands, wie sie sind, fortdauern, die aber auch aus einem andern Munde als dem Geibels bestätigt wird. Herwegh nennt ihn „den Stern auf den man schaut, den letzten Fürsten auf den man baut," ein Zeugniß, welches wenigstens bezeugt, daß die entgegengesetzten Seiten damals in dieser Ansicht einig waren.

Die Pension selbst war keine neu gegründete. Preußen hat derartige Anerkennungen der Kunst und der Wissenschaft seit langer Zeit unausgesetzt zu Theil werden lassen, ohne andere Leistungen dafür zu verlangen, als daß die Beschenkten sich ihrer Natur gemäß entwickelten. Die von Gries lange Jahre bezogene Pension bekam nach Gries Tode durch die Vermittlung Alexanders von Humboldt Ferdinand Freiligrath und nachdem dieser derselben entsagt hatte, Johannes Minckwitz in Leipzig. Wer Geibels Jahrgehalt früher genossen, ist mir nicht mehr erinnerlich. Er ist von Seiten des Radicalismus, mitunter auch von der gedankenlosen Gesinnungslosigkeit, oft darüber geneckt worden; das Duett der beiden Pensionirten, das Herwegh aufführte, ist bekannt, erreicht aber bei weitem nicht die charakteristische Ungezogenheit eines K. Schwenk.

Bevor die Darstellung zu der weiteren Entwicklung des Dichters übergeht, sind einige Gedichte aus dem Jahre 1842 nachzuholen, die nicht zu den unbedeutenden gehören; nicht die in diesem Jahr entstandenen Lieder „Es springt aus dem Kiesel" oder die Sonette „Erster Sonnenblick" und „Einer jungen Freundin," die allerdings auch von anderen gedichtet sein und nur durch den Nachweis des Zusammenhanges mit vorübergehenden Momenten seines Lebens an Interesse gewinnen könnten; sondern das Minnelied, das Fragment und Ein Lied am Rheine.

Das „Minnelied", das meistens auf dem Wege nach und von Krempelsdorf entstand, faßt alles zusammen, was der Dichter Tiefes und Schönes über Liebe gesagt hat. Mit dem größten rhetorischen Schmuck und dem weichsten Schmelz der Empfindung schildert er eine fromme, getreu im tiefsten Herzen getragene, nur Gott bekannte Liebe als die höchste Wonne der Erde. Wem dies Gut zu Theil geworden, der hat einen Schatz des Friedens, daß er nimmer verzagt. Doch wird die Liebe im Drang der Welt vergebens gesucht, sie ist ein Wunder, eine

Gnade, die in Demuth empfangen sein will. Mit ihr kommt ein Bangen, Zagen, ein geheimes Träumen, in der Freude Leid, bis ihr Kuß aus dem Leide weckt. Dann ist das Leben ein geweihtes, im eigenen Wesen blüht ein reineres voll Licht und Ruhe, vor dem die eitle Selbstsucht schwindet, so daß was sonst Verlust, jetzt Gewinn heißt —

> Und all dein Denken, Träumen, Sehnen,
> Ob's dein, ob's ihr, dir ist's nicht kund.
> Wie wenn zwei Büsche sich verschlingen,
> Aus denen junge Rosen springen,
> Die weiß, die andere roth erglüht.

So blüht tiefinnen ein ewiger Lenz des Geistes und es fließen die Ströme ewiger Jugend durch das Herz, die dem Alter und der Zeit trotzt und den Tod überdauert. Das bis dahin ganz als Apostrophe an den Hörer gehaltene Lied schließt mit dem Aufruf an die Lüfte, die abendlich im weißen Rosenstrauch am Fenster säuseln, Lied und Gruß zur Geliebten zu tragen. Der Zauber dieses Liedes, wie es in der ganzen Lyrik kein zweites Liebeslied gibt, läßt sich nur an dem ganzen unverkürzten Gedicht fühlen, da Bild, Gedanke und Empfindung sich gleichmäßig forttreiben und eines aus dem anderen mit Nothwendigkeit und doch wie im poetischen Spiel hervorwächst.

Das „Fragment" aus dem Juni 1842 bezieht sich auf Hamburg und erfaßt in der Schilderung der Einen Stadt, das Leben der Großstädte überhaupt, wo Genuß und Glanz die angebeteten Gottheiten sind, und die von oben tönende Mahnung unbeachtet bleibt. Wie es scheint, sollte dies Fragment, das übrigens in sich abgerundet und aus der Zeit vor dem Hamburger Brande geschöpft ist, auf diesen selbst weiter durchgeführt werden. Der Thurm, der hier mit seinen Glocken ein Lied tönt und zum Gebet mahnt, stürzte beim Brande mit diesem Liede zusammen. — Die Realistik des Gedichtes in der

Schilderung des großartigen Genußlebens erinnert an Freiligrath und seine französischen Muster, mit denen es im Uebrigen nichts gemein hat, da es auf ein Mene Tekel angelegt ist, wie es die Franzosen nicht kennen.

Das „Lied am Rhein“ aus dem Spätherbst 1842 hat eine ersonnene Situation zum Grunde gelegt. Der Dichter ersteigt den Drachenfels und bringt droben das erste Glas dem deutschen Volke, dem Einen großen, das jüngst noch wie korinthisch Erz in Hamburgs Brande zusammengeschmolzen; das zweite Glas gilt dem deutschen Geiste voll Liebe, Kraft und Glauben; das dritte unserem Hoffen, dem fröhlichen Auferstehen des Wortes, dem freien Kampfe der Gedanken: was Spreu ist, mag wie Spreu verwehn, was Felsen ist wird doch nicht wanken. Und das Losungswort ist: Vorwärts!

In einer Reihe von Sonetten aus dem Vorjahre 1843, die theilweise schon im Morgenblatt desselben Jahres veröffentlicht wurden, spricht sich der Dichter unbefangen über seine Stellung zur Zeit und den Parteien aus. Er bekennt offen, daß er lieber in einem andern Zeitalter, als diesem waffendröhnenden geboren sein möchte, da er gerne ein freudiges Lied für alle voll Gottesfrieden gesungen und im Zauberwalde der Sagen einem Edelwild nachgestellt hätte. Doch sieht er wohl, daß es nicht an der Zeit sei, im Rebenkranz das Gelag mit goldenen Mährchen zu würzen, da die Zeit wie die Sphinx von Theben blickt und dem, der als Dichter auftritt, ihr Räthsel zu rathen aufgeben und, löst er's nicht, ihn in den Abgrund stürzen wird. Selbstverständlich ist der Dichter nicht so vermessen zu meinen, daß er die objective Lösung des Zeiträthsels zu finden auserwählt sei, aber für sich selbst mußte er eine Antwort zu geben im Stande sein, die in seinem individuellen Verhältniß ihm als die allein richtige gelten durfte. Er lehnt es demnach („Mein Weg“) ab, sich irgend einer Partei beizugesellen, da er zu keiner der Fahnen schwören kann und den Gott im

Busen durch kein Schlagwort stören mag; er folgt seinem Stern und geht allein. Wohl hat er die Freiheit stets im Sinn getragen, doch grimmer noch als Despoten die Ochlokratie gehaßt, in der kleine Seelen sich wie Boten des Himmels aufspreizen und die großen Todten verlästern; niemand darf, ohne daß ihm ein Verbrechen daraus gemacht würde, aus dem Schwarme hervorragen; wem das Herz für Höheres schlägt, aus wem der gottgesandte Geist erhaben zürnt, der ist verurtheilt: so wurde Aristides vom Pöbel gerichtet und Dante ins Exil verstoßen. „Unbekümmert" um das Urtheil der Welt, die zu allen Zeiten sinnlos an Mittelmäßiges ihre Gunst verschwendet hat, soll vor Allen der Dichter seinen Weg gehen; sie wird das vollendete Bild des Genius, über das alle Himmel ihre stillen Glorien breiten, dem grellen und rohen Farbengemisch opfern; ihr Lob ist so nichtig wie ihr Tadel; der Dichter aber hat seinen Lohn im Schaffen selbst, wie die Nachtigall, die da singt, ob ihr auch niemand lauscht als die Nacht. (So dünkt Herwegh der auch nur den Namen eines Dichters zu verdienen, der noch sänge, auch wo keines Menschen Stimme zu ihm zu dringen vermöchte.) Die „Echte Weihe" bedarf des eitlen Schimmers nicht, mit dem die Kalten ihr kaltes Gedicht zu beleben meinen; wer sie empfangen, verschmäht, was der laute Markt erhebt und weiß dennoch zu rühren. „Pfingsten" fleht er zu dem Geiste, der einst in Feuerflocken auf die Jünger niedergefahren, nur um einen Funken seines Reichthums, obwohl er weiß, daß er dessen nicht würdig; doch hat der Geist nie die Tugend, nur den Glauben angesehen. In dieser feierlich demüthigen Weise des specifisch kirchlichen Bekenntnisses faßt er seine dichterische Stellung, ohne sich deshalb zum kirchlichen Dichter verengen zu wollen. Er ruft den „Aufgeregten" zu, sie würden, falls sie das Schwert gegen Deutschlands Eingeweide kehren und das Verderben des Bruderkrieges wach rufen, nicht die Freiheit, sondern den Untergang gewinnen.

Es wird ein Kampf von unermeßnem Leide,
Darin die Besten auf der Wahlstatt sterben;
Der Slave wird zuletzt das Reich erwerben,
Daß er auf Gräbern seine Rosse weide.

Glücklicherweise ist dieser Ruf der Kassandra nicht allein nicht geglaubt, sondern auch nicht wahr geworden, wenn auch ein brudermörderischer Krieg viel Wackere auf der Wahlstatt und sonst hingerafft hat. Wie viel reiner schaute der rückwärts gewandte Blick in dem schönen Sonett auf „Schill“:

Dein Jagdhorn klang: „der Tag ist nicht mehr fern!“
Da ging der Morgen auf so roth und heiter;
Doch unter gingst du, schöner Morgenstern.

St. Goar.

Die Widmung der spanischen Volkslieder und Romanzen war die Veranlassung, daß Freiligrath, der im Juni 1842 von Darmstadt nach St. Goar gezogen war, Geibel einlud, ihn dort zu besuchen. Geibel entschloß sich rasch, der Einladung zu folgen. Er reiste im Mai 1843 bald nach Pfingsten ab und nahm seinen Weg an den Rhein über Bremen, wo ihm zum erstenmale bewußt wurde, daß er nun endlich dem Publikum gegenüber eine gewisse Stellung gewonnen hatte. Alle hatten seine Gedichte und Zeitstimmen gelesen und wollten ihn kennen lernen; er wurde aus Einer Gesellschaft in die andere geführt und war bald in der ganzen Stadt bekannt. Lieber wäre er freilich mit ein paar Freunden still zusammen geblieben, aber

er gab sich dem Strome hin, um die Welt auch einmal von dieser Seite kennen zu lernen, wie sie tadelt und lobt, und das alles in guter Meinung. Da hört man denn wohl Dinge als Compliment gesagt, an denen man ersticken möchte; manche halten sich, wo es auf die Dichtung ankommt, an die Gesinnung und das ist noch das Erträglichste; andere loben die schöne Sprache; und dabei das naive Ineinandermengen der unverträglichsten Grundsätze, das gänzliche Mißverstehen der einfachsten Dinge!

Von Bremen machte Geibel einen Abstecher nach Oldenburg, wo sich in der letzten Zeit viel geistige Bewegung gezeigt hatte. Man bildete dort der Gesinnung nach ein Klein-Königsberg; etwas leichtblütiger Humor, etwas neuhegel'sche Opposition, ein wenig Schwärmerei für das junge Deutschland oder Bettina, allerlei durch einander laufende Interessen, aber viel Verträglichkeit unter sich. Der Zufall brachte Geibel an der Wirthstafel mit einigen dieses Kreises zusammen, besonders mit K. A. Mayer, der sich durch sein Buch über Neapel einen wohlverdienten Namen erworben hatte, und mit Ad. Stahr, früherem Mitarbeiter an den Hallischen Jahrbüchern. „Es ist immer ein Schmerz für mich, schrieb er, wenn ich sehe, daß es wahrlich nicht die Schlechtesten sind, die gegen uns stehen. So war's auch hier. Die Leute meinen es ehrlich und würden für ihre Ueberzeugung sterben." Sie geriethen bald in einen heftigen Meinungskampf über ästhetische wie über politische und religiöse Dinge und schenkten sich gegenseitig nichts. Das Resultat war das gewöhnliche, jeder hielt an seiner Ueberzeugung fest. Uebrigens blieben sie den ganzen Abend bis in die Nacht zusammen und schieden, um sich vielleicht nie wieder zu begegnen.

Nachdem er noch einige Tage in Bremen zugebracht, reiste er, ohne sich weder in Münster noch in Düsseldorf lange aufzuhalten, direct nach Bonn, wo er bei Brandis wohnte und alte Freunde besuchte und neue Bekanntschaften machte, darunter

die Karl Simrocks, eines klaren wortkargen, aber herzlichen Mannes, der sich damals vorzugsweise durch seine Uebertragung des Nibelungenliedes und durch sein frisches Gedicht von Wieland dem Schmied bekannt gemacht hatte. Beim alten Arndt, der noch rüstig, keck und lebendig war wie immer, lernte Geibel Anderssen kennen, „ein liebes, harmloses Kinderherz. Aus seinen Augen blickt eine unverstellte, freundliche Seele; er ist wirklich Kind geblieben, daher in seinen Büchern auch alles so schön was sich auf die Kindheit bezieht, Jugenderinnerungen, Märchen" — so lautete das Urtheil damals; ich weiß nicht, ob es sich in der Folge berichtigt hat. Die sogenannte Kindlichkeit Anderssens ist die Kinderwelt des Salons, die Verbildung in früher Jugend, Ziererei und Anempfindelei widrigster Art. Es hat kaum ein anderer Schriftsteller mit seinen Kindereien einen ungesundern Einfluß auf die deutsche Kinderwelt geübt, als dieser Däne, der oben drein erst an den mittelmäßigsten Kinderschriften Deutschlands gelernt hat, was man als seine Eigenthümlichkeit rühmte — denn hoffentlich ist die Zeit dieses Modeschriftstellers vorüber.

Auch mit Gottfried Kinkel traf Geibel wieder zusammen. Er hatte viel durchgemacht, die Pietisten hatten ihn gereizt und erbittert, so daß er seinen früheren Ansichten wohl eine etwas andere Richtung gegeben hatte, als sonst vielleicht geschehen wäre. Doch waren beide alte Freunde noch nicht so getrennt, daß sie nicht hätten nebeneinander bestehen können, zumal da ihr gemeinschaftlicher Freund Burkhard aus Basel, der ebenfalls in Bonn zum Besuch war, und fast noch mehr ihre beiderseitige Verehrung für Immermann, so wie die allgemeinen poetischen Interessen mächtige Brücken zwischen ihnen schlugen. Da Kinkel gerade im Begriff war, seine Hochzeit mit Johanna Mathieux zu feiern, und Geibel bat, sie mitzumachen, so blieb er und sah das Paar erst bürgerlich durch den Bürgermeister von Bonn und dann kirchlich durch den Pastor Wichelhaus in aller Form

copuliren. Nach der Trauung half er dem jungen Ehepaare zu Rolandseck einige Flaschen Wein ausstechen, die ihnen an dem heißen Maitage goethisch, d. h. fürtrefflich mundeten. Auch eine Tragödie Kinkels, Kaiser Lothar, gab es zu kosten, die weniger mundete; „die Composition, schreibt er, scheint mir nicht ganz gelungen; das Interesse stockt zuweilen und die Handlung, die großartig anhebt, rennt zuletzt so schnell hin und her und schlägt so oft um, daß vor lauter kleinen Wirkungen der Gesammteindruck bedeutend geschwächt wird. Bei alledem ist ein bedeutendes dramatisches Talent darin."

Auch mit Dahlmann wurde Geibel in einer Gesellschaft bekannt gemacht, sprach aber nur wenige Augenblicke mit dem ohnehin schweigsamen Manne.

Am 24. Mai langte er in St. Goar an, wo ihn Freiligrath sogleich in Empfang und für den Abend in Beschlag nahm. Freiligrath war verheirathet, und eine Schwester der feinen anmuthigen Frau half in der kleinen Wirthschaft. Geibel fand eine ganz nette Wohnung, nur daß er die schöne Aussicht auf den Rhein mit dem Eingang durch einen Schlachterladen (Metzger Jung) bezahlen mußte; da aber nichts anderes mit den Fenstern auf den Strom hinaus zu finden war, fügte er sich darin und hatte sich, da er ohnehin nicht viel zu Haus war, bald gewöhnt.

Das Land fand er wunderschön. „Nirgends in Deutschland, Steiermark ausgenommen, findet man so mannigfaltige Schönheiten dicht bei einander. Das majestätische Stromthal mit seinen Felsen, Bergen und Nußbäumen, die unzähligen Seitenthäler, bald wilde düstere Steinschluchten von schäumenden Wasserfällen durchrauscht, bald freundliche Wiesengründe mit grünen Waldhängen eingefaßt und dann wieder oben die weite vielfach gespaltene Hochebene voll wogenden Korns und reicher Fruchtbäume." Es gefiel ihm und das war die Hauptsache. Im Uebrigen ist St. Goar gerade kein besonders

anziehender Platz am Rheine. Der Flecken ist klein und dürftig, ein Rheinquai und dahinter eine lange Straße. Gegenüber liegt St. Goarshausen, ein ebenso tristes nassauisches Städtchen. Die berühmten Felsen, darunter die Loreley am rechten Rheinufer steigen kahl und öde aus dem Fluß und haben mehr literarischen Ruf als Schönheit. Imposant ist der über St. Goar in Ruinen liegende Rheinfels, zu dem eine Nußbaumallee hinanführt. Der Blick aus den Fensternischen auf die breite Stromkrümme ist bei guter Beleuchtung allerdings von überraschender Schönheit, aber ermüdet bald, da das Ganze den Eindruck des Starren und Erstorbenen macht und selbst der Strom nicht Leben genug zeigt, um das Eintönige auszugleichen. In den kleinen Seitenthälern gibt es anmuthige, aber einsame Partien und nirgends am Rhein fühlt man mehr das Bedürfniß nach belebender Gesellschaft als in dieser Gegend, die jetzt durch die Eisenbahnen noch mehr als damals von lebendigem Menschenverkehr entblößt ist.

An Gesellschaft fehlte es nun nicht; freilich nicht jene vielfach zusammengesetzte Geselligkeit, die in Berlin und Lübeck oft genug störend geworden, aber ein kleiner Kreis eng befreundeter Menschen fand sich zusammen, denen sich ab und an Durchreisende zugesellten. Freiligrath, Schücking und Geibel, das waren die drei täglichen Genossen und wenn Schücking, was oft vorkam, fern war, sahen sich die beiden anderen auf sich angewiesen. Zu Freiligrath, dem Dichter, hatte Geibel immer große Neigung gehabt, jetzt gewann er auch den Menschen lieb. Beide hatten einen sehr verschiedenartigen Bildungsgang zurückgelegt und konnten sich mancherlei geben; auch schien damals in allen Hauptsachen eine Uebereinstimmung der Ueberzeugung stattzufinden. Geibel hat immer mit offener Liebe über Freiligrath gesprochen und geschrieben. Bald nach der Ankunft in St. Goar nennt er ihn einen treuen, lieben und herzlichen Menschen, dann wieder im Juni einen prächtigen Menschen,

einen rechten Poeten von Gottes Gnaden. „Es kommt ihm, man weiß nicht wie. Wenn ihn ein Stoff ergreift — er sucht keinen — so sieht er ihn augenblicklich in seiner schärfsten Eigenthümlichkeit und trifft fast immer mit dem schlagendsten Ausdruck den Nagel auf den Kopf. Ein farbiges lebendiges Bild mit ein paar kecken Strichen hinzuwerfen, darin ist er Meister. Dabei ist er ein lieber, harmloser Mensch, aber kein Süßling, sondern eine gesunde, westphälische, derbe Natur, kein Salonschwätzer, sondern ein gerader kurzrediger Mann, der oft genug ein blitzendes Wort dazwischenwirft." Und noch kurz vor dem Abschiede, am 29. August, kaum vierzehn Tage nach der so denkwürdig gewordenen Nacht zu Koblenz im Riesen, schreibt er: „Freiligrath ist eine ursprüngliche liebenswürdige Natur, einfach, kindlich, von mächtiger Phantasie, aber zugleich von der weichsten Innigkeit des Gefühls und einer nicht gemeinen humoristischen Begabung. Merkwürdig genug, daß beide zuletzt genannten Züge, die im täglichen Leben bei ihm entschieden die vorwaltenden sind, in seinen Gedichten nur unverhältnißmäßig hervortreten. Als Dichter arbeitet er fast nur mit der Einbildungskraft; unwillkürlich wird ihm jeder Stoff zum Bilde; in der Sphäre des Gedankens ermattet er rasch; immer malt er, fast zuviel, aber immer wie ein Meister. Die Poesie ist ihm ganz Gabe, die Anschauung kommt ihm und er hält sie in der farbigsten Lebendigkeit fest; er ist mehr Visionair als Künstler. Von allem Sichbewußtwerden bei der dichterischen Erzeugung ist er daher ein entschiedener Feind, und ich habe es mehr als einmal durchgefühlt, wie ihm bei unserer Unterhaltung ein gewisses verständiges Element, das nun einmal in mir ist, und ich glaube zu meinem Glücke, unbehaglich wurde. Theoretisch habe ich daher nicht viel von ihm lernen können, aber praktisch mancherlei abgesehen, was mir von Werth ist, nicht etwa Einzelnheiten des Strophenbaues und dergleichen, was doch am Ende nur zu Nachahmungen führen würde, sondern

gewisse allgemeine Kunstgeheimnisse, von denen er vielleicht selbst nicht weiß, daß er sie täglich anwendet."

Ganz anderer Natur war Levin Schücking, der sich abwechselnd in St. Goar und dem anderthalb Meilen entfernten Marienburg aufhielt, wo seine Braut, Louise von Gall, damals eine Badecur gebrauchte. Er war mehr eine feine und geistreiche als schöpferische Natur, mit vielseitigen Kenntnissen ausgestattet, in der Unterhaltung liebenswürdig und ein guter Erzähler, der glänzenden, nicht gerade tiefen Gedankenspielerei, wie sie in den feinen Gesellschaften der großen Welt zu Hause ist, vielleicht etwas zu sehr ergeben. Seltsamer Weise verband er damit einen entschiedenen Hang zum Geheimnißvollen und Wunderbaren, das er später in seinen Romanen mit Vorliebe in Scene setzte.

Eine Zeitlang hatten die drei Freunde viel gespenstert, eine Menge seltsam schauerlicher Geschichten waren erzählt, eine Menge eigenthümlicher Erscheinungen, die in das Gebiet schlugen, waren besprochen; da kam Freiligrath eines Morgens zu Geibel; „du, ich schreibe ein Gespenstergedicht!" Geibel bekannte, daß er am Abend zuvor eins angefangen, und als sie dann zu Schücking gingen, fanden sie ihn bei derselben Arbeit. Schückings Gedicht, das, ich glaube, im Morgenblatt erschien, ist mir nicht mehr erinnerlich. Geibel hatte die Geschichte von der stolzen Mutter, die das uneheliche Kind ihrer Tochter bei der Geburt umbringt, der bald gestorbenen Tochter den Ehrenkranz auf den Sarg legt und nun „im Grafenschloß" spucken geht, aus Escheberger Erinnerungen wie eine persönlich erlebte Spuckgeschichte dargestellt; Freiligrath hatte das Gedicht von der „weißen Frau" begonnen

Man sagt, es läßt die weiße Frau
Sich hier und dorten wieder sehen,
Durch mehr als einen Fürstenbau
Mit fahlem Antlitz soll sie gehen.

In weißer Robe, weiß verbrämt,
Tritt sie aus Wänden und aus Bildern;
Dastehn die Wachen wie gelähmt,
Die in den Korridoren schildern.

Dieser Beginn aus der ersten Hälfte des Junimonats 1843 wurde im Januar des nächsten Jahres noch in St. Goar ausgeführt und, worauf es ursprünglich gar nicht abgesehen war, auf eine politische Pointe zugespitzt.

Der freundliche Wetteifer, gemeinschaftliche Anregungen nach eines Jeden eigner Art auszuführen, scheint übrigens nicht häufiger stattgehabt zu haben. Freiligrath producirte überhaupt während Geibels Aufenthalt in St. Goar nur sehr wenig. Seiner eigenen Angabe (im Glaubensbekenntniß) zufolge fallen in den ganzen Sommer nur acht Sonette, davon sechs, die er „Flottenträume" überschreibt, und zwei andere, jene gehören dem Juli, diese dem August. Sicher scheint aber aus innern und äußern Gründen, daß manche Gedichte, die vor dem 16.—17. August begonnen oder fertig waren, nachher mit einer politischen Wendung geschlossen wurden, weil ihm seine bis dahin geübte Poesie verleidet war. Den Mangel an Gedanken, den ihm die Kritiker vorwarfen, als ob jedes Gedicht nach der Schablone Karl Becks hätte zugeschnitten sein müssen, konnte er durch Behandlung des Politischen aufzuwägen meinen. Die Rathgeber, die ihn auf diese Bahn leiteten, mochten es mit der Sache immerhin sehr wohl meinen, mit dem Dichter haben sie es nicht wohl gemeint. Die rheinisch-preußische Luft war oppositionell; man verlangte erfüllt zu sehen, was man beim Thronwechsel erwartet hatte und es wäre in der Ordnung gewesen, daß Preußens König aus freiem Willen gegeben hätte, was er sich später mit Gewalt abpressen lassen mußte. Was den Rheinländern selbst nicht gelungen war, Freiligrath in die tendenziöse Opposition zu ziehen, gelang Hoffmann von Fallersleben, der in Koblenz am

16. August mit Freiligrath und Geibel zusammentraf und Freiligrath „aufklärte," bis dieser seinen ganzen Haß schweigend ehren mußte. In dem Gedicht an Hoffmann sagt er:

> Schiefer Stellung volle Qual
> Muß' ich damals tragen!
> Noch nicht recht aus ganzem Holz
> Schien auch dir mein Leben.

Seit jener Nacht vom 16. auf den 17. August, als Hoffmann „derb und nagelschuhig" aufgetreten, datirt Freiligrath sein neues Leben.

Eine Trübung mit Geibel trat nicht ein, wenigstens empfand Geibel nichts der Art. Die beiden Lieder, die er für Freiligrath schrieb, das eine zum Geburtstage (17. Juni) mit ein paar Flaschen Champagner, das andere zum Abschied ins Album, Ende August, zeugen von der unbefangenen Liebe zu dem Dichter. Das letzte ist freilich in späterer Ueberarbeitung bekannt geworden, diese hat aber nur einzelne landschaftliche Züge heller hervorgehoben, an dem Verhältniß selbst keine Veränderung vorgenommen. Geibel war damals mehr politischer Dichter als Freiligrath. Am 4. Juli begann er im Walde hinter der siebenten Mühle bei St. Goar „Barbarossa's Erwachen," worin er ein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen meinte, indem er seine Ansicht über die Zeit aussprach. Der Jüngling klimmt zum alten Kaiser nieder, von der Zeitbrandung in die Einsamkeit ausgeworfen, und fleht um Rath und Weisheit. Draußen ist ein rastloses Stürmen und Drängen, in Herz und Gesang, alle Farben fließen in einander, Lüge und Wahrheit, Recht und Frevel, nirgends mehr Halt. Die Alten im Volke stützen das Gute wie das Schlimme, überhören die Verkündigung einer reichen Zukunft, der Lenz ist ihnen zu grün, die Sonne zu hell, die freudige Jugend zu stolz und vermessen, sie zerstören das Gefäß, drin der feurige Wein

gährt und wissen nur, daß die Flamme gefährlicher ist, als die Asche. Die Jungen schelten und meistern keckes Muthes, nichts ist ihnen recht, es soll im Himmel und auf Erden alles anders werden, und wer nicht mitschreit heißt ein Knecht. Sie möchten das Oberste zu unterst kehren und nach eigenem Gefallen herrschen; der Glaube ist ihnen eine Fastnachtsposse, das Herz eine Thorheit; und manche treiben es nur zum Spiele, sie rufen nach Freiheit und sind der eigenen Lüste Knechte; sie reden vom ewigen Menschenrechte und meinen doch nur ihr kleines Ich; sie wollen mit der Lüge die Schlachten der Wahrheit schlagen, die Welt ordnen und vermögen kaum den eigenen Herd in Ordnung zu halten.

Aus diesen Allgemeinheiten geht der dem Kaiser klagende Jüngling auf ein sehr Bestimmtes, auf die hannoverschen Verfassungskämpfe über:

Aber es sind auch andere drunter,
Ein welfisch ehrenwerth Geschlecht;
Sie klagen um zertretnes Recht.
Sie haben geredet, gerufen
Vor den Hallen an den Stufen,
Sie haben geläutet unverdrossen
Im Trauergewand, in der Flehenden Kleid,
Aber es blieb vor ihnen verschlossen
Die Pforte der Gerechtigkeit.
Gilt es nicht da das Schwert zu schleifen!

Der alte Kaiser räth vom Tändeln mit den Waffen ab, der Würfel könne anders fallen, als man gedacht und die junge kaum zur grünen Hoffnung erwachte Saat könne unter der schneidenden Sichel des Fremdlings fallen. Darum sei es wohlgethan, zu harren; der Frühling werde über Nacht kommen. Als der Jüngling diese Aussicht etwas unsicher findet und bekennt, daß ihm die Last oft doch ein wenig schwer werde,

verweist der alte Kaiser auf Gott, der Stunde und Weg kenne, und ermahnt den Jüngling, der ihm beschiednen Gabe in That und Lied zu pflegen und fest auf das Ziel zu schauen:

> Der ist der Weise, der es nimmer vergaß;
> Wirke Treu im befriedeten Kreise und halte Maß.

Die Zeitschilderung mag ganz treffend sein, aber da sie generalisirt, paßt sie nach beiden Seiten. Die hannoversche Sache war schon einige Jahre todt. Der Rath des alten Kaisers, des eigenen Wirkungskreises zu walten, ist das Richtigste im Gedicht und das Richtige überhaupt. Wer etwas sein will, soll es ganz sein; aber zum ganzen Menschen gehört auch eine ganze Gesinnung und diese ist nichtig ohne übereinstimmende Handlung. Das Politikmachen paßt allerdings nicht für jeden, aber wer möchte in Uhlands Gedichten die patriotischen missen und wie wäre Uhland zu diesen Liedern gekommen, ohne ein entsprechendes Leben?

Auf dem Wege nach Koblenz im August entstand das Gedicht „Sanssouci," das dem alten Fritz gewidmet ist. Mit der an Freiligrath bewunderten Meisterschaft charakteristischer Züge wird der Park geschildert, dessen Laubengänge so regelrecht geschnitten sind, als wären es Verse Boileaus. Auch die Charakteristik des alten Helden mit dreigespitztem Hut und Krückstock und dem sinnenden blauen Auge erinnert ebenso sehr an die Darstellungsart des Freundes wie die gleichsam negative Vorbereitung auf den positiven Gedanken. Indem der Dichter überdenkt, was der König, der sinnt und schreibt, brüten möge, zählt er eine Reihe von Möglichkeiten auf, Erinnerungen an die geschlagenen Schlachten des siebenjährigen Krieges, friedliche Pläne für sein Volk, ein Epigramm, mit dem der Schalk Voltaire bei Tisch gezüchtigt werden soll, Bilder aus der Jugend, die dem Vater so ärgerliche Flöte, Kattes Tod, Blicke in die Zukunft des Hauses Hohenzollern:

> Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
> Und bangend, wenn daher des Aares Fittich rausche? —
> O nein, das Alles ist es nicht.

Nachdem diese schildernden Möglichkeiten abgelehnt sind, nennt er den Gegenstand des Sinnens. Der König murrt, daß er in einem Zeitalter ohne heimische Dichter lebe, und ahnt nicht, daß der junge Goethe schon fast den vollen Kranz erreicht und die deutsche Poesie, das scheue Kind, vom süßen Schreck noch roth, aus welschen Taxushecken zum freien Dichterwalde führt. Ich weiß nicht ob unter all den treffenden Antworten auf des Königs Schrift über die deutsche Literatur jemals eine schönere gegeben wurde.

Ein häufig wiederholter Ausflug der Freunde war der nach Oberwesel, einem prächtigen alten Neste, das mit hochzinnigen Thürmen und schartigen Mauern durch Nußbaumwipfel und blühende Hollunderbüsche ganz wie ein Stück Mittelalter in die kluge Zeit hineinschaute. Der „goldene Pfropfenzieher," in dem Freiligrath nach dem Gedichte zu seinem Geburtstage seinen „neuesten Reim" den Freunden mittheilen soll, ist eine Schenke nach rheinischer Art. Ueber der Thür fassen Eulenspiegel und Falstaff das Bild des riesigen Pfropfenziehers ein. Hinten hinaus lag eine halb offene Halle, nur einfache weiße Wände und ein gewaltiger Eichentisch mit Holzbänken; die hohen Rosenbüsche des kleinen sonnigen Gartens blühten und dufteten in voller Ueppigkeit herein und der Wein, den die schlanke Kellnerin mit freundlichem Gesicht auftrug, war leicht, wohlfeil und mundete nur zu gut. Da wurden die neuesten Gedichte gelesen; da gab es mitunter wackere Kämpfe um Gott und die Welt oder um „des Kaisers Bart." Das gleichnamige Gedicht (das schon im Juli 1843 gedruckt erschien) stellt in humoristischer Weise ein objectives Bild dieser Dispute auf. Drei gute Gesellen sitzen im Mai beim Wein, singen, trinken und führen lustige Reden. Der eine hebt an, vom Kaiser

Rothbart zu erzählen, wie er ihn in Mainz mit langem, braunen Barte habe zur Messe gehen sehen; der andere, der ihn am Harze gesehen, erklärt das für ein schlechtes Märchen, da sein Bart schwarz sei; alsbald fährt der dritte, der ihn zu Köln geschaut, zornig drein und behauptet, der Bart sei weiß. Von Behauptungen kommt es zu Streichen und die drei, die sich eben noch so gut waren, wandern zornig der eine hier, der andere dorthin. Die Moral der Geschichte ist: beim Weine nicht um des Kaisers Bart zu zanken.

Welcher Art die Streitpunkte der Freunde unter sich und mehr wohl noch im Verkehr mit Andern waren, läßt sich schließen, wenn man erwägt, wie Geibel im „Waldmärchen" ausruft, er werde, ob man es ihm auch zur Sünde rechne, die Fee der Waldesgründe, die Sagenpoesie, dennoch nie lassen. Auch an ihn traten die Anforderungen, sich in den Strom des Tages, in die Wirbel des politischen oppositionellen Lebens zu stürzen. Dann rettete er sich in die Einsamkeit des grünen Waldes. Dort lag er in den kühlsten dunkelsten Schluchten, wo die Sonne nur verlorene Strahlen auf den Moosgrund niedergleiten ließ, und sann alte Zeiten und neue Lieder. Eine stille Lust an der Einsamkeit klingt durch mehrere der in St. Goar entstandenen Gedichte. Er setzt „Welt und Einsamkeit" gegen einander und gibt der letzten den Preis; nie kehrte er heim von ihr ohne Trost.

> Empfinden ließest du mich meines Gottes Nähe
> Wie einen Frühlingshauch, der, ob ich ihn nicht sehe,
> Mir doch die heiße Stirne kühlt.

Zu ihr, die ihm in Griechenland, an Hessens Marken hold und treu gewesen, flüchtet er, wenn alle Welt ihm grollt; sie soll fern am Strand, im Wald, auf Burgruinen all ihren Märchenreiz in sein Lied verströmen. Er sieht die Waldkönigin mit der blauen Blume und dem langen Goldhaar am Stamm

der Buche lehnen und hört, wie sie ihn zu sich einlädt und ihm, wenn sein Arm im Kampfe ermüden wolle, in ihrem säuselnden Waldfrieden Kräftigung verheißt. Er lauscht dem Ritter nach, der den Falken fliegen, das Roß zum Stalle traben läßt und sich der Beschwerden und des Ueberflusses der Welt entschlagend in den kühlen stillen Wald zieht, um als „Einsiedler" zu leben, dem Herrn zu dienen und zu sterben. Und mitten in dieser glücklichen Befriedigung taucht das Bewußtsein auf, daß alles dennoch ungenügend sei. Der Glaube, den er in jungen Tagen gehabt, daß er in sich stark und fest sei, ist geschwunden.

Es kommt die Zeit, wo auch den Sänger
Die Sehnsucht fasset bang' und bänger
Und wo das müde Herz nicht länger
Sich um sein Recht betrügen läßt.

Wohl umblüht ihn das Land der Reben, wohl winkt der Rhein grün und sonnig, die bewimpelten Nachen gleiten, Zithern klingen, die rosigen Mädchen tragen Blumen, die Burschen Waldlaub auf den Hüten, das Fest soll die Mühen belohnen; aber was kümmert's ihn? er ist allein:

O dürft' ich nicht mehr suchend schweifen
Von Ort zu Ort, ein fremder Gast;
Dürft' ich mein stilles Theil ergreifen,
Mein Theil der Lust, mein Theil der Last!
Schlüg' endlich mir ein Herz entgegen,
Die heiße Schläfe dran zu legen;
Denn nur von innen kommt der Segen
Und nur die Liebe bringet Rast.

Rückwärts blickend singt er des „Spielmanns Lied," daß wenn auch Strom und Thal und Hügel zwischen ihn und die Geliebte gelegt werden, eine Trennung doch nicht zu erreichen

ist, da er sein Lied aussendet, das Wind und Waldvöglein, Fischer, Mägde und Jäger weitersingen müssen, bis es im Ernst, im Scherz zu ihr gelangt und sie spürt wer es sendet; das Lied:

> Ich habe dich lieb, du Süße,
> Du meine Lust und Qual,
> Ich habe dich lieb und grüße
> Dich tausend, tausendmal.

Humoristisch zeigt er in der kleinen Parabel „Im Weinberg," wo er seinen langen Magister findet, der sich die allerschönste der Trauben ins Maul wachsen lassen möchte, daß man zugreifen müsse, da um einen Hasenfuß keine Wunder und Zeichen geschehen. Und dann wieder überdenkt er träumerisch, wie es komme, daß sich immer ein Klang der Liebe in sein Lied mische, und er weiß selbst nicht, ob er vom künftigen Glück oder vom süßen Traume der Jugend singt.

Noch andere kleine Lieder gehören diesem Sommer an, wie „Meiden," „Im Herbste," „Muth," in denen sich die Unruhe bald um verlorene Liebe, bald um höhere Dinge als einen Liebesmai, ausspricht und die alle redende Zeugen sind, daß die Waldeinsamkeit in St. Goar nicht befriedigend und ohne Freiligrath wohl nicht zu ertragen gewesen wäre. Eine wahre Wohlthat war es daher für den Dichter, als sich unter den häufigen Besuchen, die bei der Kleinheit des Ortes für den Tag ihres Aufenthalts ganz auf die Freunde angewiesen waren, ein Dichter einfand, der eine neue Scene eröffnete.

Die Gegensätze waren oft schroff genug. Im Juni war Kinkel mit seiner Frau ein paar Tage in St. Goar; in kürzern oder längern Zwischenräumen folgten Andere, darunter der Kanzler v. Müller aus Weimar, der Freiligrath, dann W. Alexis, der Geibel besuchte, dann Saphir, endlich im August Justinus Kerner mit seiner Frau, eine köstliche Menschennatur,

an der sich Geibel innig erfreute. So viel Posie und Herzlichkeit, so viel Tiefe und Kindeseinfalt war ihm selten vereinigt vorgekommen. In vielen Einzelnheiten erinnerte er lebhaft an Geibels Vater, ohne daß die Aehnlichkeit eine durchgängige gewesen wäre. Auch die Frau machte den wohlthuendsten Eindruck. Kerner lud den jüngeren Dichter mit liebevoller Dringlichkeit ein, ihn auf längere Zeit in Weinsberg zu besuchen, und ließ nicht ab, bis er versprach, es bald zu thun. So entschloß er sich, da Kerner heimreiste, schon zu Anfang September die Wanderung ins schöne Schwabenland anzutreten. Wo er den Winter bleiben werde, wußte er noch nicht, er schwankte zwischen Bonn und Berlin, aber hoffte auf irgend einen Fingerzeig. „Er wird auch nicht ausbleiben, schrieb er, denn wer sich führen läßt, der wird geführt. Das ist mein Glaube.“ —

Als die Zeit des Scheidens kam, begleitete Freiligrath den Freund bis nach Bacharach. Dort besuchten sie noch die schöne Ruine der Wernerskirche, die in Form eines Kleeblattes aus rothem Sandstein erbaut mit ihren schlanken Pfeilern und Spitzbögen hoch und kühn hervorsteigt. Das Dach war längst gefallen und nun blickte das tiefe sonnige Blau des Septembers von oben herein und durch die Steinrosen der Fenster. An der Stelle, wo früher der Altar gestanden, lag ein Grabhügel über den eine Trauerweide ihre langen Zweige niederfließen ließ. Dann stiegen sie in die Stadt hinunter; ein eigenthümliches Nest mit dicht über einander hockenden Giebeln und krummen Gassen, die alten Häuser oft hoch hinauf mit Rebláub überwachsen. Die Stadtmauer war zu einer engen Straße mit einer Art von Arkaden eingerichtet. In der düsteren Wirthsstube gab es trefflichen Wein; darin wurde Valet getrunken, und nach einer halben Stunde saßen beide auf ihren Dampfern, die sie mit Rädergebraus und Stampfen auseinanderführten, den Freund zurück nach St. Goar an den

eigenen Herd, Geibel stromaufwärts gen Süden. Sie haben sich nicht wiedergesehen. In Freiligraths Album hatte Geibel einen „Abschied von St. Goar" geschrieben mit dem Schlusse:

Und du fahr wohl, mein Dichter,
Du Mann so jugendgrün,
Und mag dir immer lichter
Das Herz von Liedern blühn!
Wohl sänge dir Bessres gerne,
Der dieses sang und schrieb;
Doch sei's — Und halt' auch ferne
Wie hier am Rhein ihn lieb.

Württemberg.

Zunächst ging die Fahrt nach Geisenheim, wo Geibel von dem Weinhändler Lade eingeladen war und freundlich empfangen wurde. Hier hatte er ein Schauspiel, wie nie zuvor und seitdem nicht wieder. Lade führte ihn in seine großen ausgedehnten erleuchteten Weinkeller, wo Stück an Stück des herrlichen rheinischen Weines lagerte. Die Besichtigung, die begreiflicher Weise nicht ohne Prüfungen ablief, währte eine gute Stunde, und dabei wurden allerlei Berichte über die hier gebannt liegenden Geister, ihren Ursprung, ihre Erziehung und bevorstehenden Schicksale gemacht, die immer vertrautere Bekanntschaft mit den verschiedenen Individualitäten gewährten. Nachdem dies mit besonnener Gründlichkeit erledigt war, führte Lade den Gast in seine Familie ein, wo drei Töchter, mehrere ihrer Freundinnen und junge Herren versammelt waren. Die freie und doch feine und leichte Sitte des Rheinlandes entfaltete sich in der frohen Geselligkeit des Abends aufs Anmuthigste. Es

war ein frohes munteres Treiben, von dem herrlichsten Herbstabend begünstigt. Einen Genuß, den Geibel in St. Goar oft schmerzlich entbehrt hatte, fand er hier wieder, Musik. Dort unten am Rhein war eigentlich nur im Hause des Landraths Hauberger, den Geibel zuweilen besucht hatte, von den Töchtern musicirt worden; leider war der Flügel nicht der vollkommenste gewesen. Hier in Geisenheim klangen die schönsten Töne des besten Instruments, und Mädchen und Männer waren Meister darauf. In die Musik mischte sich bald der Gesang, und als das Zimmer dem leichten Blut zu eng wurde, wurde die Terrasse zu Hülfe genommen, daß die Lieder über den mondbeglänzten Garten hinfluteten.

Am nächsten Tage wanderte Geibel weiter, um einen Verwandten, den Weinhändler Heistermann aus Mainz, zu besuchen, der auf seinem Gütchen unterm Johannisberge wohnte. Gegen Abend wurde der Johannisberg bestiegen und dort genossen, was schöner ist, als der theure echte und dennoch zweifelhafte Johannisberger, die wundervolle Aussicht ins herrliche Rheingau. Früh am folgenden Sonntage machte Geibel allein auf einem weiten schönen Umwege über Marienthal, die Antoniuscapelle und Noth-Gottes die Tour nach Geisenheim zurück, von wo er am Abend mit dem Dampfschiff nach Mainz fuhr. Von Mainz ging er in kurzen Tagemärschen über Frankfurt nach Darmstadt, dann bei Gernsheim auf den Rhein, an der alten Nibelungenstadt Worms vorüber nach Mannheim und von hier mit der Eisenbahn nach Karlsruhe, dann weiter über Heilbronn nach Weinsberg. Das Wetter begünstigte ihn auf dem ganzen Wege. Bald zog er mit deutschen Studenten, bald fuhr er mit schönen englischen Ladies ein Stück auf dem grünen Flusse, bald wanderte er zu Fuß, heut' allein, morgen mit ein paar Handwerksburschen, die fröhlich singend in's Land zogen. In Frankfurt verlebte er einige fröhliche Tage mit Ad. v. Schack, seinem alten Berliner Freunde, den er zuletzt

in Athen gesehen und der jetzt irgend eine diplomatische Stellung am Bundestage hatte. Auch den Maler Lessing lernte er hier kennen. Auch in Darmstadt, das ihm als Student übel gefallen, hielt er sich mehre Tage auf und verkehrte mit dem Intendanten, der ihm das Leben hinter den Coulissen zeigte und eine Aufführung des Roderich in Aussicht stellte. Als er dann zwischen Rebenhängen, Obst- und Waldhöhen in das Schwabenland hineinrollte, in den kleineren Orten überall auf dem Markt die großen steinernen Brunnen sah, wo unter einem verwitterten Kaiser- oder Herzogsbilde das Wasser aus den weiten Röhren sprudelt, als die Wanderer auf den Heerstraßen, die Kinder vor den Thürschwellen ihm das trauliche „Grüß Gott" zuriefen, da wurde ihm ganz heimlich und wohl zu Mute, daß er immer leise in sich hineinsang und Lieder nach Volksweisen und Tanzmelodien sich von selbst bildeten. Aber eine selige Trägheit hinderte ihn, sie aufzuschreiben. In späteren Jahren klangen einige davon durch und daher stammen zum Theil die Lieder „Zu Volksweisen" oder „Für Musik."

In Weinsberg nahm ihn Kerner mit unbeschreiblicher Herzlichkeit auf und quartierte ihn im Garten jenseits der Landstraße dem Wohnhause gegenüber in dem Häuschen ein, das durch zahlreiche Besuche einen weitberühmten Namen hat. Hier hatte Rybinski, hatte Lenau gewohnt. Das Häuschen war hoch mit Wein übergrünt, die Trauben hingen fast ins Fenster. Er war bald wie zu Hause. Kerners weiche liebenswürdige Natur, das innige und doch so verständig waltende Wesen seiner Frau mußten ihn auf das wohlthuendste ansprechen. Auch in den Töchtern und Schwiegersöhnen des Hauses, die oft aus Heilbronn herüberkamen, lernte er treffliche Menschen kennen. Doch fehlte es auch nicht an mancherlei Trübungen in dem schönen Kreise, da Kerners Augenübel immer mehr überhand nahm. Auch in die Familiensorgen wurde der als Sohn vom Hause behandelte Gast eingeweiht. Dazu kam, daß

eine wirre Majorin, die zur Kur ins Haus gegeben war, bei jeder Gelegenheit hinderte und störte. Leider setzte auch das bis dahin so prächtige Wetter um. Der Himmel hing grau und düster oder entlud sich in strömenden Regengüssen; in der Aeolsharfe der Weibertreue wühlte der Sturm, die Burg lag in Nebelschleier gehüllt, so daß die Familie mitten in der schönen Gegend mit Ausnahme einzelner Stunden auf das Zimmer beschränkt war. Diese aschgraue Stimmung drückte sich in dem hier entstandenen Gedichte „Schlaflosigkeit“ aus. Aber es war drinnen im Hause dennoch traulich und der heitern und schönen Stunden gab es genug, wenn entweder des Nachmittags musicirt oder des Abends um den kerzenhellen Tisch beim heimischen Weine geplaudert und gesungen wurde. Wenn alles in der rechten Stimmung war, konnte sich Kerner dem alten köstlichen Humor des Reiseschattenspielers Luchs hingeben und fröhlich übersprudelnd die erschütterndsten Scenen des Lachens herbeiführen. Dann wurden wohl die Lichter gelöscht und Kerner spielte auf der Maultrommel, jenem verschollenen Instrument, zauberhafte Melodien.

Auch Besuche kamen. Levin Schücking reiste mit seiner jungen Frau durch. Sein angebornes Interesse für alles Geheimnißvolle und Unerklärliche gab zum lebhaftesten Austausche von Ideen und einschlagenden Geschichten Veranlassung. Man vertiefte sich so in diese Dinge, daß man halb im Scherz, halb im Ernst in jedem Winkel etwas Gespenstisches wahrzunehmen glaubte. Denn bekanntlich haben die Gespenster klassischen Boden in Weinsberg — gehabt. Aber sie ragen auch dort wohl nicht mehr in die Welt von Fleisch und Bein und den hellen Tag der Vernunft herein. — Von Stuttgart kam Geibels alter Jugendfreund Ferdinand Röse auf ein paar Tage herüber. Der Aufenthalt im Schwabenlande hatte ihm geistig und körperlich wohlgethan, er war gesunder und frischer als je und sang von ganzem Herzen: Hie gut Württemberg allweg.

Nach einem Aufenthalt von drei Wochen verließ Geibel dankbares Herzens das traute Haus unter der Weibertreu und ging nach Stuttgart, Anfangs eigentlich nur, um sich das dortige Leben und Treiben einmal anzusehen und Grund und Boden kennen zu lernen. Röse indessen, der ihn gern dort behalten wollte und seine schwache Seite kannte, reiste voraus und richtete ihm ohne weiteres eine allerliebste Wohnung ein, inwendig auf das behaglichste ausgestattet, frei und sonnig, mit der Aussicht auf Gärten und Berge, so daß es ihm nicht eben viel Ueberwindung kostete, in Stuttgart zu bleiben. Er wohnte auf dem Lande und konnte dabei doch aller Vortheile der Residenz genießen, hatte Anregung und Menschen, die seine Interessen theilten, und außerdem Theater und Musik. Dazu eröffneten sich ihm eine Menge von angenehmen und förderlichen Verbindungen. Freiherr von Cotta, mit dessen Buchhandlung er über kurz oder lang doch hätte anknüpfen müssen, kam ihm, als er den Roderich zum Verlag anbot, mit großer Freundlichkeit entgegen. Karl Grüneisen, Gustav Schwab und Gustav Pfizer nahmen ihn sehr zuvorkommend auf. Auch Franz Dingelstedt, den er als geistreichen Menschen kennen lernte und dessen bedeutendes Talent er schätzen mußte, sah er nicht selten, doch wollte sich, bei der Grundverschiedenheit beider Naturen, ein genaueres Verhältniß, wie etwa mit Freiligrath, nicht bilden.

Ganz ohne sein Zuthun wurde er in die höheren Kreise eingeführt. Zuerst lud ihn der Hofmarschall von Seckendorf ein, dann die Prinzessin Marie, vermählte Gräfin Neipperg, bei welcher er auch dem Kronprinzen vorgestellt wurde, der jüngere Leute der Literatur um sich sah und auch Geibel in seinen Kreis zog. Der König, der von ihm gehört hatte, ließ ihn eines Tages rufen; er wünsche ihn kennen zu lernen. Es mochte ihn ein eigenthümliches Gefühl überschleichen, als er über die Teppiche der hohen stillen Zimmer schritt, durch welche

der Adjutant ihn führte. Es war die erste Audienz, die er bei einem Könige hatte. Im letzten Gemache trat ihm ein freundlicher Mann in Generalsuniform entgegen. Es war der zweiundsechzigjährige König Wilhelm. Obschon sein Haar tief ergraut war, hatten seine Züge noch etwas Jugendliches, Frisches, und seine großen blauen Augen blickten klar und verständig in die Welt. Seiner ruhigen Freundlichkeit gegenüber hatte der Dichter bald alle Befangenheit vergessen und er sprach sich über die Gegenstände die der König berührte, offen und ohne Hehl aus. Der König war gütig genug, nur von Dingen zu reden, die den Dichter interessirten, so daß die Unterhaltung lebhaft genug verlief und Geibel erst nach Verlauf einer Stunde entlassen wurde.

Bei all dem wollte es Geibel doch in Stuttgart nicht ganz behagen und bleibend hätte er seinen Aufenthalt dort nicht nehmen mögen. Es kamen allerlei Verhältnisse in Betracht, die einer weiteren Erörterung hier nicht bedürfen. Dabei gerieth er in einen Strudel von Geselligkeit, die freilich nur die Abende von 8 Uhr an hinnahm und Abwechslung genug bot, aber zu zerstreuend wirkte, um ernste Arbeiten aufkommen zu lassen. Gearbeitet wurde freilich genug, wenn die schönen Tage des Spätherbstes nicht in die halbentlaubten Waldberge lockten, sogar, was in St. Goar nicht zu erreichen gewesen war, Dramatisches und noch dazu mehre Pläne nebeneinander, aber keiner ist ausgeführt, weder ein romantisches Schauspiel, in dem er einen Versuch mit komischen Figuren machen wollte, noch die Tragödie, die unter Stilicho's Namen den schroffen Zusammenstoß der Reiche des Honorius und Arcadius darstellen sollte. Ohne die Rauheit und Herbigkeit, die der Stoff bedingte, aufzugeben, sollten mannigfache Züge der damaligen Zeit darin kenntlich gemacht werden. Im Leben der großen Gesellschaft läßt sich vielleicht Stoff sammeln, aber wenn ihre rauschenden Vergnügungen den ruhigen Fluß der Tage unablässig unterbrechen,

läßt sich das Gesammelte nicht in großen künstlerischen Werken ausführen; die stille Waldeinsamkeit St. Goars hätte viel eher dazu getaugt, als Stuttgart, wo überhaupt nicht viel fertig gebracht wurde, und um so weniger, da auch andre zerstreuende Beschäftigungen sich eindrängten. Mit Schücking hatte Geibel verabredet, den deutschen Musenalmanach, den früher Chamisso und Schwab, dann Ruge und Echtermeyer redigirt hatten, wieder aufzunehmen, und er war rüstig mit der Sorge für Herbeischaffung von Beiträgen beschäftigt, was eine ausgedehnte Correspondenz mit den Lyrikern, die schwer zu erbitten waren, und denen, die ungebeten beisteuerten, zur Folge hatte. Glücklicherweise wurde nichts aus der Sache und Geibel, der bis dahin nur in eignen selbstständigen dichterischen Leistungen vor das Publikum getreten war, blieb von den „literarischen Unternehmungen," die zersplittern und den Dichter selten zu heben pflegen, verschont. Zwar hatte er sich nicht immer, wie es der Integrität seines Charakters als Dichter am zuträglichsten war, innerhalb der Schranken der strengen poetischen Formen gehalten, sondern auch in Novellen versucht, die er theils ausführte, theils entwarf — womit er schon in Escheberg begonnen hatte — allein direct durch ihn ist nichts der Art an die Oeffentlichkeit gelangt. Sein Freund Röse, dem er Kleinigkeiten mitgetheilt hatte, die nicht mehr zurückgefordert und nicht zurückgeliefert wurden, hat später einen Versuch der Art, „Demant und Rose," im ersten Bande der neu begründeten „Fliegenden Blätter" veröffentlicht. Andre Stoffe verschenkte Geibel in der Folge und die übrigen sind liegen geblieben oder verloren gegangen.

Zwar auch zersplitternd, aber doch auf der richtigen Bahn förderlich war die Ordnung einer dritten Auflage seiner Gedichte, die mit fünfzig neuen Stücken vermehrt wurden, darunter nur wenige aus der Stuttgarter Zeit; die übrigen, der Zahl nach freilich auch nicht beträchtlich, fanden ihre Stelle in den spätern Juniusliedern.

Die Stuttgarter Gedichte sprechen, mit Ausnahme eines Sonettes, das eine „marmorn" genannte Schönheit gegen diesen Vorwurf in Schutz nimmt, tiefe Verstimmung aus, die von all dem unbefriedigenden Welttreiben nicht übertönt werden konnte. In schlafloser Nacht schreiten die Tage der alten Zeit wehklagend vorüber, daß er Jugend, Glauben und Liebe vertändelt habe und sein einsam Herz nun sein Gericht sei. „Bei einem Feste" ruft er den Schreiern, die Kampflieder singen, indeß statt Blutes Ströme Weines rinnen, zu, der große Tag des Schicksales werde kommen und mit seinen Donnern den Lärm tödten; es werde sich dann fragen, ob sie ein Schwert für die Noth des Volkes und ein Lied für seine Schlachten haben. „In schwerer Stunde" ruft er, da das Volk und der hohe Rath irr geworden, zum Himmel um einen Retter, um die Spreu von der guten Saat zu scheiden. Ruhiger erscheint er in der klassischen Form der Gnomen, von denen einige dem Frühjahr 1844 angehören. Er meint das Grundübel der Zeit darin zu erkennen, daß sie stets mit kleinlichen Mitteln spiele und versuche und dabei Großes zu schaffen sich einbilde; niemand wage den geradesten Weg, man füge sich dem Weltlauf, da sich der Weltlauf doch stets dem Gewaltigen füge.

Es ist gewiß nicht die Aufgabe des Dichters, für die „kranke Zeit" ein bestimmtes nach der politischen Receptirkunst zu bereitendes Mittel zu verschreiben und die Modalitäten anzugeben, unter denen das ihm richtig erscheinende Ziel zu erreichen ist; da aber Verschreibungen dieser Art in ihrer Allgemeinheit nicht auszuführen sind, oder je nach dem Sinne des Ausführenden gedeutet werden müssen, scheint es weder Erfolg zu verheißen, noch des Dichters Sache zu sein, sich in diese Dinge zu mischen. Man könnte fragen, welches der geradeste Weg sei? Die Antwort wird so verschieden lauten, wie die Stichwörter der Parteien und Ja und Nein bleiben nach wie vor die alten.

Anders lautet der Rath, nur rein zu sein, um sich und die Welt und die Hand des Waltenden zu erkennen und irdische wie überirdische Dinge mit klarem Blick aufzufassen. Mag auch möglicherweise über das, was rein sei, Verschiedenheit der Ansichten bestehen können, da auch hier die Parteien Ja und Nein einander entgegensetzen, so führt die Befolgung des Raths doch zu einer sittlichen Selbstvertiefung, die unter allen Umständen nur heilsam zu wirken vermag. Wer die Selbstsucht abgethan, lehrt der Dichter weiter, darf der Leitung der ahnenden Seele gehorchen und braucht sich durch der Welt Zweifel auf seinem Wege nicht stören zu lassen, nur soll er sich vor Hochmut hüten, was denn freilich nichts anders als eine Warnung vor Rückfall in die Selbstsucht ist. Eins dieser Gnomen ist noch weniger rein und klar herausgearbeitet. Der sinnende, bildende und ordnende Verstand vermöge Großes, nur nicht die Belebung des Kunstwerkes, das im entzückenden Gleichmaß der Glieder prangen möge, aber nimmer vom Sockel erröthend niedersteigen werde; wer Lebendiges schaffen wolle, müsse es wie Gott thun, da nur die Liebe dem Werke göttlichen Odem bescheere. Die stillschweigend vorausgesetzte, aber deutlich bezeichnete Sage vom Pygmalion enthält eine andre Lehre, nämlich die, daß alles liebevolle Schaffen dem Kunstwerke kein Leben gebe, wenn das liebevolle Anschauen des Geschaffenen nicht hinzukomme. Die schlafende Seele des Gedichts, des Bildes, der Statue, des Bauwerkes, der Tonschöpfung, jedes Kunstgebildes kann nur die Liebe des Hörenden oder Schauenden auferwecken. — In ähnlicher Weise unklar ist auch das Gnomon vom Wort als Gefäß des Geistes herausgearbeitet, worin namentlich die Erwähnung des über den Wassern schwebenden Geistes, der erst, als er Wort geworden, die Schöpfung aus dem Chaos der Nacht hervorgerufen, den Gedanken auf Fremdes lenkt. — Die Vergleichung des Weines nach seinen verschiedenen Entwickelungsstufen mit den Phasen des Lebens ist das Reinste und Gediegenste, was die Stuttgarter

Tage dem Dichter geschenkt haben, mit dem sich selbst die Widmung des Roderich nicht zusammenhalten läßt, ohne nachtheiliges Resultat in Bezug auf letztere.

Die Hoffnung, die er von Darmstadt mitgenommen, daß der Roderich dort im December oder Januar zur Aufführung gelangen werde, ist, soviel ich weiß, unerfüllt geblieben. Inzwischen war noch mancherlei daran geändert, theils unpassende Dinge durch Neues ersetzt, theils lange Reden zusammengedrängt und verkürzt worden. Der Druck wurde unter seinen Augen gefördert. Das Trauerspiel erschien in schönster Ausstattung im Cotta'schen Verlage um Ostern 1844 mit einer Widmung an den König von Preußen. Bald darauf verließ Geibel Stuttgart und ging geradeswegs nach Lübeck zurück.

In der letzten Zeit seines Stuttgarter Aufenthalts hatte er die Bekanntschaft Adolf Widmanns, wahrscheinlich durch Röses Vermittlung, gemacht. Diese eigenthümliche Natur übte einen wunderbaren Einfluß auf Geibel, der mit Widmann in allen Grundansichten übereinzustimmen meinte und von ihm rühmte, daß er zu den genialsten Naturen der Zeit gehöre und mit einer großartigen Anschauung aller Verhältnisse den feinsten und empfänglichsten Sinn verbinde. Sie sahen sich täglich und haben sich auch in späteren Jahren in Berlin und München mehrfach wieder gesehen. Widmann, der von Haus aus Politiker war und sein wollte, hatte vielleicht noch größere poetische Gaben. Seine Arbeiten auf dem Gebiete des Romans und Dramas sind leider theils vergessen, theils niemals beachtet worden.

Im Ganzen war der Aufenthalt Geibels in Stuttgart nicht von besonders günstiger Wirkung; er hat weder etwas Tüchtiges dort geschaffen, noch eine bedeutende Anregung von dort mitgenommen, nicht einmal eine lokale Anlehnung ist in einem seiner späteren Stimmungslieder zu erkennen. Der schwäbische Boden, der den Eingebornen so viel köstliche Poesie

gegeben, war dem norddeutschen Dichter ein bracher Acker. Der ganze Lebensgewinn bestand darin, einmal das Treiben der vornehmen Welt in einer süddeutschen Residenz mitgemacht zu haben, und hier heißt, wenn man das Minnelied parodiren will, Gewinn, was sonst Verlust heißt. Er hatte sich zersplittert und bedurfte der Sammlung.

König Roderich.

Geibel hat sein eigenes Werk bald nach dem Erscheinen verworfen. Bei der Aufnahme des Widmungsgedichtes in die Juniuslieder unterdrückt er den Namen Roderich und spricht allein von der Widmung einer Tragödie, die in dem Gedichte selbst nur als ein Jünglingswerk bezeichnet wird. Er hat die Tragödie verworfen, nicht die Composition. Und wenn auch! Die Tragödie ist einmal da und kann in dieser Darstellung, die seine Entwicklung zeigen will, nicht übergangen werden. Es ist immer von Interesse, das erste dramatische Erzeugniß eines Dichters zu analysiren, um seine Kunst daran kennen zu lernen.

Der Stoff ist aus den Romanzen geschöpft. Die Hauptmotive sind dort bereits sämmtlich enthalten. Der Gothenkönig Roderich hat seinen Feldherrn Julian an die Grenzen des Reiches gesandt, um diese zu schirmen und zu erweitern. Während Julian dem Auftrage mit Treue und Erfolg nachkommt, hat sich Roderich in Toledo einem üppigen und verschwenderischen Genußleben überlassen und die Tochter seines Feldherrn, Florinde, die ihn liebt, entehrt. Anstatt ihr die verlangte Genugthuung zu geben, weist er die Klagende von sich, die von Toledo zu ihrem siegreichen Vater nach Ceuta eilt und ihm ihren Fall und den Namen des Verführers entdeckt.

Julian, der eben einen vorgeschlagenen Vertrag mit den Moren zurückgewiesen und ihre Bestechungsversuche zürnend abgelehnt hat, läßt den morischen Gesandten, der zugleich der Feldherr ist, wieder rufen, überliefert ihm, da er nur zwischen der Ehrlosigkeit des Verraths und der Ehrlosigkeit der Verachtung die Wahl zu haben meint, das Land, schließt ein Bündniß mit ihm und zieht vereint mit den Moren gen Norden, um an dem gehaßten Könige Rache zu nehmen. Als Roderich zur Ausrüstung eines Heeres die Mittel nicht besitzt, da seine Verschwendung den Schatz geleert und das Land ausgesogen hat, gedenkt er einer alten, in den Romanzen gleichfalls erzählten Sage, daß in der Königsgruft unter einer metallenen Platte Schätze verborgen sein sollen, und entschließt sich nachzuforschen. Statt der erwarteten Schätze findet er ein Pergament mit der Prophezeiung, daß der König, der die Pforten dieser Grüfte sprenge, sich zum Gram König geworden sei, da Spanien durch ihn in Flammen aufgehen werde. Er rüstet dennoch ein Heer und trifft bei Xeres mit Julian und den Moren zusammen. Der fast schon gewisse Sieg wird durch Verrath zweier Söhne des Gothenkönigs Witiza, der von dem verrätherischen Bischof Oppas geleitet worden, zur Niederlage. Roderich fällt von Julians Schwert und Florinde wird über seiner Leiche von beutegierigen Moren getödtet. Urbano, Erzbischof von Toledo verkündet, daß es so habe kommen müssen, auf daß aus Glut und Kampf das Volk sich neu gebäre; das Ende sei noch nicht da. Gott habe, da die Kraft matt und krank geworden, die Noth gesandt.

> Das Segel unsrer Größe, welches schlaff
> Und welk herabhing, wird der frische Sturm
> Zu junger Pracht und Herrlichkeit entfalten.

Er verkündet ferner einem Vetter Roderichs, Pelayo, daß er den Bau zu beginnen habe und daß aus seinem Stamme Helden

und Glaubensritter aufgehen werden, wie die Welt sie nie geschaut, daß der Halbmond schwinden und einst in dem Reiche, des Pelayos Nachkommen beherrschen, die Sonne nimmer untergehen werde. Alsbald brechen sie nach Asturien auf.

Der Angel, auf dem sich alles dreht, der Hebel, der Alles in Bewegung setzt, ist der Fall Florindens. Die beiden ersten Acte füllt fast, Scene für Scene, dieser peinliche und, wenn man sich das Stück auf der Bühne denkt, unerträgliche Theil des Stoffes. Florinde hat, als der erste Act beginnt, dem Bischof Oppas eben ihre Beichte abgelegt und bekannt, daß sie Roderich noch liebe und noch auf ihn hoffe. Ihre Thränen galten mehr ihrer Ehre, ihrem Stolz und dem Verlust seiner Liebe, als dem Bewußtsein ihres schweren Fehls. Für einen so angelegten Charakter wird auf der Bühne schwerlich viel Sympathie vorauszusetzen sein. In der Unschuld seines Herzens hat der Dramatiker geglaubt, den in der Romanze nur leicht berührten Fall, wenn er nur vor dem Beginn des Stückes liege, weitläuftig in die Motive verweben und die Gefallene selbst aufführen zu dürfen. Ist es schon immer mislich, dies Motiv auf der Bühne überhaupt zu verwenden, so ist es noch viel mislicher, eine Entehrte dem Auge vorzuführen, durchaus zweckwidrig aber nur diese und nicht vorher auch die Unentweihte zu zeigen. Mit ein paar voraufgeschickten Scenen, in denen Julians reine Tochter unsere Theilnahme gewinnen mußte, wäre vielleicht eine Milderung zu erreichen gewesen; der geübtere Tragiker hätte aber ohne Frage, da das Motiv zu Julians Verrath oder Abfall einmal gegeben und nicht füglich zu entbehren war, die Tochter selbst ganz aus der Reihe der handelnden Personen weggelassen und ihr Unglück nur in den Wirkungen auf den Willen des Vaters auf die Bühne gebracht.

Die Disposition des Stoffes ist, wenn man die Aufnahme der Florinde in die Handlung zugeben will, einfach und wirksam: im ersten Act das Motiv, im zweiten die Wirkung auf

Julian, im dritten die Folgen derselben, im vierten die zu spät kommende Umwandlung des Königs und der beginnende Zerfall unter den gegen den König Verbündeten, im fünften tödtliche Vergeltung, indem der König von der Hand des gekränkten Vaters und dieser selbst, nachdem er den Tod der Tochter vernommen, „der nun ihre Schande nicht mehr durch die Welt zu tragen braucht," an den von des Königs einzigen Getreuen empfangenen Wunden stirbt. Die Ehre ist rein gewaschen, der Abfall bestraft, der Blick in die Zukunft voll großer Erwartung!

Die Schlußrede des Erzbischofs, die gleichsam die Moral aus der Tragödie zieht, enthält nicht eine Aufdeckung des tragischen Gedankens im Stück, sondern den Ausdruck einer Ansicht über die Bedeutung des geschichtlichen Factums und ist demnach nicht aus der Aesthetik der tragischen Kunst, vielmehr von einem geschichtsphilosophischen Standpunkte entnommen.

In der Charakterzeichnung, die hin und wieder mit leichten Mitteln kräftig und angemessen geführt ist, erkennt man die jugendliche Hand, die anstatt des raschen kräftigen Zuges mit kleinen unsichern Strichen hilft. Selbst im Ausdruck ist der natürliche Ton nicht selten einer pretiösen Malerei geopfert und Geschraubtes für poetisch genommen. Da braust die Flut in schaumbehelmten Wogen vom Gebirg zur Ebene, das Leid ebbet, man hört das Wuthgeheul des hungerbangen Wolfes und die gliederlösenden Melodien der Flöte, die Männer zu Weibern säuseln, da nennt sich Julian kein Kind, das sich durch grellgemalte Jahrmarktsbilder von grausen Mordgeschichten schrecken läßt, da harft der Wind in den Saiten und verdehnt man in träger Ruhe seine Zeit.

In der Widmung an den König von Preußen, der die schlimmste Musenstörerin, die Sorge, vom Tisch des Dichters gescheucht, greift Geibel seine Aufgabe mit feierlichem Ernst an; die Bühne soll nicht mehr durch flüchtigen Reiz und kurze

Ueberraschung den Müssiggang zerstreuen, sondern werden, was sie einst gewesen, ein Heiligthum, und das Trauerspiel dem Volke das ewige Gesetz des Weltenganges zum gestaltenvollen Bilde gefaßt wie im Spiegel offenbaren und niemand soll Priester in diesem Heiligthume sein, der nicht in Gegenwart und Vergangenheit das mächtige Schreiten des Gottes vernommen und nicht Sühnung und Maß kennt.

König Roderich wurde am 3. October 1846 auf dem Hoftheater in Weimar aufgeführt. Das Publikum blieb kalt gegen die Florinde, zollte aber dem Darsteller Julians Beifall.

Reisen und Wanderungen.

Aus Württemberg war Geibel bald nach Ostern 1844 in die Vaterstadt heimgekehrt. Der Sommer des unfreundlichen Jahres verging ihm meistens in trübem Unwohlsein. Weder die tellurische noch die politische Atmosphäre waren geeignet, den Halbkranken zu erheitern oder lebendig anzuregen. Vor dem Drängen und Treiben der Zeit flüchtete er zu den Felsen und stummen Grotten des Meeres nach Travemünde. Das Wort der Freiheit hatte er täglich schänden hören, und die, deren Amt es gewesen wäre, hier Trost zu bringen, hatten keine Neigung dazu. Er wollte dort bei Wind und Wogenschlag täglich ein zorniges Lied singen und jede Morgenröthe fragen, ob sie die Botin des Heils sei? Aber er verzweifelte, daß ihm jemals eine die Antwort geben werde. Jede Lust erscheint ihm bei den Wettern, die am Himmel stehen, wie eine halbe Lüge; wer weiß, was von dem Segen, der heute noch wogend dasteht, morgen übrig ist! Und wenn dann der Himmel nach dem Sturm wieder heiter glänzt und die Sonne ruhig ihren

Gang geht, wer sieht es, wie viele die Nacht zuvor gescheitert sind? Er warnt das Mädchen vor dem Manne, da der Gott der Waffen wie der Gott der Liebe blind sei und der für den Mann vielleicht schon in Mordgier geschliffene Stahl auch sie treffen könne; er warnt mit den Waffen oder dem Worte zu spielen; ein Wort hat schon manchen Mann erschlagen, der hoch über'm Staube war wie die Ceder. Er versichert, nicht zu den Verwegenen zu gehören, die um Nichts ein schweres Verhängniß fordern, doch besser als am innern Krebs hinzusterben hält er es, wenn den Hader in West und Ost ein tüchtiger Krieg ersetze. Des eitlen Jammers hat er sich immer geschämt, doch nicht der Thränen um den Gram des Vaterlandes; aber er hält es nicht für wohlgethan, wie ein händeringender Tribun den Lärm auf den Gassen zu vergrößern; da er nicht handeln kann, glaubt er auch dem Wort entsagen und wenn nicht freudig, doch gelassen, das Unabänderliche hinnehmen zu müssen. Wohl erkennt er, daß sein Lied der Menge, der es nicht dienen mag, nicht gefalle, allein der Gegenstand der Begeisterung läßt sich nicht nach Belieben verwechseln. Er verweist die, welche ihm nicht zuhören mögen, an andere, die den Mantel nach der flüchtigen Gunst des Tages drehen, und will dann gern den Wäldern und dem Winde, den stillen Sternen über blauen Seen singen, denn singen kann er nur, was er empfindet. —

Neben diesen aus düsterer Stimmung geborenen Sonetten begegnet ein Lied, „Nachts am Meere," voll jener undefinirbaren Feierlichkeit und hohen Heiterkeit der Seele, sich auf den Wellen des Wohllauts wiegend, daß man nicht weiß, ob der Klang oder der zum Gefühl aufgelöste Gedanke das Wesen dieser Poesie bildet. Das Lied ist dem gewidmet „Was, von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht." Aber die stille Einfachheit des Goethe'schen Liedes, das aus einem bestimmten Anlaß gedichtet wurde, darf man nicht gegen diesen Hymnus halten,

ohne gegen beide ungerecht zu werden. Was in solcher stillen Nacht, wo das Meer nur leise rauscht und doch alles Schimmers voll ist, durch eine Menschenseele zieht, spricht kein irdisches Lied aus; es ist wie ein Hauch aus der ewigen Heimat, halb Lächeln, halb Gebet. Da spürt man den Segen eines stillen körperlosen Waltens ringsum und fühlt sich in Gott, und wo man wandelt, wandelt auch Er. Alle Thränen sind abgethan, der Schmerz verklärt sich und aus der dunklen Flut des Lebens taucht die Liebe. Was am schwersten bedrückt, zeigt ein liebes Antlitz, der Tod wird zum Verkündiger der Freiheit, indem er das Wesen erlöst, daß man ihm still vertraut ins Auge blickt, von heiligem Schauer nur leise angehaucht, gleich dem Bräutigam, den die Braut zum seligsten Geheimnis führt. Hier unterbricht der Dichter den Flug seines Liedes, da doch kein irdischer Mund vermögend sei, dies tiefe und klare wortlose Schauen auszusprechen. Der Ton des Liedes ist mystisch und doch sehr rein und hell. Alles, was hier wie von einem Mondscheinschleier verhüllt erscheint, ist doch so deutlich beleuchtet, daß, wenn auch angeblich das erschöpfende Wort nicht gefunden wird, doch die ganze Fülle der bis zur liebevollen Vereinigung mit der Gottheit hinstrebenden Gefühle im Hörer aufgeweckt wird. Es ist eben die Aufgabe dieses Gedichtes, das Unaussprechliche durch die Empfindung mitzuteilen.

Da das Seebad seine oft bewährte Kraft dem Dichter diesen Sommer nicht angedeihen ließ, zumal das stete Regenwetter ein anhaltendes Umherschweifen in freier Luft, das ihm sonst immer wohlgethan, nicht erlaubte, entschloß er sich im Herbst, der sich gut anließ, eine Reise zu unternehmen. Er überraschte mich am Sonntage, 29. September, in Hannover. Wir hatten früher aus bestimmten Veranlassungen einige Briefe gewechselt, uns aber nicht gesehen. Den Dichter gewann ich bald auch als Menschen lieb und er fand in mir, wenn auch weiter nichts, doch einen Leser, der liebevoll in seine Gedichte

eingedrungen war. Geibel blieb bis zum 5. October bei mir. Die Zeit war freilich bei aller Anerkennung, die er in Hanover, namentlich in den Kreisen des Hofbuchhändlers Hahn fand, und die sich manchmal zu enthusiastischer Verehrung steigerte, nicht ohne herbe Beimischung. Auf H. W. Hahns reizendem Garten, der noch im schönsten Rosenschmuck stand und kaum ein welkes Blatt zeigte, während draußen der Wind schon das Herbstlaub bräunte, waren fast Abend um Abend die Freunde des Hauses versammelt; es wurde musicirt, gesungen und gelesen. Eines Abends war die heitere Tafel mit Blumen überschüttet, Sessel und Gedeck des Dichters mit Kränzen geschmückt, die ihm die jungen Mädchen, als wir spät heimkehrten, mit auf den Weg gaben. Dieses schöne Blumenfest hatte die würdige fast achtzigjährige Mutter W. Hahns veranstaltet, und die feinsinnige Gemahlin des Letzteren war mit Freuden ihr mit den Blumen ihres Gartens zu Hülfe gekommen. In Hahns Hause ist Geibel mehrere Jahre ein stets willkommener Gast gewesen und er fand dort außer den Familiengliedern vorzugsweise die Leute, die sich für Poesie erwärmen konnten, ein Kreis, der damals in Hanover freilich nicht allzu groß war.

Um jene Zeit wurde ein größeres Journal in Hanover vorbereitet, das die besten Namen, die sich in der Literatur bewegten, unter seinen Mitarbeitern vorzuführen bestimmt war. Herman Harrys führte die Redaction. Die Absicht, den Plan mit ästhetischen Mitteln durchzuführen, war nicht ganz nach Harrys Sinne, der ein Blatt halb politischen Charakters und oppositioneller Tendenz daraus zu machen wünschte. Eine vom Anfange an nicht zu überwindende innere Zwiespältigkeit lähmte die freie Entfaltung des Blattes, das übrigens von den jüngeren Dichtern die besten zur Mitwirkung interessirt hatte. Auch Geibel hatte seine Beihülfe zugesagt und den Jahrgang 1845 ziert eine Reihe seiner besten Gedichte. In den Kreisen dieses Journales brach damals eine heftige Meinungsdifferenz über

Freiligraths Glaubensbekenntniß aus. Geibel brachte das in Hanover noch unbekannte Buch von Hamburg mit und war ebenso tief davon erschüttert, wie auf der anderen Seite die innigste Freude darüber herrschte. Geibel war von dem unerwarteten Schritte des St. Goarer Freundes innerlich wie gelähmt. Nicht daß er einen Augenblick über seine eigene Bahn irre geworden wäre, aber sein ganzes Leben in St. Goar kam ihm wie ein lügenhafter Traum vor. Er sah jetzt wie damals in die Zeit, aber wie hatte er übersehen können, daß der Freund ganz anders dreingeschaut haben mußte, während er ihn für gleichgestimmt gehalten?

Von Hanover ging Geibel am 5. October nach Dresden, wo er mit alten Freunden eine schöne Woche verlebte. Die Leipziger Zeitung vom 17. October 1844 hebt in einer Dresdener Correspondenz vom 14. October unter den ausgezeichneten Fremden, welche in letzter Zeit dort verweilt, „besonders den liebenswürdigen jungen Dichter" hervor und fügt hinzu: „Bei der ihm eigenthümlichen Zurückhaltung erschien er nur in wenigen Kreisen, sicherte sich aber überall durch seine Persönlichkeit, in der sich Kraft und Anmuth vereint, durch die Offenheit seines Wesens, durch seine Bescheidenheit und durch seine anregende Unterhaltung ein bleibendes Andenken. Einen besondern Reiz gewährte es, von ihm selbst mit vollem schönen Organ seine Gedichte vorlesen zu hören."

Das schöne Wetter lockte ihn weiter. Er war mit dem jungen Grafen Moriz von Strachwitz in briefliche Berührung gekommen. Strachwitz hatte vor einiger Zeit „Lieder eines Erwachenden" herausgegeben, die ein jugendlich drangvolles Talent bekundeten. Diese und handschriftliche Gedichte hatte er an Geibel gesandt, ihn um sein Urtheil gebeten und zugleich zu sich nach Schlesien eingeladen. Dorthin ging Geibel und fand bei dem jungen noch nicht 23 Jahr alten Dichter eine hochwillkommene Aufnahme. Strachwitz war der liebens-

würdigste Wirth und angenehmste Gesellschafter, ein lieber guter Junge, der eine wunderbare Gabe der Form für Balladenstoffe hatte, während fast jedes seiner Lieder misrieth. Trotz seines Erwachenden schlief er innerlich noch tief. Wie es scheint, dichtete er, wie so viele der modernen Poeten, mit dem Ohre, nicht mit dem Herzen. Von allen seinen Gedichten ist der zuerst in der Hanoverschen Morgenzeitung (1845, Nr. 114) erschienene „Weckruf ans Vaterland“ vielleicht das bekannteste geworden. Wie viel Theil Geibel daran hat, ist nicht genau zu ermitteln gewesen; Ton und Haltung sind ganz aus Geibels Schule, und die letzte Strophe ist entschieden von Geibel, während die vorletzte bestimmt von Strachwitz allein herrührt. Dies Gedicht wurde im Herbst 1844 in Peterwitz, dem Wohnsitze des Grafen, aus dem sehr einfachen Grundgedanken gemeinschaftlich herausgearbeitet und steht unter Strachwitz gesammelten Gedichten.

Trotz aller Freundlichkeit von Seiten des jungen Wirthes wollte es dem Gast doch in Peterwitz nicht ganz heimisch werden. Dem Leben im Schlosse fehlte die rechte Behaglichkeit, weil keine Frauen da waren, dafür vielerlei Lärm, Gäste, Jagden, Ausfahrten zu benachbarten Edelleuten, Fußwanderungen in Ebene und Gebirg. Die letzteren waren übrigens oft entzückend, wenn die beiden frischen Gesellen durch die dunkeln Fichtengründe oder die sonnigen Höhen, wo das Laub sich schon golden gefärbt hatte, singend dahin streiften. Der Herbst ersetzte den verlorenen Sommer und die Uebereinstimmung mit dem jungen bildsamen Dichter, dem eine reichere Zukunft verheißen schien, als in Wirklichkeit der Fall war — er starb am 11. December 1847 in Wien — entschädigte für die offenen und versteckten Anfeindungen der Journalisten.

Den Heimweg nahm Geibel zu Anfang November über Breslau, wo er acht Tage lang mit Hans Köster täglich und ausschließlich umging. Die Bekanntschaft mit ihm, dessen

Persönlichkeit seine poetischen Leistungen weit überragte, rechnete er für den größten Gewinn, den ihm sein Abstecher nach Schlesien eingetragen.

In Berlin suchte er niemand auf, sondern fuhr mit umgehender Post weiter. Er freute sich auf sein freundliches Zimmer in Lübeck und auf die Ausführung einer poetischen Arbeit, die in Hanover besprochen war und der er in Schlesien weiter nachgesonnen hatte.

Das in den Gedichten enthaltene Fragment Clotar, ein Product des Sommers in Kephissia, schien weiterer Ausführung werth zu sein. Der leichte Alltagston, der sich mit dem tiefsten Seelenton verschmolz, die bequeme Form der Ottave rime, mit ihrer förderlichen Abgrenzung eines großen Stoffes in kleine Bilder und Bilderreihen, empfahlen ein Gemisch von Lyrik und Erzählung, wie sie der Natur des Dichters nicht sehr fremd däuchte. Geibel entwarf damals die ersten Gesänge und hatte etwa folgenden Plan:

Clotar verlebt seine Kindheit in einer kleinen alten deutschen Stadt, er wächst ziemlich wild auf; ein allgemeiner Theismus wird ihm zugebracht, während in ihm selbst eine Art von Naturcultus liegt. Halb Knabe, halb Jüngling wird er nach Griechenland verschlagen, am Alterthum kommt er zuerst zum Bewußtsein. Das Schöne überwältigt ihn, sein junges Herz jauchzt dem Formenreichthum des Heidenthums entgegen und die erste Helle der Weisheit im Sinne der alten Sophrosyne tagt in ihm. Da die Liebe zum Weibe sich noch nicht aus dem Schlaf der Jugend losgerungen, schwärmt er für die Freundschaft. Der Freund aber, den er über Alles schätzt, wird ihm vom Meere entrissen. Er verbrennt den Leichnam am Strande. Hier ist ihm zum erstenmale der Tod vor Augen getreten; er fühlt die tiefe Lücke des Alterthums, sein Herz sucht nach anderem Troste. In dieser Verfassung kommt er nach Deutschland zurück auf ein katholisches Adelsschloß. Wie

ihm in Hellas das Heidenthum aufging, geht ihm hier der Geist des Mittelalters auf, das Christenthum mit seinen Geheimnissen, einstweilen als Katholicismus, das Ritterwesen, die Minne. Er liebt zum erstenmal. Aber sein süßer Traum dauert nicht lange, wo er Leben sucht, tritt ihm Versteinerung oder Vermoderung entgegen. Und so tritt er, nachdem er die alte und die mittlere Zeit innerlich durchgemacht, aus jener die Klarheit, aus dieser die ursprüngliche Innigkeit gerettet hat, in die neue Welt hinaus und beginnt nun sein wirkliches Leben.

Dieser Plan ist, wie man auf den ersten Blick erkennen wird, nur ein Rahmen für des Dichters Anschauungen über die einzelnen Entwicklungsphasen, und mehr sollte nicht erzielt werden, als ihm eine bequeme Form für einen breiteren Fluß seiner Lyrik zu gewinnen. Indeß sträubte sich etwas in ihm gegen die Art der Darstellung; es drängte ihn immer, einen festeren Faden der Erzählung, die allenfalls durch sich selbst interessiren könnte, zu gewinnen, um an dieser zuverlässigen Leitung sich dann um so sicherer und unbefangener den lyrischen Ergüssen überlassen zu können. Da die Erfindung immer nicht genügte, blieb die Ausführung von Jahr zu Jahr verschoben. Indeß trat die Sache selbst immer wieder mahnend hervor und wenn auch Clotar bald entschieden aufgegeben wurde, fand sich dafür ein Julian ein, der freilich in der ursprünglichen Form wie jener verworfen wurde, aber in veränderter Gestaltung bis in die neueste Zeit fortdauernd neben anderen Arbeiten beschäftigt hat.

Etwas Aehnliches wie in dem oben angedeuteten Plane des Clotar beabsichtigte er in dem „Frühlingshymnus," dessen erster Fragmenttheil dem Frühling 1844 angehört, dessen zweite Griechenland gewidmete Abtheilung am 9. December desselben Jahres fertig wurde. Der Frühling wird als Symbol des ewig verjüngenden Geistes der Weltentwicklung genommen, kein

Fünkchen geht verloren, die Blüthe fällt, doch auch das Samenkorn, der Fels zerbirst, doch ihm entspringt die Quelle und aus der Lava wächst der Wein. Zuerst wird des blühenden Jugendlandes der Welt, Hellas, gedacht, dessen goldenes Zeitalter in kurzen meisterhaften Zügen geschildert wird, bis der Genius im Fieber der Parteien mit den Göttern auszog und Philipp einrückte. Doch nicht für alle Zeiten ist die holde Menschlichkeit und die Schönheit versunken, da auch jetzt noch das Angedenken lebt und die Seelen mit Schönheit und Freiheit tränkt, mit jener Freiheit, die groß und still sich vor den Göttern beugt, weil sie das Göttlichste, das Maß gefunden. — Leider blieb der auf die germanische Welt bezügliche Theil, der den Segen des Christenthums schildern sollte, unausgeführt.

Zu Frankenstein in Schlesien war ein Gedicht entstanden, das als „des Troubadours Abschied" in der Hanoverschen Morgenzeitung zuerst erschien und später als Theil des „Troubadours" in die Juniuslieder aufgenommen wurde. Es scheint darin der Versuch gemacht zu sein, individuelle Empfindungen zu objectiviren. Er beschäftigte sich damals vielfach mit dem Studium der mittelalterlichen französischen und provencalischen Lyrik. Anschauungen des eigenen Lebens schmolzen mit Ergebnissen seiner Studien zusammen, so daß nicht immer mit Sicherheit zu scheiden sein möchte, was Nachklang dieser oder Ausdruck jener ist. Die stolze Schöne, der des Troubadours Lebewohl gilt, schämt sich seines Strebens, er will deßhalb das Spiel des Minnesängers fahren lassen und mit rauhem Finger die Harfe schlagen, was auf eine ernstere Richtung zu deuten ist. Diese drängte sich immer entschiedener auf. Denn wenn bei der „Heimkehr" sich auch die Empfindung geltend machte, daß, wie viel Schönes auch bei seinem Ringen um Lust, um Ruhm, um Tugend ihm zugefallen, das schönste Glück doch die Jugend bleibe und seiner Jugend Glück sie gewesen, von der ihn Welt und Sitte geschieden; so machte

sich doch in den nächsten Monden wenigstens noch viel bedeutender die Zeit selbst geltend.

Er klagt über den Fluch dieser trüben Zeit, daß im losgelassenen Toben der Parteien kaum der Starke, der himmelwärts blickt, rein hindurch zu schreiten vermag; ein einziger Schritt seitwärts verschiebt sein ganzes Wesen, so daß er lobt, was er jüngst noch bestritten. Der Dichter fleht zum Himmel, daß es ihm erspart bleiben möge, die heilige Freiheit mit jenem Weibe im aufgeschürzten Kleide zu verdammen, und daß trotz Feuer und Schwert der Wilden die Treue für die Himmelstochter dennoch Stand halte. Er ruft zum Beten auf, wer nur beten kann, und wer zu keinem Helfer aufblicke, möge es dem Sturm sagen, der Säugling möge es von der Mutter lernen, der Greis noch an der Pforte des Todes rufen:

„O Schicksal, gib uns Einen, Einen Mann!"
Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner,
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum wald'gen Brenner!
Ein Mann ist Noth, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den toll gewordnen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel.

Die Bewegung, welche der Bischof Arnoldi von Trier durch sein Ausschreiben vom 6. Juli 1844, die Verehrung des sogenannten heiligen Rockes betreffend, und die Antwort des J. Ronge auf diese Proclamirung eines Reliquiencultus hervorriefen, ist vielleicht den meisten Lesern kaum noch dunkel im Gedächtniß. In dem Spätjahre 1844 flutete diese Bewegung breit durch alle Kreise Norddeutschlands. Wer hätte sich ihrer zu erwehren vermocht? Geibel gab mit einem Liede „Wider den Erbfeind," das er späterhin von seinen Zeitgedichten ausgeschlossen, sein Wort darein, begreiflicher Weise, nicht um dem Radicalismus, wie man damals alle Fractionen der

Opposition zu nennen pflegte, Zugeständnisse zu machen, sondern von der Ueberzeugung beseelt, daß, wie man für die inneren Verhältnisse ein ruhig sich entwickelndes Wachsthum und geistiges Durchkämpfen zu wünschen habe, man ebenso entschieden jedem fremden Einflusse und jedem von außen her drohenden Eingriffe, sei er nun grobmaterieller oder vorwiegend geistiger Art, mit Wort und Schwert entgegentreten müsse. Er meint, mit dem Frieden gehe es zu Ende, da der Papst, der Teufel und der Russe im deutschen Reiche wieder los seien. Dawider gelte es sich mit aller Kraft zu stemmen; er will weder neue Götzen, noch Brüderschaft der Slaven, und wem je bei deutschem Weh und Wohl warm geworden, der schlage mit drein, ehe der Mongole sein Roß im Strom der Eider tränke oder Römerkutten sich am deutschen Herd einnisten. Und sich auf Luther und Hutten berufend stimmt er das in den Pfaffentrug und Hohn des Fremdlings zu singende Lied von guter Wehr und Waffen und von unserer festen Burg Gott an. Das Gedicht, das am 5. Januar 1845 in der Hanoverschen Morgenzeitung erschien, erregte bei einem Gastmahl in Hanover, an dem der Politik sonst nicht eben holde Menschen theilnahmen, bei Herren und Damen einen stürmischen Ausbruch des Enthusiasmus für den Dichter.

Sein Leben in Lübeck ging still und einsam den alten Gang. Er war nicht unbescheiden und gab sich auch willig hin; aber mitunter ergriff ihn doch eine schmerzliche Sehnsucht, mit einem Freunde, mit einem M a n n e von größeren Dingen zu reden. Der Prophet galt im Vaterlande nicht, was er außen galt; selbst eng Verbundene wollten sein unstetes Leben nicht begreifen und meinten, es sei nun nach vierjährigem Umschweifen endlich wohl Zeit, vernünftig zu werden und eine ordentliche Laufbahn zu beginnen. Dennoch ließen ihn die alten Thürme und Giebelhäuser, die hohen Baumgänge rings um die Stadt nicht dauernd los und weckten in der Ferne bald

wieder ein Heimweh. Dazu kam, daß er bei dem ganzen reichsbürgerlichen Zuschnitt doch wenigstens vor jeder brutalen Aeußerung des flachen Radicalismus, wie sie draußen nur zu oft vorkam, gesichert war, und das mußte ihm viel sein, da jeder derartige Vorfall ihn auf das bitterste verstimmen und ihm oft Tage, ja Wochen hindurch alle Production unmöglich machen konnte. Das einzige Haus, wo er immer gleichbleibende Theilnahme fand, und wo man ihm und seinem Lebenswege festes Vertrauen bewies, war das Nölting'sche. Hier wurde er niemals mißverstanden.

Vielleicht ist kein Jahr in des Dichters Leben so voll reiner und klarer Stimmung gewesen wie das Jahr 1845, wenige waren reicher an Entwürfen und vollendeten Schöpfungen. Es wurde gleichsam mit „Gebet" eröffnet.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir; ...
Behüte mich am Born der Freude vor Uebermuth,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir;
Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir.
Dein Segen ist wie Thau den Reben; nichts kann ich selbst,
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir,
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht,
Bis an das Ende meiner Tage sei du mit mir!

Und nach langem bangen Winterschweigen heißt er den hellen Frühlingsklang willkommen; wie der Saft sich im Zweige, rührt sich in der Seele der Gesang, die leicht wird wie der Vogel, der mit der Schwinge im Blauen spielt; die sich im Hauche des Frühlings wiegt wie Blüthe und Blatt im Frühlingsglanze sich wiegen. Da werden auch die politischen Klänge milder und objectivere Gedichte treten an die Stelle der inneren aufreibenden Kämpfe. Er läßt „den Alten im Bart" der brausenden Nacht und ihrem Liede vom deutschen Kaiser lauschen:

Viel tausend Herzen sind entfacht
Und harren wie das meine,
Auf allen Bergen halten sie Wacht,
Ob roth der Tag erscheine.
Deutschland, die schön geschmückte Braut,
Schon schläft sie leis' und leiser —
Wann weckst du sie mit Trommetenlaut,
Wann führst du sie heim, mein Kaiser!

Die sehnsüchtige Hoffnung auf einheitliche Gestaltung Deutschlands als Kaiserreich kehrt zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Wendungen immer wieder, was für die politische Stellung des Dichters von Bedeutung und für seine persönliche nicht ohne Wichtigkeit zu sein scheint. Eine Hoffnung, die so fest mit der ganzen Anschauung verwachsen ist, kann nicht nach Belieben gewechselt werden.

Besonders geklärt zeigt sich der Blick in den „hellen Nächten." In der Zeit der langen Tage, wo es fast nicht Nacht wird und der Nachschimmer der Abendröthe sich beinahe mit dem Morgendämmern berührt, sieht er zwischen Wolken die weißen Ströme des Lichts und weiß nicht zu sagen, ob der Tag nachleuchtet oder der Morgen sich ankündigt. So ist es auf der Höhe des Lebens dem sinnenden Manne, der mit ruhigem Auge in die flutende Zeit hinausschaut und Vergangenheit und Zukunft still erwägt. Ueberall schaut er unendliche Wandlung, aber trostlos lastendes Dunkel sieht er nicht; denn Geschlecht reicht dem Geschlecht segnend die Hand, und von einem wandelt das Licht zum andern; der kommende Tag zündet freudig die Fackel an dem erlöschenden an. Denselben Gedanken hat er in eben so schöner Form in dem Gedichte „Aus dem Walde," das in den Spätsommer des Jahres fällt, wiederholt. Dem alten Förster, mit dem er durch den Wald an einer jungen Anpflanzung vorübergeht, ist es, als biete er dem Ahnherrn die eine, dem Kindeskinde die andere Hand, so daß er, wenn er pflanzt,

den Segen über den jungen Nachwuchs spricht und wünscht, daß, wenn sie einst zu Bäumen geworden, Gottesfurcht und Freiheit unter ihnen wohnen möge.

Zum erstenmale wandte er sich in diesem Sommer zu größeren poetischen Erzählungen, sogenannten epischen Stoffen. Die „Balladen vom Pagen und der Königstochter" sind aus den „singenden Knochen" in den Grimm'schen Kindermährchen (I. S. 172 ff. Nr. 28) entstanden; jedoch ist nur das Motiv daher entlehnt, alles Uebrige ist Erfindung des Dichters. Das Mährchen erzählt von dem bösen Bruder, der den guten erschlagen und den Körper unter der Brücke begraben hat. Nach langen Jahren treibt ein Hirt einmal über die Brücke und sieht unten im Sande ein schneeweißes Knöchlein liegen, aus dem er ein Mundstück für sein Horn schnitzt. Als er zum erstenmale darauf bläst, fängt das Knöchlein von selbst an zu singen, worauf er es zum Könige bringt, der den Mord entdeckt und bestraft. In den Balladen erschlägt der König den Pagen, weil er Rose, Haar und Ring seiner Tochter bei ihm wahrnimmt, und wirft die Leiche ins Meer. Die Wasserfrauen finden das blinkende Todtengebein und lassen sich vom alten Meermann eine Harfe daraus machen, die mit dem Haar der Wasserkönigin bezogen wird. Bei ihrem Tone lassen die Wellen das Rauschen, der Wind hält den Odem an, Luft und Meer horchen wie bezaubert. Als das süße traurige Schallen zum Königssaal emporweht, wo das Königstöchterlein mit bleichen Wangen den Hochzeitreigen tanzt, löschen die Kerzen aus und verstummen die Geigen,

Es schleicht so sacht in das Ohr der Braut,
Ihr ist als ob aus der Tiefe,
Als ob aus der Tiefe mit Allgewalt
Der liebste Buhle sie riefe.

Ihr quellen die Augen, sie weiß nicht warum, sie muß in Thränen zerfließen, der Myrtenkranz fällt welk aus den Locken;

dem Könige rieselt's durch Mark und Bein, er flieht mit Entsetzen; der fremde Königssohn eilt nach seinen Rossen im Stalle. Die Braut liegt todesbleich am Boden, der Morgen graut trüb in die Fenster, die Harfe des Meermanns ist verklungen. — Der an sich unbedeutende Stoff ist durch alle Mittel der Kunst gehoben; Vertiefung der Motive, Gruppirung der Handlungen, Contrast des liebenden Paares und des rächenden Vaters, des neckischen Spiels der Wasserbewohner und der tödtlichen Wirkung auf die Menschen, Charakteristik der Personen wie der Handlungen mit den sichersten Zügen, Mächtigkeit der Sprache bis in die leisesten Bewegungen des Rhythmus und den Laut des Reimes, eine alles, auch die einfachste Erzählung durchdringende Gewalt des Gefühls haben aus dem schlichten Mährchenstoffe eine vollendete Kunstschöpfung gemacht.

Größer und breiter ausgeführt ist ein gleichzeitig behandelter Stoff „König Sigurds Brautfahrt," ein kleines lyrisches Epos, d. h. eine sagenhafte Erzählung, die einzig und allein durch die in den Stoff gelegte Seele Leben und Gewalt über den Hörer gewinnt. Geibel schöpfte aus den von F. G. Ungewitter übersetzten Volkssagen und Volksliedern aus Schwedens älterer und neuerer Zeit von Arved Aug. Afzelius (Leipzig 1842). Dort wird im ersten Theile (S. 271 ff.) erzählt: „Als Sigurd Ring einst zur Herbstzeit in Westgothland weilte und überall nachsah, ob Alles der Ordnung und den Gesetzen gemäß sei, kam er unter anderen auch nach Alfhem, wo er, um einen Streit zwischen einigen norwegischen Häuptlingen zu schlichten, veranlaßt wurde, die Bucht hinauf nach dem jetzigen Bochuslän zu ziehen. Hier, an einer geheiligten Stätte, Skiris-Sal genannt, sollte gerade ein großes feierliches Opfer angestellt werden. Unter der bei dieser Gelegenheit versammelten Volksmenge zeichnete sich besonders König Alfs Tochter von Wenda aus, die wegen ihrer blendenden Schönheit Alfs-Sonne genannt wurde. Der König wurde von ihr so eingenommen, daß er, ungeachtet

seines hohen Alters, sie von ihren beiden anwesenden Brüdern zur Gemahlin begehrte. Obgleich diese sich ihrer Ohnmacht gegen ihren mächtigen Oberkönig bewußt waren, so schlugen sie ihm doch eine so unpassende Verbindung ab. Es dauerte nun nicht lange, so fand sich der König mit Heeresmacht ein und begehrte an deren Spitze Alfs-Sonnes Hand. Die Brüder entschlossen sich zum Kampfe, aber da sie wohl einsahen, daß sie nicht würden siegen können, so vergifteten sie ihre Schwester; denn sie wollten sie lieber todt, als in den Händen des Greises sehen. Der junge Ragnar kämpfte an seines Vaters König Sigurds Seite und tödtete Alf, den einen Bruder der Prinzessin, weshalb er den Namen Alfsmörder erhielt, an dessen Stelle später der Beiname Lodbrok trat. Nachdem Sigurd gesiegt hatte, befahl er, ihm Alfs-Sonne zu bringen, allein diese war bereits erblichen, und er erhielt nur ihre leblose Hülle. Da sprach der König zu seinen Mannen, er wolle nun lieber Alfs-Sonne in den Tod folgen, als ein ohnmächtiges freudenloses Alter länger durchleben. Hierauf ließ er alle Erschlagenen auf ein Schiff bringen, legte Alfs-Sonnes Leichnam auf den Hintersteven, setzte sich daneben, ließ den Wind die Segel füllen, und während das Schiff ins Meer hinaustrieb, zündete er es an und endete auf diese Weise seine thatenreiche Laufbahn."

Geibel hat in dem überlieferten Stoffe nur zwei Aenderungen vorgenommen, Sigurd trifft Alfs-Sonne nicht beim Opfer, sondern (wie Gudrun) beim Linnenwaschen, und Alfs-Sonne wird nicht von den Brüdern vergiftet, sondern trinkt freiwillig den Giftbecher. Alle übrigen Momente der Sage sind beibehalten, aber jedes einzelne ist zum vollen Leben zurückgeführt. Eine durchgeführte Vergleichung im Einzelnen erscheint zu weitläufig, aber jeder der die angeführte Erzählung bei Afzelius mit dem Gedichte zusammenhält, wird der belebenden Phantasie des Dichters seine Bewunderung nicht versagen. Auch hier ist Alles durch kunstvolle Vertheilung des

Stoffes, durch charakteristische Zeichnung und Alles durchdringendes Gefühl dichterisch gehoben. Was besonders erwähnt zu werden verdient ist die Behandlung der Nibelungenstrophe, die von dem bloßen Silbenzählen oder jambischen Abmessen nach antiker Art durch Simrock auf das alte Gesetz der Hebungen und Senkungen zurückgeführt war. Mit Simrocks Behandlung die sich auf die von den Gelehrten angenommene Verskunst des Mittelalters stützte, konnte Geibel sich nicht befreunden. Ihm sagte es nicht zu, den Vers nach den Sprachgesetzen einer verschollenen Zeit und nach einer unverständlichen Betonungsweise der Silben zu bauen, noch konnte er es billigen, daß der schwerere oder hüpfende Gang des Verses unabhängig von der Stimmung an der betreffenden Stelle des Gedichtes eintreten sollte. Er wählte eine Behandlungsart, die ihm volle Freiheit gab, in dem sonst ziemlich eintönigen Verse den reichsten Wechsel anzubringen. Indem er die Hebungen, oder nach der heutigen metrischen Art zu reden, die langen Silben, auf denen der Rhythmus beruht, unangerührt ließ, bekümmerte er sich um die Senkungen wenig, die er bald fehlen ließ, bald verdoppelte. So hatte er es in seiner Gewalt, dem Verse einen ernsten, bis zur Schwerfälligkeit langsamen, oder einen leichten springenden Schritt zu geben, wie es die Stimmung des Gedichtes erforderte. Der Vers gewann dadurch bald einen trochäischen sinkenden, bald einen jambisch steigenden Charakter. Ob die von den Philologen aufgestellten Versregeln damit übereinstimmten, oder nicht, machte ihm mit vollem Recht keine Sorgen, da er nicht für Gelehrte seinen Vers schuf, sondern als Gewand seines Stoffes. Wer nach der heutzutage allgemein gültigen Wortbetonung mit einem Bewußtsein des rhythmischen Ganges der Nibelungenstrophe die Verse dieses Gedichtes etwas langsam liest, wird an keiner Stelle zweifelhaft anstoßen; der Vers bringt sich musikalisch so von selbst auf und die Bedeutung seiner Abwechslungen liegt fast ohne Ausnahme so offen zu Tage, daß

man die metrischen Gesetze Lachmanns gern entbehren wird. Die Nibelungenstrophe, die in den zweiten Hälften des Verses nur drei betonte Silben (drei Jamben) hat, darf in der zweiten Hälfte der vierten Zeile je nach Bedürfniß drei oder vier (Jamben) haben. Auch hier hat Geibel, wo er vier wählte, fast immer seinen guten Grund gehabt, der sich freilich nur in einem durchgeführten Commentar, wozu hier nicht der Ort ist, würde aufdecken lassen. Meistens sind es malende Stellen, wie die, wo der Falke von der todten Alfs-Sonne entweicht „hinauf ins kühle Mondenlicht," mitunter werden Sentenzen dadurch gehoben, wie „Was Noth thut, das ist bald gethan," oder „doch oft wird Lust verkehrt in Leid."

Das Gedicht, das zuerst in der Hanoverschen Morgenzeitung erschien, wurde im Jahre 1846 in Berlin „zum Besten einer hülfsbedürftigen Familie" besonders gedruckt und in einigen Auflagen wiederholt, bis es dann in die Juniuslieder überging, wohin auch ein großer Theil der im Jahre 1845 zum drittenmale aufgelegten Zeitstimmen verpflanzt wurde.

Im Juli 1845 war Geibel wieder einige Wochen als willkommener Gast in Hanover, wo ihm in allen Kreisen nun eine größere Verehrung bewiesen wurde als im Herbst zuvor. Er war reiner, freudiger gestimmt und gewann durch sein offenes frisches Wesen, durch seine freundliche Fügsamkeit und unerschöpfliche Herzensgüte Alle, die näher oder entfernter mit ihm in Berührung kamen. Die Familie Hahn erwies ihm große Auszeichnung und die Buchhandlung legte sich mit einem so lebendigen Eifer auf die Verbreitung seiner Gedichte in ihrem ausgedehnten Wirkungskreise, daß er bald allgemein im Lande der gesuchteste Dichter war. Die raschere Folge der Auflagen ist zu nicht geringem Theil diesen Bemühungen zuzuschreiben. Auch mit den höheren Beamtenkreisen der Residenz kam Geibel in vielfache Beziehungen; es wurden ihm zu Ehren Diners und Soupers gegeben, bei denen er immer der entschiedene und

immer der bescheidene Mann blieb, den Alle lieb gewannen. Er konnte sich dieser wohlwollenden Theilnahme nicht entziehen, war aber am liebsten in stillem traulichen Kreise, wo ein eingehendes Gespräch geführt werden konnte. Unter den neuen Bekannten gewann er besonders zwei lieb, L. v. Arentsschild und Fr. Voigts. Jener, der als Premierlieutenant damals im siebenten hanoverschen Infanterieregiment zu Nienburg stand, hatte sich durch eigene lyrische Productionen und Uebersetzungen aus fremden Dichtern einen ehrenvollen Namen erworben. Mit ihm verbrachten wir einen Tag in ländlicher Einsamkeit unter den prächtigen Buchen in der Nähe Hanovers. Fr. Voigts, ein damals schon älterer Mann, der die rechte Lebensstellung nicht gefunden hatte, war Verfasser eines Dichterromans „Hölty," der leider nicht die Beachtung gefunden hat, deren er werth gewesen. Dem alten freundlichen Manne schloß sich Geibel herzlich an und erzählte ihm mehrere seiner bis ins Detail ausgearbeiteten, nur nicht aufgeschriebenen Novellen, mit dem Wunsche, daß Voigts sie ausführen möge. So viel ich weiß, ist das nur mit einer Tabaksnovelle geschehen, die später bei einem Journale einen ausgelobten Preis gewann und in die unter dem Titel „Abendstunden" erschienenen neuen Novellen von Voigts aufgenommen wurde.

Am 15. Juli traten wir eine Harzreise an, die, obwohl sie durch das Wetter nicht sonderlich begünstigt und durch ein hartnäckiges Zahnweh Geibels mannigfach getrübt wurde, zu meinen angenehmsten Lebenserinnerungen gehört. Es begegnete uns freilich nichts, was der Wiedererzählung werth wäre, aber ich lernte den Dichter, dessen Gedichte ich unter denen der Jüngeren immer am höchsten gestellt hatte, wie ich das lange vor unserer persönlichen Bekanntschaft auch mehrfach öffentlich ausgesprochen, nun in Uebereinstimmung mit seinen Gedichten kennen und täglich besser verstehen. Die Kluft, die mir sonst wohl bei Andern zwischen Lied und Leben fühlbar geworden,

existirte hier nicht; ich fand Alles im Einklange und erkannte bald, daß, wenn man sich seiner Gedichte erfreuen, man auch den Dichter nehmen müsse, wie er gewachsen und geworden. So war er mir recht und lieb, wie er sich auch zeigte, im weichen Gefühl, in freudiger Heiterkeit, in stürmischer Unruhe, im leidenschaftlichen Aufbrausen; ich hätte ihn nicht anders haben mögen und sagte ihm das täglich, wenn die Verschiedenheiten zwischen uns schroff hervortraten, was damals und später oft der Fall war, unsere Freundschaft aber niemals gestört hat. Ich fand damals in allen Zügen das „Bild" bestätigt, das er kurz vorher entworfen hatte:

> Leichtsinnig, redlich, Mann und Kind zugleich,
> Voll Uebermut und Demut, starr und reich,
> Von Sinnen wild, im Innersten doch rein,
> Verfolgt von Lieb' und doch in Liebespein,
> Ein Wandervogel voll Begehr nach Ruh,
> Ein Weltkind, das sich sehnt dem Himmel zu —
> O Bild des Widerspruchs wann kommt der Tag,
> Der allen deinen Zwiespalt sühnen mag!

Unser Weg führte uns von Hanover über Braunschweig nach Harzburg und von dort bald zu Fuß bald zu Wagen, bei schönem Sonnen- und Mondenschein oder Sturm und Regen, gerade wie wir selbst waren, an der Nord- und Ostseite um den Harz nach Ilsenburg und in das Ilsethal, wo Abends beim Mondlicht das Gedicht „Am Bergsee" entstand; über Wernigerode nach Blankenburg und dem Regenstein, dann nach Ballenstedt, wo wir den blödsinnigen Herzog sahen; auf den Falkenstein, durch das Selkethal nach Harzgerode und Stolberg. Bei Niedersachswerfen mochte ich nicht vorübergehen, ohne dem alten Geistlichen, einem Verwandten, in dessen Hause ich schöne Jugendtage verlebt hatte, die Hand gegeben zu haben. Der alte fast achtzigjährige noch rüstige Mann saß im milden Abend vor

der Thür unter dem Baume und sah die Wanderer ohne großes Interesse kommen. Ich stellte Geibel als einen Freund vor und ließ den Dichter unerwähnt, der hier doch nicht bekannt sein konnte. Der Alte war bald in einem lebhaften Gespräche mit ihm und fand so großes Interesse an dem Fremden, daß er ihn einlud, bei ihm zu übernachten; ich wurde gleichsam nur Geibels wegen mit eingeladen. Wir blieben und machten den alten Herrn, dessen Haus still und einsam geworden war, wieder heiter und munter, wie ich ihn vor zehn Jahren und früher gekannt hatte. Daß Geibel Dichter war, blieb unerwähnt. Er hatte den alten Consistorialrath Volborth lediglich durch seine menschlichen Eigenschaften gewonnen, und als dieser später erfuhr, welchen Gast er beherbergt hatte, war er stolz darauf, den Werth desselben unabhängig erkannt zu haben.

Das Ziel der Wanderung war das Kloster Ilfeld. Geibel wünschte einen Sommeraufenthalt in stiller Waldgegend zu finden, wo es an wissenschaftlich gebildeten Menschen nicht fehle, damit er in der Stille nicht einsam sein müsse. Ich hatte ihm Ilfeld vorgeschlagen, wo ich auf dem Pädagogium zur Universität vorbereitet war. Das Kloster ist eine in der Reformationszeit gegründete protestantische Schule oder wenn man will ein Erziehungsinstitut. Lehrer und Schüler wohnen im Kloster, einige der Lehrer haben Wohnungen im Flecken, der sich vor dem Klosterhofe gebildet hat. Vor dem Flecken weitet sich eine von schönen waldigen Bergen umkränzte Ebene gegen Süden; nördlich über dem Kloster führt ein von hochansteigenden Bergen und drohenden phantastischen Felsen eingefaßtes Thal, durch das die Bähre niederrauscht, zu einer stillen Wiesenbucht, von wo aus die Straßen in den Harz hinauf verlaufen. Von den unmittelbar neben dem Kloster aufsteigenden Bergen, in deren Buchenwaldung schattige Spaziergänge zu den Höhen emporsteigen, genießt man der entzückendsten Aussicht in die bebaute und von dem Gebirgswasser durchzogene Ebene mit

ihren freundlichen Dörfern und weit darüber gen Süden nach Nordhausen, der goldenen Aue und dem Thüringer Walde, gegen Westen bis zu den Gleichen bei Göttingen. An wechselvoller Schönheit kann sich die Gegend mit jeder anderen des Unterharzes messen; dabei hat sie den Vorzug, daß sie nicht wie die Nordseite des Harzes von Reisenden übervölkert ist.

Hier schlug Geibel seinen Sommeraufenthalt auf. Ihm wurde ein Zimmer auf dem Kloster eingeräumt, wo er auch mit einigen der jüngeren Lehrer speiste und sich in Allem der Ordnung des Institutes fügte. Doch bewahrte er sich seine volle Freiheit und Unabhängigkeit, selbst von der Güte der Gastfreundschaft. Von den Lehrern war es besonders Volkmar, der sich ihm anschloß, ein strebsamer Mann, ungefähr im Alter des Dichters, der eine Anthologie für Schulen und eine Auswahl aus den Minnesängern herausgegeben hatte und Geibel schon aus den Gedichten und Zeitstimmen kannte. Volkmar baute sich damals ein stattliches Haus auf einer Klippe unter dem Flecken, das zwischen Bergwald und Wiesengrund die schönste Lage in der Gegend hat und das Geibel mit Wein und Lied richten half.

Er blieb etwa fünf Wochen in Ilfeld, wo ihm die Muse holder war als das Wetter. Dies war wenigstens nicht standhaft gut gelaunt; doch zeigte es sich auch mitunter von der besten Seite. Die Reinheit der Stimmung, die über den Dichter kam, spricht sich am schönsten in dem hier entstandenen Herbstliede aus:

> Ach in diesen blauen Tagen,
> Die so licht und sonnig fließen,
> Welch ein inniges Genießen,
> Welche stillverklärte Ruh!
> Heiter ist das Blut gezügelt,
> Leichter Schlaf und klarer Morgen
> Wissen nichts von bangen Sorgen,
> Und die Seele schweift beflügelt
> Jeder lieben Stelle zu.

Ach in diesen blauen Tagen,
Die wie Wellen so gelinde
Mich in's Leben weiter tragen,
Muß ich hoffen, muß ich fragen
Ob ich nie dich wiederfinde
Liebling meiner Seele du!

Wie das Lied bei klarem Morgen sich von selbst löste, entstand Abends oben im Bergwalde das andere Herbstlied (Nun strömet klar von oben), das ursprünglich eine ersonnene rheinische oder sonstige weinländische Gegend und die Weinlese als Zeit zum Hintergrunde genommen hatte und in dieser Form im October gedruckt wurde. Später tilgte Geibel die beiden Strophen, wodurch eine gewisse Unklarheit entstand, aber ein reinerer Ton gewonnen wurde. — In Ilfeld wurde auch das im Ilsethal empfangene Lied „Am Bergsee" ausgeführt, das auf die schöne verlorene Jugendliebe zurückschaut. Schön und rein spricht sich die Stimmung in den „Herbstlich sonnigen Tagen" aus, und wie mild und glücklich der Dichter empfand und gestaltete, zeigt das „Lied des Mädchens," das sein Motiv aus einer heiter naiven Aeußerung eines jungen Mädchens entnahm, die da meinte, wie für jede kleine Pflanze einmal der Blüthentag komme, werde auch sie einst von Liebe geweckt werden.

Der alte schon vielfach hin und her gewandte Plan den Clotar oder, wie er nun genannt werden sollte, Harald in lyrisch-epischer Form auszuführen, wurde aufs neue bedacht und überlegt. Er wollte sich nicht willig fügen. Dafür kam ein anderer Stoff, der auf russischen Lokalitäten mit weiten Ausblicken nach Deutschland spielte und des Dichters lyrischen Strom aufnahm. Manches von dem für Harald oder Clotar Bestimmten floß hierin über. Das Ganze ist später wieder liegen geblieben und dann wieder aufgenommen. Was damals daraus zu werden versprach, erkennt man aus dem

„Heimweh," das auf dem Wege zur Ebene gedichtet wurde. Die Mischung von Lyrischem und Epischem gefiel dem Dichter anfänglich, dann mißfiel sie durchaus und als später dies Gemisch eine Zeit lang Mode wurde, pflegte er zu sagen, wenn man die Form erwähnte: „Was man sonst langweilig nannte, soll jetzt lyrisch-episch heißen." Die reine Form in Ehren — dennoch ist es zu bedauern, daß jener Julian, aus dem das „Heimweh" ein Bruchstück ist, nicht fertig wurde.

Gegen Ende des Augustmonats kam Geibel über den Harz zurück, blieb wenige Tage in Hanover und reiste nach Lübeck, von wo er schon im Anfange Septembers nach Waldhusen ging, um noch einen schönen Monat in der Waldstille zu verbringen. Er schreibt zwar daß seine Stimmung rein, hoch und heiter sei, allein nur zu bald trübte ihm Unwohlsein den lichten Herbst. Denen die seinem Liede zum Ruhme nachgesagt, daß es wie duftiger Wein sei, ruft er in der Minneweise zu, daß die Blume desselben fortan nur Friede und alle Lust der Minne sein solle; er singt ein „Lied vom Weine," in dem er einen Spiegel und Widerschein vom Wandeln unserer Tage erkennt, da derselbe, zu Glut verklärt, ein Bann der Sorgen werde und von der Freude nach der Noth rede und daß au's Tod die Flamme der Jugend schlage; er hatte sogar die Laune, die grausige Spuckgeschichte vom „Geist zu Würzburg," der um Mitternacht drei in Weißem, Rothem und Schaumwein zechenden Studiosen erscheint und nicht viel Federlesens mit ihnen macht, zu dichten und die Moral daraus zu ziehen, daß man auf Weißen keinen Rothen trinken und um Alles keinen Champagner drauf setzen solle, weil sonst der Geist von Würzburg seine Aufwartung machen werde; aber die alten Seufzer kehrten wieder. Er sang am Hünengrabe die „Herbstklage," daß nie das Glück an seine Thür gekommen, „Rechter Freude denk' ich kaum, Seitdem ich war ein Knabe" —

Was ich redlich focht, mißlang,
Was ich fröhlich sang, verklang,
Wie Herbstwind über den Stoppeln.

Er gedenkt in der „letzten Sühne“ seiner Jugendliebe des Bildes voll Lust und Schmerzen, das ihm ruhig wieder aufgeht und in dem ihm, wie er hofft, einst der Todesengel nahen wird. Da war es denn wohl gut, daß Freiligrath ihm aus Rapperschwyl einen freundlichen und liebevollen Brief schrieb, in dem er ihm „alle Politik apart“ ganz glückselig die Geburt seines ersten Sohnes anzeigte. Es war als ob ein Druck von ihm genommen werde, ihre Wege waren aus einander gelaufen, aber sie hingen beide an der lebensvollen Sommerzeit, die sie am Rheine verbracht. — Da war es denn auch wohl gut, daß die Politik einmal eine Ablenkung gab, und zwar eine aus recht materiellem, modernsten Anlaß.

Die freie Stadt Lübeck wünschte eine Eisenbahn nach Büchen zu bauen, um entweder über Lauenburg nach Artlenburg und Lüneburg an die hanoversche, damals noch im Bau begriffene Bahn anzuschließen, oder doch in Büchen die ebenfalls projectirte Hamburg-Berliner Bahn zu erreichen. Von Lübeck nach Büchen mußte lauenburgisches Gebiet durchschnitten werden. Die Erlaubniß dazu wurde in Kopenhagen verweigert. Die Entrüstung in Lübeck war allgemein; man rief nach der Hülfe des deutschen Bundes, voll Vertrauen, voll Hoffnung, aber ohne Erfolg. Bevor die Sache so weit gediehen, mischte sich Geibel mit einem „Ruf von der Trave“ hinein; die alte Macht Lübecks, die Ohnmacht Dänemarks und sein trügliches Spiel schilderte er und rief das deutsche Reich an, den Trotz des Feindes zu dämmen. Freilich auch ohne Erfolg — es wäre denn, daß ein ungenannter Lübecker Dichter auf den Ruf von der Trave antwortete und den Dichter aufforderte, kein Schwanenlied am Auferstehungsmorgen zu singen.

Das war unnöthig. In der Vision „Eine September-

nacht" zeigt er, indem er Marx Meier und Jürgen Wullenweber vorführt, den Weg, den man gegen Dänemark einzuschlagen habe; man soll ihm den Sundzoll nehmen. Freilich dachte der Dichter damals wohl nicht, daß Dänemark auf Deutschlands Unschlüssigkeit und Indolenz bauend, noch mehr thun als den Bau einer Eisenbahn hindern werde. Er ließ damals den Geist Jürgen Wullenwebers die eigenen Wünsche als Wahrnehmung aussprechen, daß ein heiliger Sturm von Stadt zu Stadt geht, daß alle, wie vom schweren Traum erwacht, fühlen: „Deutschland ist Eins!" daß man jedem fremden Uebermuth grollt, daß den Süden die Fröhnigkeit des Nordens zum Zorn bewegt:

> Hinweg denn mit dem knechtischen Tribut,
> Dem Zoll an jenen Inselkönig!
>
> Frisch auf mein Volk, du großes Vaterland
> Treueinig, wie ichs nimmer durfte schauen!
> Vollführe du, was mir im Herzen stand,
> Zu Masten laß des Forstes Tannen hauen.
> Dein sei der Sund, der dich nach Westen weist,
> Der Weg des Meeres dein, ein glorreich Leben.
> Mit Kugeln gib den Zoll!

Was für den Dichter damals die Hauptsache war, die Erweckung des deutschen Geistes gegen die Dänen, war in der That nothwendig, da man im Süden und selbst im nordöstlichen Deutschland dem Treiben des „Inselkönigs" sehr gleichmüthig zusah und die Bewegung im Nordwesten Deutschlands für eine gemachte hielt. Was an den Gedichten die Hauptsache war, das Poetische, ist noch frisch und kräftig geblieben, obgleich lange Jahre drüber hingegangen und wenn auch nicht der Sundzoll aufgehoben, doch die Eisenbahn gebaut ist, für die damals der Dichter ein Bertrand de Born zu sein wünschte,

um eines Königs grollenden Zorn mit Blitzeskeilen zu waffnen, ein allerdings sehr verständlicher Ruf an den romantischen König, der indessen die Mahnung zu überhören verstand. Wie es in Berlin bestellt war, sollte Geibel bald mit eigenen Augen und in nächster Nähe erfahren.

Um die alten Freunde einmal wieder zu sehen und sich durch Musik und Theater anregen zu lassen, ging er im November nach Berlin, zugleich mit dem Vorsatz, gegen Weihnachten der neuen Eindrücke voll wieder in sein heimisches Poetenstübchen zurück zu kehren. Da aber in Lübeck während der Zeit Dinge vorfielen, die ihm den dortigen Aufenthalt wenigstens einstweilen verleideten, so blieb er den Winter hindurch in der Residenz und lernte das Leben von den alten und auch von neuen Seiten kennen, die ihn zu dem Mene Tekel über die Männer und Weiber von Babylon veranlaßten. Während die geschmückten Tafeln im hellen Kerzenlicht schimmerten, die Musik durch den Saal rauschte, schöne Mädchen in leichten losen Gewanden aufwarteten, drückte er sich stumm in den Winkel, die Wand wurde ihm durchsichtig, draußen drängten sich viel tausend Hungergesichter; der Boden wurde zu Glas, drunten saß der Tod mit blitzender Sense und drüberhin wie rasend stürmte der Tanz.

Aber auch „An die Gewaltsamen," die Herren aus der Zeit des Eichhorn'schen Ministeriums, wendet er sich fragend, ob sie meinen, die freie Gabe des heiligen Geistes mit ihrem Stabe stützen zu können? oder daß der, dessen Hand den ewigen Felsen seines Wortes seit zweitausend Jahren gehalten, schlafe, weil sie Gefahr träumen. Die Geister sollen ihre Bahn wandeln; in Sturm und Ungewittern wird die Luft klar. Mag die Verneinung wie eine Sündflut anschwellen, dem Machtspruche ist sie nicht unterthan. Reicht auch die Menschensatzung nicht aus, der wahren Kirche dreimal heiliges Schiff wird wie die Arche sicher auf den Wogen schweben:

Und wen die Sehnsucht nach dem Herrn ergriff,
Wie immer auch geheißen sei sein Glaube,
Er mag sich bergen drin vor Flut und Riff.

Bei einem Gange durch den Thiergarten, zum Sterben betrübt und kaum wissend warum, sieht er im dürren Laube, das der Wind treibt, das Bild seines Lebens und sich an die gefrorene Scholle gebannt; aber ein ziehender Vogel mahnt ihn, nicht zu vergessen, daß die Menschenseele Flügel hat. Es ist, als ob er zu derselben Empfindung, demselben Bilde zurückkehre, die ihn als Knaben zu dem ersten Liede „Vergessen" getrieben.

Die alten Freunde waren dieselben geblieben; Franz Kugler und seine Frau hatten die frühere Theilnahme für den Dichter unverändert bewahrt. Bei ihnen verbrachte Geibel seine genußreichsten Stunden. Kuglers Liebe zu fremden Volksmelodien wurde auch für den Freund fruchtbar. Wenn Abends dort bei Kugler ein solches fremdes Lied in fremder Sprache gesungen worden, sang es Geibel auf dem Heimwege nach der Jägerstraße Nro. 27 wohl deutsch nach oder erfand zu der fremden Weise einen deutschen Text. So entstanden die beiden Lieder zu Volksweisen „Du mit den schwarzen Augen" und „Weit, weit aus ferner Zeit," und andere, die nicht gedruckt sind. Man merkt es dem ersten nicht an, daß es eine Uebersetzung eines in Neapel allgemein gesungenen Liedes ist, aber wenn man es mit dem Originale vergleicht, gewinnt es nur, da es bei der größten Treue doch ungleich mehr Seele und Leidenschaft enthält, als das italienische Volkslied.

Auch Ernst Curtius, der alte Schulfreund und Genoß der griechischen Zeit, war in Berlin, jetzt Professor und Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm. Ihm gilt die Gasele „Wenn im fürstlichen Palaste", in der Geibel Tag und Stunde zu nennen bittet, um ihm die reifste seiner Früchte vom Aste zu brechen, wenn anders die Muse sich bei ihm noch so froh zu Gast bitten

dürfe wie einst auf dem ägeischen Meere. Auch dies Verhältniß war das alte, wenn Curtius auch um einen Grad ernster geworden sein mochte.

Noch ein anderer Bekannter aus älterer Zeit begegnete in Berlin wieder. E. Herzog, früher ordentlicher Professor der Rechte in Athen, hatte jetzt eine Anstellung im preußischen Ministerium des Innern erhalten. Mit ihm und Curtius wollte Geibel die Sammlung neugriechischer Volkslieder herausgeben, die im Nachlasse des in Athen verstorbenen Professors Ulrichs vorgefunden war. Sie hatten die Arbeit bereits so unter sich getheilt, daß Curtius und Herzog, der mit einer Griechin verheirathet war und so immer eine Autorität zur Hand hatte, die Revision des Originaltextes und die Ausarbeitung einer Einleitung, Geibel aber die Fortführung der von Ulrichs nicht zu Ende gebrachten Uebersetzungen zufiel. Leider fand sich damals der gewünschte Verleger nicht und die Sache gerieth ins Stocken. Bisher hat sich noch niemand gefunden, der den interessanten Schatz zu heben unternommen gewagt hätte.

Geibel war um diese Zeit mit einer Arbeit beschäftigt, die ihn doch kaum zum Vollenden unfertiger Uebersetzungen hätte kommen lassen. Er hatte die Bekanntschaft Felix Mendelssohns gemacht und war von dem Componisten, für den Friedrich Voigts in Hanover etwa zwanzig Jahre früher einen Operntext (die Hochzeit des Gamacho) geschrieben hatte, um eine Textdichtung zu einer großen Oper gebeten. Geibel hatte schon früher eine lyrisch-rhapsodische Behandlung der Sage von der Loreley versucht. Er glaubte den Entwurf bald in entsprechender Weise umgestalten und die Bruchstücke zu einer erweiterten Dichtung abrunden zu können. Schon im Januar war ein reicher, vollständig dramatisch gegliederter Plan fertig, den er nach genauester Vereinbarung mit dem Componisten freudig und liebevoll auszuarbeiten begann. Mendelssohn nahm

sich sehr liebenswürdig, indem er dem Dichter auf der einen Seite völlig freie Hand ließ, auf der andern in die Intentionen desselben trefflich einzugehen wußte. Mit dieser Arbeit war der Dichter fast den ganzen Sommer hindurch beschäftigt.

Daneben liefen mancherlei humoristische und lyrische Dichtungen her, wie das „Trinklied der Alten," das die mit dem Wein wiederkehrende Liebe feiert, „Frühmorgens," „Neue Liebe," „Schöne Tage" und das erste der Frühlingslieder („Kein Stern will grüßend funkeln").

Auch über ein bereits im Frühjahr 1845 begonnenes Drama, die Albigenser, die Loreley und andere dramatische Arbeiten, die schon jetzt in den ersten Keimen sich bildeten, wird später im Zusammenhange schicklicher berichtet werden. Hier ist es genug, die stets wachsende Kraft der Production anzudeuten. Aus der Zeit der Loreley-Dichtung stammt das im Plauenschen Grunde bei Dresden entstandene Lied „Unter der Loreley," bei dem man zweifelhaft bleibt, ob der Dichter die eigene Empfindung ausdrückt, oder ob das Lied ein für die Oper bestimmtes war. Um diese auszuarbeiten, hatte er vor Ostern seinen Aufenthalt nach Altenburg verlegt, wo er unter Blüthenbäumen sann und sang. Von dort konnte er mittelst der Eisenbahn leicht in einer Stunde nach Leipzig kommen, um sich mit Mendelssohn über zweifelhafte Einzelnheiten zu besprechen. Dabei wurde dann mitunter auch Jenny Lind, für welche Mendelssohn die Titelrolle setzen wollte, in Rath genommen. Die Sängerin, dem Dichter schon von Berlin her bekannt, hatte die Partie zugesagt und interessierte sich für Text und Musik in gleicher Weise.

Als die Oper gegen Johannis des Jahres so weit fertig war, daß der Componist sein Werk beginnen konnte, ging Geibel, der inzwischen einen Abstecher zu Philipp Engelhard Nathusius in Neuhaldensleben (wo das Donatus-Lied: „Nun bin ich heim") und nach Salza bei Kalbe an der Saale (wo das rhythmische Gedicht „Dichterloos" entstand) gemacht hatte,

auf Rath der Aerzte zur Herstellung seiner Gesundheit nach Marienbad in Böhmen, wo sich auch Kugler mit Frau Clara eingefunden. Der letzteren widmete er dort im Juli aufs neue seine Gedichte, die in der sechsten Auflage erschienen. In dem Gedichte, das er auf dem Wege zum Ferdinandsbrunnen schuf, blickt er auf die Tage zurück, als er die Lieder nicht ohne Befangenheit zum erstenmale in Claras Hand gelegt. Damals schwankte die Welt noch wie ein goldener Traum vor der Seele, die den Abgrund aller Schmerzen und den Gipfel aller Freude kaum ahnte. Jetzt meint er Leid und Wonne bis zum Grunde erprobt zu haben; er hat den vollsten Sprudel der Liebe getrunken und um die verlorene geweint. Im wilden Getriebe der Welt ist er sich des Zieles bewußt geworden. Je lauter das verworrene Getöse erscholl, desto klarer wurde es in ihm selbst, er sah das Walten Eines Geistes wie in der Natur, so in der Menschheit, sah das neue Leben aus dem Untergang des alten hervorgehen und hörte im Zwist den Einklang durch. Was er so still in sich getragen, was er gekämpft, verfehlt, ersiegt, das umfaßt sein Liederbuch, in dem, wenn auch noch manch buntes Unkraut darin lustig wuchert, doch schon die Erstlingshalme der Ernte seines Lebens treiben. — Die Annahme, daß die Auflage mit den seit der Heimkehr aus Württemberg entstandenen Gedichten vermehrt sei, zu der dies Widmungsgedicht zu berechtigen scheint, würde irrig sein, da die Sammlung nur Abdruck der früheren Auflagen liefert. Was an reiferen Gedichten entstand und theils in Zeitschriften, theils in fliegenden Blättern ausgestreut wurde, hielt der Dichter für eine neue selbstständige Sammlung zurück.

Zu einem fliegenden Blatte fand sich bald wieder Gelegenheit und wieder war es dänischer Uebermuth, der den Stoff lieferte. Auf der Rückreise von Marienbad las Geibel den sogenannten offenen Brief des Königs von Dänemark, der die deutschen Herzogthümer zu Theilen Dänemarks machen wollte.

In einer Reihe von politischen Gedichten goß Geibel seinen patriotischen Zorn aus. Gleich auf dem Dampfschiffe zwischen Magdeburg und Hamburg begann er die kriegerischen Sonette, die hier eingerückt werden müßten, wenn die volle Wirkung derselben ungeschwächt bleiben sollte. Die Gedanken, die sie enthalten, haben Tausende mit ihm und nach ihm gedacht. Er hat sie niemand abgehorcht, niemand hat sie mit ihm durchgesprochen; treffen sie dennoch mit den Gedanken zusammen, die jeder gute Deutsche hatte, so zeugt das nur dafür, daß er in seiner zurückgezogenen Unabhängigkeit dachte wie sein Volk. Aber wie ein Gedicht darum noch kein Gedicht ist, wenn es Gedanken, und wären es die höchsten des Zeitalters oder aller Zeitalter, entfaltet, so half ihm die Uebereinstimmung mit den Gedanken seiner Zeitgenossen noch nicht, selbst die mit den Empfindungen nicht. Die poetische Form, diese Congruenz von Gedanken, Empfindung und seelischem Ausdruck, in der jeder den eigenen Gedanken, die eigene Anschauung, das eigene Gefühl gehoben, geläutert und verklärt wieder erkennt, das Dichterische ist es, was eine Analyse fast zur Unmöglichkeit macht. Dennoch will ich versuchen, in Prosa zu berichten, was Geibel in diesen patriotischen Gedichten als erhöhten Ausdruck der allgemeinen Stimmung des deutschen Volkes niedergelegt hat.

Der nächste Gedanke, der sich aufdrängt, ist wieder der, daß Deutschland nicht Ein Reich ist: Deutschland die Wittib, die in Trauerkleidern gesessen, weil man sie von ihrem Herrn und Kaiser geschieden, dem sie mit theuren Eiden verschworen war, hat in dem Geiste der Eintracht, der mit sanfter Gewalt den Eichenkranz um ihre Stirn zusammenhält, daß kein Zweig davon verloren gehe, einen Tröster gefunden. Jetzt, da die Stunde geschlagen, gilt es, der Welt zu zeigen, daß dieser Geist, der die Erbschaft des Kaisers angetreten, kein Wahngebilde ist. Der Däne wagt es, ein deutsches Geschlecht zu schänden; Deutschlands Eintracht hat es zu schirmen mit Schild und Schwert.

Noch auf demselben Dampfschiffe fragt er (in dem zweiten Sonett), ob Deutschland so tief schlafe, daß diese Zwerge mit frechem Beil den Leib zu verwunden sich getrauen, als ob der Streich nicht gefühlt werde? Ob Deutschlands Ehre bei den Völkern so tief gesunken, daß sie keck voraussetzen, die gesunden Glieder werden ruhig zusehen, wenn das kranke Schmach erleide? Sobald Deutschland nur seine Stimme erhebe, würden die, welche nach seiner Beraubung lüstern seien, entsetzt zerstäuben, wie die Troer beim Rufe Achills geflohen, noch bevor er sich gerüstet hatte.

Die beiden Grundübel Deutschlands sind in diesen beiden Sonetten frei und offen genannt, der Mangel eines einheitlichen Willens und der dadurch bedingte Mangel eines Willens überhaupt. Während im ersten Sonett Deutschland unter dem Bilde einer Witwe vorgeführt wird, die in der Eintracht vieler Sinne nur geringen Ersatz findet für den Verlust einer schützenden einheitlichen Willenskraft, so daß die Feinde Alles drauf wagen, wird in dem andern Sonett das Bild des schlafenden Riesen, auf dessen Leib die Pygmäen sich keck machen, benutzt, um den Mangel an Willen zu veranschaulichen.

Unmittelbar nach der Heimkehr wurden die Sonette in Lübeck fortgesetzt. Er gibt der Allgemeinheit der deutschen Entrüstung über den offenen Brief Ausdruck. Ins Niederland ist vom Gau her, wo die Eider mündet, ein Ruf gedrungen, der jede deutsche Seele in Flammen setzen muß. Vom Niederlande hat es der Harz vernommen, der aus seinen hundert Schlünden aufschrie, um es dem Fichtelgebirge zuzurufen, der es grimmig bis zu den Alpen weiter ruft. Von den Alpen tragen es die Ströme nach Osten und Norden, Donau und Rhein schwellen wie Zornadern auf. Nun weiß es jedes Kind und alle Stimmen sind nur Ein Schrei, ein Schrei nach Sühne für so große Schande.

Er läßt (noch in Lübeck) den Straßburger Münster im Klange seiner Glocken davon reden, daß deutsche Kunst ihn in

bessern Tagen zu den Sternen hinauf gegipfelt habe, aber daß er nun schon längst betrübt in französischem Zwange stehe; jetzt, da er nach dem Gang der Zeiten ausschaut, muß er hören, wie abermals ein Fremdling sich vermißt, ein Glied von Deutschland abzutrennen; daran will er abnehmen, ob seine Knechtschaft ewig dauern oder ob er auch dereinst mit dem Schwerte ausgelöst wird.

Auf dem Wege nach Travemünde gedenkt er des Schicksals des Elsaßes, des Blutrubins im Geschmeide des Reiches, den der Franke mit der Schneide des Schwertes ausbrach, um ihn in seines Königes Krone zu schrauben. Das geschah zur Zeit des tiefsten Elendes in Deutschland, und dennoch grollen wir mit unsern Vorfahren, daß sie verloren, was uns verloren geblieben; wie sollte nun die Gegenwart, die sich für stark hält, an den Nachkommen zu Verräthern werden, indem sie das thut, worüber sie die Vergangenheit schilt?

Nicht nach Travemünde begab er sich, sondern in das waldstille, nicht fern von der See gelegene Waldhusen. Dort setzte er die Sonette fort: zunächst ist es wieder die Eintracht, auf die er dringt. Aller innere Hader soll einstweilen zurückgeschoben werden, bis die Einmüthigkeit gegen den Feind Aller denselben zum Verzicht auf seinen Raub gezwungen oder vernichtet hat. Wenn dann der Sieg errungen, möge es an die Schlichtung des eigenen Handels gehen.

Den Feind näher ins Auge fassend, gemahnt er ihn an Holger den Dänen, der von der Fee Morgand in den Krystallpalast entführt und mit ewiger Jugend begabt wurde; als er aber entwich, um ein schönes Königskind zu freien, schwand der Zauber und er stand da beim Feste mit ergrautem Haar und Bettlerlinnen statt des Purpurs. So sei es mit Dänemark, das die deutsche Maid zu eigen begehre; aber beim Brautgelage, wo statt der Geigen Schwerter spielen, werde die ganze Blöße an den Tag kommen.

Er ruft die deutsche Muttersprache, in der zuerst das Wort des Herrn erfrischt wieder erklungen und die alle ihre Söhne mit ehernen Banden umschlungen hält, so daß keiner sich einem fremden Machtspruch fügen möge, in tiefster Bewegung an, es nicht zu dulden, daß die Lenker der Welt ihr nach ihren Launen ein ganzes Geschlecht entziehen, damit es dänisch welschen lerne im neuen Alter; sie möge auf ihrem Psalter ein wehrhaftes Lied greifen, schmetternd wie Kriegsposaunen. — Was ist die deutsche Sprache anders, als das Volk, das sie spricht, und was das Kriegslied desselben, wenn nicht der Krieg? Ihn zu predigen wird er nicht müde, selbst auf die Gefahr eines Weltkrieges. Denn Dänemark an sich sei so lächerlich klein und schwach, daß es nur eines Streiches bedürfe, und das sich spreizende Ding liegt in blutiger Lache. Komme aber Rußland mit Schaaren wie Sand am Meere, und brülle Frankreich, um seinen „Ruhm" zu speisen, wohlan, dann gelte es, sich im einigen Riesenkampf um Deutschlands Ehre zu bewähren.

Drachenzähne möchte er auf die dürren Küsten säen können, daß, wie einst bei Kadmus, Krieger daraus aufgehen müßten, um den deutschen Heerschild über jedes Raubgelüst zu erhöhen, bis der Sieg errungen; aber er hat nur Worte, die er in die Seelen streuen kann, daß hie und da eine Frucht geräth: doch damit nicht ein flackernder Zorn, sondern ein ruhiger Muth zu ernsten Thaten daraus aufgeht, stellt er es Gott anheim, den Acker selbst zu bereiten.

An den Krieg erinnernd, der Deutschland auf kurze Zeit einig gemacht, mahnt er mit der Stimme Gottes die Niedern, auf den Ruf des Herrn zu hören, und die Hohen auf den Thronen, sich ihm zu beugen. Denn der Herr spreche, ob sie der Trübsal schon vergessen, die aus ihrer Uneinigkeit gefolgt:

> Seid eins, sonst muß Ich euch gleich spröden Erzen
> Zerbrechen, oder neu zusammenschmieden
> Im Feuer meines Zorns und eurer Schmerzen.

Er sieht die Zeit am Webestuhle sitzen, um im Teppich der Geschichte ein Bild zu weben. Noch kann Deutschland wählen, ob sie es dem sterngekrönten Ruhme gesellen soll, oder ob es selbst in dem Gewebe als Schmach- und Spottlied aller Völker der Erde dastehen will. Es gilt kein Zaudern und Zagen, es gilt den Spruch, ob Deutschland die eigenen Kinder hülflos von seinem Angesichte stoßen oder ein zerschmetterndes Gericht über die Feinde und Dränger wolle ergehen lassen.

Thu deinen Spruch! Es harrt die Weltgeschichte.

Im Ton des leichten singbaren Liedes dichtete er noch in Waldhusen am Hünengrabe das „Protestlied für Schleswig-Holstein mit dem Refrain „Wir wollen keine Dänen sein, Wir wollen Deutsche bleiben.“ Zuerst die Veranlassung, der offene Brief, der die deutschen Herzogthümer der dänischen Monarchie einverleiben will; dann der Grund des Protestes, weil alle von deutschem Thon geknetet, deutsch gescherzt und deutsch zu Gott gebetet haben; darauf Antwort auf die dänischen Voraussetzungen, daß sich Alles stumm und verzagt der Willkür unterwerfen werde; ferner Erinnerung an die Geschichte des Volksstammes, der England erobert hat und auch jetzt noch ein Joch zerreiben kann; endlich das Gelübde, bis zum Tode in diesem Sinne zu beharren.

Die „zwölf Sonette“ ließ Geibel rasch zusammendrucken (Lübeck 1846). Das fliegende Blatt wurde dänischerseits in den Herzogthümern sofort verboten, ein Schicksal, das später auch die Juniuslieder traf, in welche die Sonette aufgenommen wurden. In den deutschen Zeitschriften wurden dieselben todtgeschwiegen, nur daß W. Alexis in den Blättern für litterarische Unterhaltung im Jahre 1847 (S. 437) ein paar empfehlende Worte darüber sagte. Daß die Aufforderung des Dichters, den innern Hader abzuthun, bis der Feind durch einträchtiges Zusammenwirken, selbst auf die Gefahr eines Krieges mit Frankreich und Rußland, seine Ansprüche fallen

zu lassen gezwungen sei, ohne Erfolg blieb, war nicht seine Schuld, ebenso wenig die des deutschen Volkes, das wenigstens in dieser Angelegenheit einig war und einig geblieben ist. Wie sehr er aber Recht hatte, daß es nur des ernsten Willens bedurft hätte, das Inselreich in seine Schranken zurück zu weisen, bewies später der freilich treulos geführte Halb- und Scheinkrieg, der mehr auf eine beschäftigende Ablenkung des Interesses nach außen gerichtet war, als auf ernstliche Wahrung des guten deutschen Rechtes.

Kleine Lieder gingen in Waldhusen neben den politischen her. Objective Darstellung eines individuellen Phantasiefluges scheinen die Lieder „Jägers Liebe“ zu enthalten, eine lyrisch angedeutete Entführungsgeschichte; möglich auch, daß die drei Lieder aus einem Novellenentwurf zusammengedrängt wurden.

Die letzten Tage in Waldhusen wurden durch Unwohlsein getrübt. Eines Morgens spie er Blut; die alten Besorgnisse, daß seine Brust leide, drängten sich wieder auf, und das schmerzliche Gefühl, ohne ein großes Werk geschaffen zu haben, vielleicht früh wegsterben zu müssen, sprach sich in dem Gedichte „An den Genius“ aus.

Er kehrte zunächst nach Lübeck zurück, wo er einzelne Gnomen (3, 4, 6, 10, 13 und vielleicht auch 8) dichtete, in denen sich eine milde Klarheit wohlthuend kund gibt. Die zum Grunde liegenden Anschauungen sind so hell und die Darstellung des Gedankens so einfach und richtig, daß sie sich dadurch von den früher in Stuttgart entstandenen halbwahren und halbklaren vortheilhaft unterscheiden. Nur eins dieser Gedichte mag hervorgehoben werden: Das Recht ist weder hüben, noch drüben, aber der mit Feuer geführte Streit stählt und zügelt die Kraft; während die einen Lenker der Zeit zu wild und rasch vorwärts treiben, halten die andern desto straffer an, und dabei kommt die Welt dennoch vom Fleck, wenn es auch anders kommt, als beide Parteien gedacht haben.

Von Lübeck reiste Geibel im December nach Berlin, wo er sich am Enkeplatz eine Wohnung nahm und bis zum Himmelfahrtstage 1847 blieb. Für seine Zukunft schwankte Manches in den Lüften, doch er suchte nichts und ließ still vorübergehen. Er wollte nur die Freunde sehen, Theater und Musik haben, da er immer noch an der Loreley schuf und andere dramatische Pläne fortwuchsen oder sich neu bildeten.

Von dem milden Sinn, mit dem er das Leben auffaßte, gibt das Gedicht „Beruhigung" Zeugniß. Bei Kränkungen der Freunde in Wort oder That gedenkt er der Gnade Gottes, die die eigenen Fehle nicht einmal, sondern tausendmal verziehen, und wie Gott täglich zum Segnen bereit ist, soll der Mensch immerdar zum Verzeihen bereit sein, vor Allen der Dichter, dem im Liede eine stete Quelle des Friedens geschenkt ist. In dem Gedichte „An einen Freund," einer Art reflectirenden Monologs, wird das Thema des Widmungsgedichtes an Clara wieder aufgenommen und in der Weise weitergeführt, daß bei den wachsenden Schätzen des inneren Lebens der Geist, der sich als ein bewußtlos kleiner Theil des Alls bisher vergeudet hat, nach eigenen Freuden, eigenen Schmerzen, eigenem Heil strebt und im unermüdeten Ringen seine stille Welt erbaut. Der Drang, den innern Reichthum mitzutheilen, findet keine Befriedigung und neue Stadien des Zweifels und des wankenden Glaubens an sich selbst und an der Gotteslenkung in der Zeit müssen durchgemacht werden, bis Eine Seele verwandt entgegenklingt und das Verständniß, das die Liebe gibt, die Aussöhnung mit dem Leben mit sich führt.

Es mag dahin gestellt sein, in welchem Zusammenhange eine Reihe Lieder mit dieser Stimmung steht, von denen das eine „Im März" (das übrigens schon im Januar gedichtet wurde und mit dem Titel wohl nur die Seelenverfassung andeutet, die den kommenden Frühling vorahnt) das Bekenntniß ablegt, daß das Herz nie gescheidt werde und sich willig verführen

lasse, von Liebesfreud' und Leid Lieder singe und so froh, ganz wieder so thöricht sei, wie in seiner jungen Zeit. Die übrigen, eben diese Lieder der Liebesfreude und des Leides, sind die ersten des Troubadours, das erste bis vierte offenbar unmittelbare Ausflüsse der Neigung zu einer stolzen, kalten, seelenlosen Schönheit; das fünfte und sechste haben dann die eigene unmittelbare Empfindung mit einer Einkleidung umhüllt, welcher der Gesammttitel seine Entstehung verdanken mag. Denen, die genauer eindringen wollen, ruft er in dem Gasel nach Hafis zu „Sucht und forscht nicht, ihr entkleidet nur die Frucht vom duft'gen Flaume." Während dieser Zeit entstand das Gedicht „Schlimmer Besuch," nämlich der Besuch der Grillen, die beim Bauern und Handwerker keine Stätte gefunden, aber ungebeten beim Poeten rasten wollen und, wirft er sie glücklich zur Thür hinaus, durchs Schlüsselloch wieder hereinschlüpfen.

Mit dem Frühling ging der flüchtige Traum vorüber. Im „Frühlingsbrausen" hört er den Einklang aller Stimmen, die später im Mai gesondert tönen, und am „Ostermorgen," der ihm das Wunder der Auferstehung in der Natur zeigt, ruft er den Herzen und Geistern das „Wacht auf!" der Verjüngung und Erneuung zu.

Von der Fortdauer des innigen Verhältnisses zu Kuglers Hause geben mehrere Gedichte Kunde. Das im Namen einer Freundin an Clara gerichtete, das ihr bei Ueberreichung einer Schlummerdecke holde Träume verheißt und vormalt, wurde noch im December geschrieben und hat, wenn auch sonst keinen, doch den Werth als Probe der sinnigen Art, wie Geibel Gelegenheitsgedichte auffaßte und behandelte. Aus der großen Anzahl von Gedichten dieser Gattung sind nur wenige bekannt geworden. Auch die Hinkjamben an Curtius gehören diesem Kreise und dieser Zeit an. Geibel lehnt darin eine Einladung bei Curtius ab, weil ihn der „malereikund'ge, breitstirn'ge Freund" bereits zum Gastmahle eingeladen hatte und es nicht wohl

gethan sei, „durch Ausbleiben sein hold Gemahl zu kränken," der er dienstwillig ein halbes Dutzend Auflagen zu Füßen gelegt. Er hätte gern bei Curtius von hundert Thorheiten erzählt, wie ihm ein ganzer Rattenkönig von Lustspielen im Kopfe sitze, bei denen ihm, wenn er sich scherzweise Zeus nennen dürfe, der Freund in rosiger Weinlaune den Dienst des Hephästos hätte versehen können. Zunächst ist unter diesen Lustspielen die Seelenwanderung zu verstehen, die ihn damals beschäftigte. Auch das Sonett an F. K., unter dem sicher nur Franz Kugler zu verstehen ist, gehört, wenn auch schon im vorigen Jahre zu Waldhusen entstanden, hierher, da daraus erhellt, daß Kugler den Freund von der Lyrik abziehen und der Tragödie zuführen wollte, worauf er antwortet, er leide so sehr an der Sonettenkrankheit, daß sich Alles, was sein Gemüth berühre, unbewußt zu dieser Form gestalte. Wenn man sich erinnert, daß damals die Schleswig-Holstein'schen Sonette entstanden, wird man die Antwort buchstäblich wahr finden.

Aus Anregungen des Kuglerschen Kreises ging der „Morgenländische Mythus" hervor. Kuglers Schwester, Louise, die schon vor Jahren ein Bild Geibels gezeichnet und in Steindruck hatte vervielfältigen lassen, und Albertine von Hochstetter, beide als Malerinnen im Aquarellporträt, in der Blumenmalerei und der Arabeske bekannt, forderten den Dichter auf, ihnen einen orientalischen Stoff zu formen, wozu sich ein Gegenstand aus Tausend und einer Nacht darbot. Die Damen wollten nur Gegenstand für die Illustration haben; der Dichter legte aber in diese Art von Gelegenheitsgedicht wieder sein eigenthümlichstes Wesen. Er wollte nichts anderes, als den Einen Gedanken ausführen, wie der Mensch das Ideal, das ihm einmal in glückseliger Stunde wie durch ein Wunder nahe getreten, in ewigem Heimweh suchen müsse. Dafür bot jene Fabel den passenden Leib. Zwei Geister begegnen sich und

rühmen jeder von sich, das schönste menschliche Geschöpf gesehen zu haben. Um zu erproben, wer Recht hat, bringen sie die beiden schlafend auf Einem Lager zusammen, die schöne Badur und den schönen Nureddin. Der zum Schiedsrichter aufgeforderte Gasban, eine Art von Vulkan, bekennt, beide seien untadelhaft, aber die Schönheit zeige sich nur in der Bewegung. Beide werden erweckt, sinken sich in die Arme und werden dann, plötzlich wieder eingeschläfert, dahin entrückt, woher sie schlafend entführt waren; beide sind von sehnsüchtiger Liebe für einander erglüht, als sie erwachen; Nureddin zieht aus, Sie zu suchen. Ob die Irrfahrt der Sehnsucht den köstlichen Preis errungen, ob die von der Schönheit verwundeten Herzen sich in heimlicher Sehnsucht verzehrt haben — der Dichter weiß es nicht:

> Beglückter Liebe Weise
> Ward ihm lange fremd. Aus tiefster Seele
> Sang er euch dies Lied der ewigen Sehnsucht.

Das Gedicht, das allerdings fertig in sich abgerundet ist, obwohl der Schluß wie ein bloßes Abbrechen eines begonnenen größeren Gedichtes dazustehen scheint, wurde zuerst in Reimpaaren versucht. Da es sich aber bald fühlbar machte, daß, um für Schilderung, ruhigen Dialog und Ausdruck der Empfindung einen nur einigermaßen gleichmäßigen Stil zu gewinnen, eine andere geschmeidigere Form erforderlich sei, so ergab sich der fünffüßige Trochäus mit Nothwendigkeit. An eine Nachahmung oder einen Wetteifer mit Platens Abassiden, die sich freilich unwillkürlich zum Vergleich herandrängen, ist nicht zu denken. Das Gedicht fällt in den Februar 1847 und wurde, ohne abzubrechen, binnen acht Tagen fertig. Die beiden Künstlerinnen illustrirten das Gedicht in 15 Blättern, welche die Kaiserin von Rußland, als sie auf der akademischen Ausstellung in Berlin allgemeines Wohlgefallen erregten, ankaufen

und zu einem Album vereinigen ließ. In dieser Form gelangten die Illustrationen als Geschenk in die Hände der Großherzogin Auguste von Mecklenburg-Schwerin, welche späterhin die Herausgabe in Farbendruck gestattete. Das Werk, über welches das Deutsche Kunstblatt (1855, Nr. 15) eine Ankündigung und Beschreibung enthielt, erschien bei H. Schindler in Berlin in 15 Blättern Farbendruck, den Storch und Kramer übernommen hatten. Von der Kostbarkeit desselben gibt der Preis, zehn Friedrichsd'or, einen Begriff.

Nach einer italienischen Novelle warf Geibel in ein paar Wochen ein ausgelassenes Lustspiel „Die Seelenwanderung" hin, das von Dilettanten im Palais des Prinzen von Preußen am 7. April 1847 mit vielem Glück dargestellt wurde. Die weibliche Hauptrolle spielte Fräulein V. von Dobeneck, die Rolle des Bildschnitzers Andrea, Herr R. von Dobeneck; den eigentlichen Anstifter des muthwilligen Künstlerspaßes, die Rolle des Buffalmaco, hatte Prinz Friedrich Wilhelm (jetziger Prinz von Preußen) übernommen. Die Einstudirung war meistens unter Geibels Leitung geschehen; das Sceenische und Künstlerische des Außenwerks scheint der Maler Hermann Kretzschmer, der alte Freund des Dichters aus der Athener Zeit, geleitet zu haben. Alle Darsteller hatten große Freude an diesem Künstlerschwank. Kretzschmer malte ein sinnreiches großes Blatt, das die Hauptzüge des Stücks in Arabeskenbildern darstellt, die von dem Dichter und dem Pegasus, der mit ihm durchgeht, auslaufen und ein weißes Feld umschließen, auf dem die Rollennamen und dahinter die Namen der Darsteller von jedem eigenhändig eingetragen wurden. Dies Blatt verehrten die Spieler dem Dichter. Die Seelenwanderung wurde vom Verfasser im Februar 1848 überarbeitet und am 8. März von denselben Darstellern wiederholt. Es wird später noch ausführlich davon die Rede sein.

Am 13. Mai 1847, dem Himmelfahrtstage, verließ Geibel Berlin und trat mit Kugler, mit dem er in Kösen zusammentraf,

eine große Fußreise über Jena, Rudolstadt, Reuseß, wo sie bei Rückert höchst gastlich aufgenommen wurden, Koburg, Kloster Banz, Bamberg, Regensburg, Linz, Gmunden, Ischl, St. Wolfgang nach Salzburg an. Den Rückweg nahmen sie über München, Ulm, Blaubeuren, Stuttgart und Heidelberg nach Frankfurt, von wo sie mit der Post heimreisten. Sie auf dieser ausgedehnten Fahrt von Ort zu Ort zu begleiten, würde zu weitläuftig sein. Kugler ging meistens kunsthistorischen Zwecken nach, und Geibel, der ihm gern folgte, hatte an ihm den besten und einsichtigsten Führer, den man sich wünschen konnte. Von dieser Reise stammt seine große Vorliebe unter allen Werken der bildenden Kunst für die der Architektur. Wo das Verständniß so aufgeschlossen wurde, wie auf dieser Reise durch Kugler, mußte mit der Einsicht auch die Neigung Hand in Hand gehen. Während er sich späterhin wohl den Sinn für Malerei und Plastik absprach, wußte er mit bewundernder Beredtsamkeit den Eindruck eines gewaltigen Bauwerks alter und neuer Zeit auf seine Gründe zurückzuleiten und den Geist, der in den Massen schlummert, lebendig vor die Seele zu führen. Freunden pflegte er später in München die Kirchen, die Basilika, die Ludwigskirche, die Aukirche freundlich selbst zu zeigen und im Vorbeigehen auch die Glyptothek und die alte Pinakothek zu bewundern und zu schildern, den Besuch im Innern der Glyptothek und der Pinakotheken überließ er gern den Liebhabern allein. Spaziergänge durch den englischen Garten, zur Menterschwaig, selbst nach Schwaneck, waren ihm nie zu weit, während er für einen Gang durch eine der vielen Sammlungen Münchens gewöhnlich nicht zu interessiren war. So auch auswärts. Was es an Bauwerken und anmuthigen Partien in der freien Gotteswelt gab, erkaufte er willig mit weiten Wegen; sogenannte Merkwürdigkeiten, Kunstschätze, was man in den Städten so heißt, reizten ihn nicht. Er saß lieber in brennender Sonnenhitze am Fluß, wo der Wind zog, oder

wanderte bei nassem Wetter durch Feld und Wald, als daß er irgend ein Schloß oder eine Bibliothek von innen betrachtet hätte. So war es auch auf der Fußreise mit Franz Kugler, die zunächst zur Ausfrischung und zur Befestigung der Gesundheit dienen sollte, was, so lange sie dauerte, auch trefflich anschlug. Kaum aber war Geibel in die Heimat zurückgekehrt, wo er bald in Lübeck, bald in Travemünde lebte, als sich eine Erschöpfung, wie sie nach der Anstrengung der Reise nicht sehr auffällig erscheint, einstellte und die alten Todesgedanken wieder mit sich führte.

Sie klingen in dem Gedichte „Nach zehn Jahren" leise durch. Heimkehrend tritt er in das Haus der Schwester; das Spiel der Kinder, „die noch nicht geboren, als er auszog, durch die Welt zu schweifen," verstummt einen Augenblick, bis die Schwester kommt und den Bruder mit den Kleinen bekannt macht, die nun wie ein Bienenschwarm um ihn hängen, aber mit ihren Küssen und Fragen ihn wie holde Todesboten mahnen:

> So viel Schritte
> Sie gethan ins Leben, so viel Schritte
> Hast auch du gethan dem Tod' entgegen;
> Und schon reift in ihnen täglich rascher
> Das Geschlecht, das über deinem Grabe
> Wandeln soll, und selig sein, und weinen.

Aber er segnet sie doch still bei sich selbst, die den ernsten Gruß so lieblich an ihn bestellen, und heißt sie freudig zu vollem Leben aufwachsen, daß sie, wenn er einst dahin ist, mit ihren Brüdern vollenden, was er und sein Geschlecht nicht konnten. — Den ganzen Zauber, der ihn in den alten Räumen der Vaterstadt, des Vaterhauses, wieder anmuthet, schildert er in „Daheim;" das holzgetäfelte Zimmer, der Armstuhl mit gewundenen Füßen, die alten Bilder, die Bücher, der

Hausrath, den die Mutter noch gewählt hat, die Wanduhr, die mit verhaßtem Schlage ihn oft ins Bett getrieben, wenn die blonde Schwester die schönsten Mährchen erzählte, Alles grüßt ihn mit einem Hauche tiefer Ruh. Denen, die nie aus ihrem engen Kreise gekommen, ruft er zu: Ihr wißt nicht, wie selbst am Starren und Leblosen ein Schimmer des Geistes, der einst darüber geboten, hängen bleibt; ihr wißt nicht, wie in Geräthen, Häusern, Bäumen eine Stimme wohnt, die wie aus dem Traume der eigenen Jugend zu euch spricht.

Einen wahren Hymnus, der als Gesammteindruck der Reise gelten kann, dichtet er auf „die junge Zeit.“ Er preist die Wunder der Eisenbahn, die sich durch die Berge lange Schachte bricht, auf hundert Pfeilern von Berg zu Berg über das Thal mit Strom und Dörfern ihre kühnen Brücken schlägt, dem müden Saumroß, das sich wund getragen, die Last abnimmt und den wilden Riesen, den Dampf, vor ihren Wagen schirrt; die Wunder des Dampfschiffs, das jedem Winde entgegen zum fremden Küstenland die Bahn pfeilgeschwind durchfliegt, daß der bezwungene Ocean grollend in die Räder knirscht. Es gibt keine Ferne, keinen Raum mehr. Die Welt flutet auf tausend Wegen zusammen; die sich nie geschaut, treten sich keck entgegen, die bunten Trachten, das dichte Gewühl; der Bergschütz grüßt den gepanzerten Reiter, der deutsche Bauer schaut dem Pflanzer der Steppe ins tiefgebräunte Angesicht. Endloses Wühlen, Hinundwiedertauschen, ein steter Markt, jeder ist Kaufmann, im ewigen Wechsel geben Waaren und Gedanken von einem zum andern, des Juden Gold, des Sängers Lied:

> Der todte Buchstab weicht lebend'ger Rede,
> Gekämpft wird Blick in Blick der Geister Fehde,
> Und wieder schließt sich Hand in Hand der Bund;
> Frohlockend spürt der Stamm im Bruderstamme
> Sein eigen Blut; es schwebt wie eine Flamme
> Der Freiheit Wort auf jedem Mund.

Mit einem Glückauf für die junge Zeit von Erz kann er sich doch, wenn er sie so ganz in Stoff und Wucht versenkt sieht, des Grauens nicht erwehren, sie möchte einst im Trotze ihres Riesenwerks vergessen, daß droben Einer auf ewigem Throne sitzt, so lange vergessen, bis Er im Wetter herabsteigt und ihren Bau zertrümmert wie jenen Thurm von Babylon.

Während der Reise war in Lübeck am 26. und 27. Juni das norddeutsche Sängerfest, wie schon vor acht Jahren ein Musikfest, gefeiert worden. Auch abwesend nahm er Theil daran. Mit einem Liede von ihm begrüßten die Lübecker Liedertafeln bei der Eröffnung des Festes die Gäste. Darin wieder der stete Spruch „Du deutsches Land bist Eins" und ein frohes Willkommen „Der neuen deutschen Zeit." Bald nach der Heimkehr wurde in Lübeck die Germanistenversammlung abgehalten, der die oben ausgehobene Strophe der „jungen Zeit" eigentlicher angehört als der Spruch, den Geibel in das im Druck erschienene Album lieferte. Bei dieser Versammlung, die der eigentliche Vorbote der damals in jedem Lufthauch sich lebendig regenden Einheitsbestrebungen war, hatte Geibel unter anderem den Besuch des ihm aus Leipzig her bekannten Professors von der Pfordten, mit dem er später noch in andern Verhältnissen zusammentreffen sollte. — Merkwürdig ist, wie treu sich in dem Begrüßungsliede der Liedertafeln die Empfindungen wiederfinden, die ihm die Kunde von dem älteren Musikfest seiner Zeit in Athen erweckt hatten. Damals schrieb er in die Heimat: „Wahrlich, das sind wahre Feste, wo eine große und schöne Freude die Bewohner der verschiedenen Städte einander zuführt und zu Einem Zwecke vereinigt; dadurch wird ein festeres und treueres Band zwischen hier und dort geknüpft als durch Eisenbahnen; dadurch werden hundert alte Beziehungen, die man schon erstorben wähnte, angefrischt und erneuert. Die offene fröhliche Mittheilung ruft vor allen Dingen das gegenseitige Vertrauen wieder hervor, der Austausch der Ideen reinigt

und klärt, befestigt und bestätigt sie, und durch das schöne Gefühl, wie Großes man durch vereinte Kräfte vermöge, wird das Bewußtsein des einigen Volksthums wieder gehoben." Der Dichter hatte dieselben Ansichten und Empfindungen noch jetzt, nur hatte er gelernt, sie schöner und ergreifender auszudrücken.

Er selbst bemerkt um diese Zeit, daß es Vielen gegeben sei, tief zu denken und zu empfinden, während nur der ein Dichter sei, wer schön sage, was er gedacht und empfunden. Seine ganze Natur hatte einen andern Schwung genommen; wie einem Kinde stand ihm das Bekannte als ein Wunder, das Geheimniß als ein Bekanntes in der Seele. Mehrere Gedichte, die unmittelbar nach der Reise entstanden und das Schwierigste leicht und licht behandeln, geben davon Zeugniß, besonders „Schlaf und Erwachen" und „das Geheimniß der Sehnsucht." In jenem sieht er, der früher Erwachte, den noch schlafenden Freund lebend ohne Leben, todt ohne Tod daliegen, während der Geist wie gelöst sich im All wiegt; mit einer einzigen Berührung ist das locker erscheinende Band zwischen Geist und Leib rasch wieder anzuknüpfen; so erscheint ihm die Natur auch als ein schlafendes Leben ohne Leben, ein todtes ohne Tod, bis Gott das Stumme und Starre zum sprechenden Leben erweckt und die erlöste Creatur in ihm genesen wird. Es ist nur eine vielleicht unabhängig gewonnene Ansicht der Naturphilosophie, aber im dichterisch gefaßten Gleichnisse und als individuelles Erlebniß vorgetragen. Wenn hier das staunenerregende Wunder des seiner selbst nicht mächtigen, dem leisesten Druck der Hand weichenden Schlafes wie mit Kindesaugen angeschaut und vom tiefsten Denken gedeutet wird, spricht im Geheimniß der Sehnsucht die Seele fast unmittelbar mit jener Beredtsamkeit dichterischer Mittel, die in dem „Heimweh" so wunderbare Gewalt üben. Beide Gedichte sind im innern Bau sehr ähnlich und beide erscheinen wie die Entfaltung eines einzigen in Gefühl aufgelösten Gedankens nach zwei Richtungen;

das Geheimniß der Sehnsucht behandelt das auf die überirdische Heimat gerichtete Heimweh; eine andere Wendung des Gedankens, der dem „morgenländischen Mythus“ zum Grunde liegt. Die Zeit, wo der Abend von den Bergen niedersteigt und die Sterne mit tiefem Feuer räthselhaft glühen, ist die Stunde, wo die Stimme der Sehnsucht durch die Lüfte zieht, jener Sehnsucht, die der Kern alles Geschaffnen ist, die den Quell zum Licht des Tages emporzwingt, aus dem Walde mit tausend Armen nach dem Himmel greift, aus dem harten Steine als Echo hallt, die aus der Kehle der Nachtigallen quillt und mit stummer Seele aus dem Auge der Blumen mild uns anschaut. Da ergreift sie auch den Menschen, den Dichter, daß er sein bestes Wesen, den ganzen Schatz von Andacht und Liebe, Schmerz und Lust in ein einziges Wort, wie in einen goldenen Kelch, schließen möchte, um ihn verschwenderisch auszugießen. Doch kein Wort, und wäre es noch so groß, befreit von dem tiefen Drange, kein irdischer Brunnen stillt den Durst der Seele, selbst die Liebe nicht:

> Denn — was so hoch mir war, so lieb,
> Mir ward es — und die Sehnsucht blieb.
>
> Darum zur Ruh mein wild Gemüth!
> Nicht Alles wird hier Frucht, was blüht;
> Du trägst, der Erde stummer Gast,
> In dir, was nur der Himmel faßt...
> Dir selbst bewußt kaum, ist dein Leid
> Ein Heimweh nach der Ewigkeit.

Mit diesem Gedichte hatte er das eigentliche Wesen seiner Natur ausgesprochen, die unbefriedigte Sehnsucht, die in allen Empfindungen, welche das Leben emportragen, Ersatz für das Unerreichbare sucht und deßhalb stets wechselt, ohne sich selbst jemals zu verirren und ins Oede zu verlieren. In dem

schönen Gedichte „Sonnenblume" spricht sich derselbe Gedanke aus, nur in eine bestimmte symbolische Form gefaßt und voll seliger Heiterkeit des Genügens. Weil dies Gedicht den Gedanken ins Engste faßt, in das Bild der Sonnenblume, die dem holden Liebling auch dann noch zugewandt bleibt, wenn er sie mit heiligen Flammen verzehrt, und die den Rosen ihren Ruhm gönnt, da sie die Sonnenblume und auch selig ist, gerade weil der Gedanke zum Symbol geworden und in Gefühl aufgelöst ist, ist er der weitesten und allgemeinsten Anwendung fähig. Unter der Sonnenblume, die sich in ihrem Geschick, das liebendes Anschauen ist, selig fühlt, ist ebenso sicher die liebende Seele des Mädchens, wie die auf das Ewige gerichtete Seele des Dichters, des Menschen überhaupt, gezeichnet.

In der strömenden Produktion, die den Dichter seit der Fußreise selbst überraschte, wurden auch alte Ideen, die uns einst auf der Harzreise einen Nachmittag in Blankenburg aus Anlaß des Shakespeare'schen Kaufmanns von Venedig beschäftigt hatten, die Ideen von Gesetz und Gnade, Gerechtigkeit und Liebe, plötzlich zu Gestalten und zwar zu dramatischen. Die Grundanschauung liegt in den Gedichten „Schicksalslied" und „An eine Einsame" ausgesprochen vor uns.

Andere theils ernste, theils humoristisch gehaltene und darum nicht minder ernste Gedichte gehören diesem Herbst des Jahres 1847 gleichfalls an. Nicht alle sollen hier analysirt werden. „Wind und Glück" ist eine anmuthige Parabel; wie der Schiffer pfeift, um den Vogel Wind zu locken, singt der Dichter, um das flüchtige Glück heranzulocken, doch stellt er sein Segel nicht zur Fahrt ins weite Meer; mit dem frommen Zwang der Liebe zieht er die Welt zu sich, und was er fern gesucht, findet er nun in der Heimat, die in ihm liegt, in seinem gereinigten, befriedigten Wesen. Denn wie viel er auch versucht und wie reich die Erfahrungen auch sind, die er auf seinen Wanderzügen gemacht, kann er doch nur drei Dinge mit

vollem Herzen rühmen, die zu echtem Heil stets den Grund gelegt haben: Gesundheit, Muth und heiterer Blick nach oben.

Die beiden kleinen Romanzen „Melusine“ und „Kurt von Wyl“ sind zwei Seitenstücke: das reizende Mädchen, die lachend in den Quell singt, ihr Sinn sei wie der Wind, „wer kann ihn greifen!“ ihr Herz wie ein Schrein, nur fester „wo liegt der Schlüssel? Ich weiß es wohl, doch findet ihn keiner“ — und das am Quell schöpfende Mädchen, das die Vögel zwitschern hört, Kurt von Wyl sei der schönste Mann, und nun nicht begreift, daß Kurt an ihrem glühenden Angesicht nicht merkt, daß sie weiß, was die Vögel singen — zwei liebliche Bilder des Mädchensinns, der schnippisch Spröden und doch Geliebten und der unbemerkt Liebenden.

Bilder anderer Art, Bravourstücke, wo es bei der gegebenen Gesammtanschauung auf die Sammlung und wirksame Verwendung kleiner charakteristischer Züge ankommt, sind „das Lied des Corsaren“ und „der Templer“, beide in Travemünde entstanden, das letztere durch einen Leichenstein veranlaßt, auf dem ein von Schlangen Umwundener auferstehen will. In die Klasse dieser Virtuosengedichte fällt auch das in späteren Jahren entstandene „Babel“ und die „Windsbraut“.

Zu den schönsten Gedichten dieser Zeit gehört das tiefe und helle „An den Schlaf“, das labende Wasser der Seele, der kühlend wie Meereswogen umfängt und wie das Meer nichts Fremdes beherbergt, sondern rastlos wieder ans Ufer wirft, alle Sorgen und die kranken Gedanken des Tages zurückspült. Ihn rühmt er Morgens, wenn die Seele aus seinen Wellen verjüngt, frisch und strahlend wieder emportaucht. Ein heiliges Bad ist der Schlaf; die Seele athmet Muth und Erneuung, wenn er die bewußtlos schwimmende von Leben zu Leben, von Strand zu Strand trägt. So ist auch der Tod nur ein Bad, aber drüben am anderen Ufer liegt ein neues Gewand bereitet.

Am 4. November starb Felix Mendelssohn. Mit diesem Todesfall erlosch für Geibel die Hoffnung, seine Oper, an der er im Frühjahr noch vieles umgearbeitet hatte, auf die Bühne gelangen zu sehen. Nur der erste von den drei Akten war componirt und wie sich bei der genaueren Durchsicht des Manuscriptes ergab, mit so flüchtiger und unleserlicher Feder, daß an eine Enträthselung dieser Hieroglyphen nicht gedacht, viel weniger eine Weiterführung versucht werden konnte. Nur das Finale des ersten Aktes war ins Reine geschrieben, der Chor der Wassergeister und Lenorens Verlobung mit dem Rheine. Dieser Theil, dem sich allenfalls noch das Ave Maria hätte beigesellen lassen, ist als Concertstück seitdem vielfach gesungen, gestattet aber für die Auffassung des Ganzen keinen Schluß. So viel scheint aber deutlich, daß die Chöre wundervoll charakteristisch gehalten, die Hauptfigur jedoch ohne Feuer und Leidenschaft behandelt ist. Die Oper war indeß einmal für Mendelssohns Natur bestimmt, und Geibel glaubte, schon aus Pietät für den Verstorbenen, den Text keinem andern Componisten überlassen zu dürfen. Es hätte daher nicht der Bemühung der Erben bedurft, dies Angedenken für Andere unzugänglich zu machen. Die Ansicht, als ob des Dichters Eigenthum aufhören könne, diesen Charakter zu besitzen, konnte er nicht theilen. Er hatte aus eigener Lust und aus Freundschaft für den Verstorbenen geschaffen; mit dem Tode Mendelssohns war Geibel wieder freier Herr seiner Dichtung; indeß gab er die Versicherung, daß er eine Composition nicht wünsche.

Nicht den eigenen Verlust erwog er. In dem Gedicht „Zu Mendelssohns Todtenfeier", dem schönsten Denkmal, das die Dichtung dem Meister gesetzt hat, klingt kein Laut dieser Art durch. Er schildert ihn wie er war, den Schöpfer der Lieder, die mit des Dichters eigener Natur so viel Verwandtes haben, den Schöpfer des Sommernachtstraumes, der Antigone, des Paulus; er klagt kaum, es tröstet ihn, daß wir ihn, wenn

auch nur kurze Zeit, doch gehabt haben und daß der lichte Gottesfunken nicht zugleich, auch nicht für uns erloschen ist.

> Das ist des Genius Recht, daß ungekränkt
> Vom Hauch des Todes überm Grab im Blauen
> Er athmend fortspielt und mit geist'gem Thauen
> Göttlich befruchtend tausend Seelen tränkt
> Und licht dem flüss'gen Aether zugesellt
> Unsterblich zeugend flutet durch die Welt.

Die Kunde von dem unerwarteten Tode traf Geibel, als er kaum die neue Sammlung seiner Gedichte, der Juniuslieder abgeschlossen hatte. Dieselben erschienen im Spätjahr 1847 (mit der Jahreszahl 1848) im Cotta'schen Verlage. Juniuslieder nannte er sie, weil sie meistens in der hohen Sommerzeit seines Lebens entstanden waren. Der Mai ist vorüber mit seiner Blumenfülle, nur hie und da blüht es noch, aber im Laube beginnts zu reifen; eine ruhige stetige Wärme ist an die Stelle der ewig unruhigen Frühlingslüfte getreten und selbst die Nächte sind licht geworden. Aus dem Kampfe der Elemente geht es zum Frieden, zur Klarheit, zur Versöhnung. Ihm lag dabei ein Vers, den er einen alten nennt, im Sinn, den er auch als Motto dem Ganzen vordrucken ließ, und der mit den Worten schließt: „Unterm Schattendach denkt die Seele nach, wird auch fröhlich und gesund dabei." So etwa mochte er sich den Titel erdacht haben, der dennoch nicht glücklich gewählt erscheint. Jetzt freilich hat er sich eingebürgert und wie ein Eigenname seine Bedeutung verloren. Abgeschlossen war die Sammlung nur in Bezug auf die bis dahin entstandenen Gedichte, später wurden manche eingeschaltet. Die Gesammtcharakteristik wird deßhalb füglich bis zum Schluß dieser Periode aufgeschoben.

Ende Februar 1848 rief ihn die wiederholte Darstellung der „Seelenwanderung" (8. März) nach Berlin. Er freute

sich besonders auf das Wiedersehen mit Kugler, der ihm seine poetischen Produktionen, ein Trauerspiel Jakobäa und einige Novellen, die er geschrieben, mitzutheilen verhieß. Bald nach der Aufführung des Lustspieles kehrte er nach Lübeck heim. Der größte Gewinn dieser Reise war die Bekanntschaft mit Paul Heyse, der damals, fast achtzehn Jahr alt, von seinen näheren Bekannten seiner Liebenswürdigkeit und Begabung wegen gleich sehr geschätzt wurde. Kaum war Geibel nach Lübeck zurückgekehrt, als die Nachwirkungen der französischen Februarrevolution die deutschen Märztage hervorriefen. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie tief er durch diese blutigen und gewaltsamen Ereignisse in den Grundfesten seines Wesens erschüttert werden mußte. Er hatte immer das Wort hochgehalten, daß der Geist stärker sei als die Klingen. Nun schien die brutale Gewalt zur Herrschaft zu gelangen. Der Pöbel hatte sich den rothen zerfetzten Königsmantel umgeschlagen. Aus diesem Morden konnte die Freiheit nicht aufgehen. So mußte sich die Gegenwart zu seiner Vergangenheit stellen.

Aber das war nur ein Durchgang, nur eine Geburtswehe der Geschichte, nicht ihr Ergebniß für immer. Erhebend war schon die bis dahin unerreichbar gewesene rasche kräftige Einigkeit gegen den äußeren Feind, den Fremdling, den Dänen. Wie ein Frühlingssturm erbrauste der Völker Aufgebot; da nichts mehr übrig blieb, blieb als letztes Gericht die Schlacht auf Tod und Leben, und wenn die Noth das Eisen brechen konnte, mußte das Eisen die Noth brechen. Erhebend war der begeisterte Drang der deutschen Stämme nach einheitlicher Gestaltung des Vaterlandes. Dennoch war die bis dahin so strömende Produktion völlig versiegt. Außer dem Kriegsliede entstand in dem ganzen Jahre nur noch ein einziges Gedicht.

Was bis dahin alles Drängen der Außenwelt nicht vermocht hatte, das that der Dichter jetzt aus freiem Antriebe. Während die Geschäfte stockten, die Menschen sich mehr um die

Angelegenheiten der Welt als um die ihrigen bekümmerten und lieber ihren Beruf aufgaben, als daß sie der Lenkung der Weltgeschicke entsagt hätten, that Geibel das Gegentheil; er entschloß sich, für den zum Frankfurter Parlamente gewählten Professor E. Deecke am Lübecker Gymnasium einzutreten, um nur wieder Boden zu gewinnen. Die Stellung behielt er vom Beginn der Nationalversammlung bis Johannis 1849. Er gab Stunden, in denen lateinische Dichter, Deutsch und Literaturgeschichte vorgetragen wurden. Schüler aus jener Zeit rühmen, wie gern sie diesen Stunden beigewohnt, wie anziehend und anregend der Vortrag, wie herzgewinnend das Benehmen des Lehrers gewesen. Geibel studirte bei dieser Gelegenheit die mittelalterliche Literatur genauer, als es bisher der Fall gewesen war, nicht ohne Frucht.

Die Ereignisse des Sommers waren nicht danach angethan, die Verstörung und Verstimmung zu heben, noch weniger der Malmöer Waffenstillstand und die darauf folgenden Mordscenen in Frankfurt; die Gräuel in Wien konnten auch den Festesten irre machen. Aus diesen Anlässen entsprang das „Gebet" zu Gott, ihm im Gewoge und unter den Stürmen der Zeit den Glauben, der sich noch nie trüglich erwiesen, zu bewahren; den Glauben, der noch in Nacht und Fluch eine Spur des göttlichen Lichtes sieht, ohne den die Weltgeschichte nur ein Buch wüster Gräuel ist, der, wo sonst dunkle Willkür ihr trostloses und unbeschränktes Spiel treiben würde, doch noch die Liebe die verborgenen Fäden nach ewigen Zielen lenken und da, wo wir nur Einsturz und Brandtrümmer zu erblicken meinen, doch schon ein leises Bauen sieht; jenen Glauben, der auch in den Geschicken der Völker die Wehen auf Geburt deutet, daß da, wo Tausend geweint, einst Millionen Dank singen, ja daß selbst die Teufel, wenn sie ihre Lust büßen, dennoch blind und unbewußt den heiligen Rathschlüssen der göttlichen Gnade zu dienen gezwungen sind.

Im Winter wurden einige Scenen der Nibelungentragödie zu welcher das Studium der mittelalterlichen Literatur angeregt hatte, in antiken Versmaßen ausgeführt, ohne recht in Fluß zu gerathen. Einen entschieden kräftigen Fortgang nahm ein anderer von der Zeit gewissermaßen dictirter Stoff, eine Tragödie von Heinrich dem Ersten, dem mannhaften Wiederbringer des deutschen Reiches. Der Entwurf war rasch fertig. Die ganze Verwirrung der Gegenwart mit ihren ahnungsvollen Ausblicken in die Zukunft spiegelte sich von selbst in der Exposition des Stoffes. Der erste Akt gelang; der Odem der Zeit trug den Dichter. Jene Aussicht auf ein deutsches Kaiserthum, das seinen innersten Herzenswünschen entsprach, für das er von den Knabenjahren her geschwärmt, begeistert gesungen, ernsthaft gestritten, schienen sich zu verwirklichen. Sein Kaiser Konrad, dem auf dem Sterbebett das ganze Elend deutscher Versunkenheit und Zerklüftung noch einmal erschütternd deutlich und fühlbar wird, überwindet sich dem Vaterland zu Liebe selbst und empfiehlt den Feind seines Lebens, den Sachsen Heinrich, zum Nachfolger. Die Wahlfürsten überzeugen sich von der Richtigkeit des Rathes und von der gebieterischen Nothwendigkeit, ihn zu befolgen. Da lehnt — nicht Heinrich — da lehnt Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone ab, weil er nicht Heinrich I. war. Mit diesem unerwarteten Schritte versank der Traum deutscher Reichseinheit, deutscher Macht und Größe, dem Dichter wie der Nation ins Bodenlose. Die Tragödie Heinrich I., deren erster Akt fertig ausgearbeitet war, blieb liegen und ist nie wieder aufgenommen. Nach der Anlage hätte, seit die Ablehnung erfolgt war, kaum etwas Anderes als die schneidendste Satyre auf den ersten Akt folgen und anstatt der Tragödie eine Aristophanische Komödie daraus werden können. Dazu war aber dem Dichter der Stoff zu sehr ans Herz gewachsen, die Idee selbst zu heilig und Heinrich I. wie sein Vorgänger Konrad zu würdig.

In dem Sonett „Deutschland“ faßt er den Eindruck zusammen, den diese verunglückte Kaiserwahl auf Deutschland gemacht. Er nimmt das Bild vom Kaiserschnitt her; man könnte den Vergleich mehr witzig als poetisch nennen, wenn der Ernst, eines Dante würdig, nicht den Ton zum feierlichsten machte, über den der Dichter gebieten kann. Was bei vielen Andern ein bloßes Phantasiespiel hatte sein mögen, war bei ihm die heiligste und festeste Ueberzeugung. Das Gedicht, aus dem kindischer Aberwitz nur den Witz verstand und sein Gespött daraus machte, würde zerstört werden, wenn man es der Form entkleiden wollte. Es stehe deßhalb, da es auf des Dichters Stellung zu jener Zeit und zu der heutigen ein charakteristisches Licht wirft, hier ganz:

Ein Jahr lang rangest du in bittern Wehen
Gleich einem Weibe, das da will gebären,
Hinströmen sah ich deine blut'gen Zähren,
Und deine Seufzer, Deutschland, hört' ich gehen.

Wohl trug ich Leid, dich so in Qual zu sehen,
Doch Eine Hoffnung wagt' ich fromm zu nähren;
Es werd' aus deines Schooßes dunklem Gähren
Die Eintracht wie ein lächelnd Kind erstehen.

Mich trog ein Wahn; dein Weinen ging verloren,
Verloren alle Noth, so du erlitten,
Doch die darüber jauchzen acht' ich Thoren.

Denn Ahnung sagt mir, stets umsonst bestritten,
Nun werde solche Frucht einst ungeboren
Mit scharfem Stahl aus deinem Leib geschnitten.

Und als nach der Ablehnung der Kaiserwahl in Sachsen und Baden wieder die Waffen klirrten, ermahnt er sich (im Mai 1849) zur „Geduld:“ Ob goldene Zukunftsträume, ob rathloses

Dunkel ihn umgibt, die ewigen Sterne gehen doch ihren Pfad, und der ihnen die Bahnen auserwählt und sie bewegt, hat die Thränen des Volkes und des Einzelnen gezählt; was auch geklügelt und gesonnen werden mag, Er hält die Wage und kein Stein des Baues wird fallen, wenn Er es nicht beschlossen hat. Wer mit Ihm in Frieden steht, vermag das ferne und nahe Brausen des Weltgangs unerschrocken zu hören, denn ihm ist der Tag, was er auch bringe, zum Segen da. Darum soll sich die Hoffnung auf Ihn richten und, was auch fehl geschlagen, nicht ermatten; Sein Name ist Kraft und Wunder und Er allein ist getreu.

Aus dem December des Jahres 1848 liegt in Holtei's „Vierzig Jahren" (8, 204 ff.) eine Schilderung des Verhältnisses vor, in dem Geibel zu seiner Vaterstadt stand. Leider ist die Einrückung des Ganzen nicht thunlich, da der Erzähler in seiner redseligen Weise sich allzusehr gehen läßt. Holtei hatte Geibel aus dem Gedichte „Sanssouci" liebgewonnen und freute sich, ihn in Lübeck kennen zu lernen. „Als ich ihn aufsuchte, zeigte er sich gleichgültig gegen mich, dann verfehlten wir uns bei einem Gegenbesuche und wir sahen uns gar nicht mehr. ... Leider vermißte ich auch beim Professor Classen, obgleich mehrere seiner Gönner und Gönnerinnen zugegen waren, den geliebten Dichter. ... Was mich durch und durch befriedigte, war die patriotische Verehrung, die ich über die ganze Stadt, in allen Ständen für Geibel verbreitet fand. Daß man ein schönes Schiff Emanuel Geibel getauft, könnte für eine von Einzelnen ausgegangene Huldigung betrachtet werden. ... Aber jeder Mensch weiß von ihm; Arbeitsleute, die wahrscheinlich außer der Bibel nie ein Buch vor Augen hatten, zeigen dem Fragenden den Weg nach Geibels Wohnung, und sie thun es mit einem unverkennbaren Ausdruck von Stolz. Das spricht nicht bloß für Geibel, es spricht auch für Lübeck. Denn ich kenne manches Städtchen, welches für den Sohn aus seinen Mauern,

weil er sich den Musen widmete, nur Spott oder Groll oder Geringschätzung hat, wobei freilich zu bedenken, daß nicht viele, die sich den Musen widmeten, Geibels werden. Aber nichts desto weniger liegt mir eine Stadt, eine große obenein, im Sinn, die auch für einen Geibel, wenn er in ihr geboren wäre, kaum etwas anderes zeigen würde, als Gleichgültigkeit, und ich liebe Lübeck, weil es seinen Geibel liebt. Darin spricht sich Pietät aus, und ohne diese gibt es keine Poesie und keine Poeten." Der Berichterstattter gibt auch an, weßhalb er Geibel vor der Bekanntschaft mit dem Gedichte „Sanssouci" nicht sonderlich hoch angeschlagen und wie er nach der Lesung der Gedichte gestimmt war: „Ich hatte den Mann für einen „Hofpoeten" gehalten, nun lernt' ich ihn als wahren edlen Dichter kennen." Wie Viele, die ihn beiseit schieben oder nach der Art Julian Schmidts über ihn mit der wegwerfendsten Geringschätzung aburtheilen, mögen ihre Einbildungen über ihn beurtheilen, ohne es der Mühe werth zu halten, dieselben mit dem wirklichen Dichterbilde zu vergleichen. Andere, die von ihrem dürftigen ästhetischen Standpunkte nicht weichen können, blättern in dem einen oder andern Bande seiner Gedichte und hören einen Ton klingen, der weder Goethe's noch Mörike's, weder Rückerts noch Sallets, weder Platens noch Heine's ist, und weil es ein selbstständiger, aus einem reichen Leben und unablässigem Ringen gewonnener, zum ungesuchten Ausdruck gewordener ist, wird ihm kurzweg die Berechtigung abgesprochen. Ich kenne mancher Dichter Leben bis ins Einzelne; aber ich wüßte nicht viele zu nennen, bei denen man diese stete Wechselwirkung zwischen Leben und Dichtung aufweisen könnte, die bei Geibel bis in das unscheinbarste kleine Lied zu verfolgen ist. Daß das allein den Dichter nicht macht, nicht einmal den lyrischen, erhellt von selbst; es unterliegt aber ebenso wenig einem Zweifel, daß ohne diesen Zusammenhang zwischen Leben und Dichtung kein wirklicher Lyriker jemals über die Freundschaft

der Journale hinaus zur allgemeineren Geltung in Raum und Zeit gelangt ist. Was fragt die Welt nach den metrischen oder rhythmischen Exercitien dieser und jener Schule, wenn kein ganzer voller Mensch darin lebt, den man lieben oder hassen kann.

Geibels Vater hatte im Jahre 1847 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert und bald darauf Lübeck verlassen, um seine Tage bei seinem ältesten Sohne Friedrich in Detmold zu beschließen. Dorthin ging auch Geibel um Johannis 1849, nachdem Professor Ernst Deecke nach dem Zerfall der deutschen Nationalversammlung zu seiner Lehrerthätigkeit am Lübecker Gymnasium zurückgekehrt war. In Detmold fand er den Vater trotz aller Lebendigkeit des Geistes doch sehr gealtert. Der frühe Verlust des ältesten Sohnes, der während Geibels Anwesenheit in Detmold im fünfzigsten Lebensjahre starb, traf den alten Mann hart und beugte ihn tief.

Es war auf der Hin- oder Rückreise, wie ich glaube, daß Geibel in Hanover bei einem Arzte, Dr. Bonhof, eine Woche hindurch sich einer ärztlichen Behandlung unterzog, die, wie er versicherte, gut anschlug. Ich lernte damals die fertigen Theile der Tragödie Heinrich I., Neues zu den Albigensern, die Loreley in ihrer damaligen Gestalt, die Seelenwanderung und andere Dichtungen voll sprudelnden Humors kennen. Unter den letzteren war ein dramatisches Spiel zum Polterabend Paquita Nöltings, der Tochter seiner mütterlichen Freundin, die sich mit Geibels Jugendfreunde, Professor Mantels in Lübeck verheirathet hatte. Es trat darin die Verwirrung der Zeit von ihrer humoristischen Kehrseite auf, und Freunde und Gäste des Hauses, wie V. A. Huber und Justinus Kerner, die beide anwesend waren, sahen sich zum eigenen Ergötzen dramatisch thätig gemacht.

Den Sommer brachte der Dichter in dem kleinen Ostseebade Häringsdorf zu, wo er im täglichen Verkehr mit Kugler und dessen Familie angenehme Tage verlebte. Hier entstanden

die Gedichte „Gudrun," „Volker," „Mittagsstille," „Den Dichtern" und „Herbstnacht."

Die beiden ersten sind Nachklänge und geformte Anschauungen aus dem Studium der deutschen mittelalterlichen Literatur, die sich auch in dem Zuruf an die Dichter geltend macht. Er nennt die Dichter Templeisen; das war der Name der Hüter des mystischen Graales, die im Parcival Wolframs von Eschenbach eine Rolle spielen. Entschiedener als in andern Gedichten betont Geibel hier den priesterlichen Beruf des Dichters, dem ein „Heilsamt aller Sühnung voll" verliehen sei und dessen Lied deßhalb einen über Liebe und Groll des Tages erhabenen Flug zu nehmen habe. Der Dichter ist nicht zum wüsten Kampfe, sondern zur Tempelwacht berufen und sein Stand soll auf den Höhen sein. Wenn beim jähen Wetterschlag der Zeit Alle schwanken, trotzen oder muthlos werden, sollen die Dichter ihre Seelen frei bewahren und das Maß und die Gerechtigkeit festhalten, die von den Vätern gesammelten Schätze hüten, die frische Herzensunschuld, den Glauben, der reich an Frieden ist; sie sollen durch die eiserne Zeit im gediegenen Wort wie jene Hüter des Graales das Licht der Schönheit und den Schatz des Geistes forttragen, sich weder vor Thronen beugen, noch vor dem Pöbel knien. Die ewige Wahrheit bedarf der Zeugen und das Lied des Dichters sei ein Opferfeuer, daß einst, wenn der Frieden wiedergekehrt, das Volk an dieser reinen Flamme die Fackel der Freiheit anzünden könne. Wenn die Kraft zu erliegen droht, das Herz schwankt, so zieht das Gebet die Gabe des heiligen Geistes (Feuerzungen) nieder und aus dem heiligen Leben der Schöpfung, aus ihrer ewig heitern Ruhe strömt Verjüngung und Klarheit und Gott wird den Dichtern, die ihn suchen, auf die Lippe legen, was sie verkündigen sollen.

Das war die Auffassung von der Stellung des Dichters, wie sie Klopstock, in gewisser Weise auch Platen gehabt, die

sich beide als Priester der Kunst ansahen, nur daß der erste wie Geibel auf bestimmtem festen kirchlichen Boden stand, der andere sich auf dem rein menschlichen Standpunkte und dem dadurch bedingten Standpunkte der Kunst hielt, zu dem Geibel immer mehr überging. Nicht als ob er irgend etwas aus dem Gange seiner Entwicklung auszulöschen gehabt hätte, aber diese selbst lag hinter ihm, und was er auf dem Wege gewonnen, war sein geistiges und menschliches Eigenthum geworden, so daß jetzt erst zur lebendigen Wirksamkeit gelangte, was er in dem Gedichte an den König von Preußen vorahnend gesagt, daß dem, der aus jenem Born des positiven Bekenntnisses getrunken, die Lippe erst recht frei werde.

Die „Herbstnacht" gehört zu der Klasse der Virtuosengedichte. Das musikalische Reimspiel, das mit den Stimmen der sausenden brausenden Herbstnacht wetteifert, gleitet in die Schilderung des Empfanges bei der Geliebten über. Der Contrast des wilden Geheuls draußen und des lieblichen Friedens drinnen, worauf das Gedicht angelegt oder aus dem es vielmehr hervorgegangen, ist das Poetische dieses Gedichtes, das übrigens nicht besonders hoch anzuschlagen ist.

In Häringsdorf saß Geibel einige Tage bei der Mittagstafel einem ältern unbekannten Herrn gegenüber, der wenig an den Gesprächen, wie sie bei Tisch gepflogen werden, Theil nahm und sich nur mitunter mit dem Dichter einließ, an dessen entschiedener und doch bescheidener Weise seine Meinung geltend zu machen er ebenso großes Wohlgefallen finden mochte, wie an den Gegenständen, die Kugler, Frau Clara und Geibel interessirten. Eines Tages erschien nach Tisch in dem bescheidenen Stübchen, das der Poet in einem Fischerhäuschen bewohnte, ein Jäger, der einen Auftrag vom Fürsten Carolath ausrichtete. Der Fürst ließ bitten, Geibel besuchen zu dürfen, und unmittelbar darauf erschien er selbst, eben jener alte Herr, dem Geibel bei Tisch gegenüber gesessen. Zwischen beiden

entspann sich ein Verhältniß, das vom Unterschiede der Jahre und des Standes unabhängig war und immer mehr in eine schöne Freundschaft übergegangen ist. Schwiegersohn und Tochter des Fürsten, Graf und Gräfin Haugwitz, die gleichfalls mit in Häringsdorf waren, schlossen sich dem Dichter mit offenem Wohlwollen an und wußten es ihm lebhaft Dank, daß er es vermocht habe, dem Fürsten, der den Verlust einer innig geliebten Gattin tief betrauerte, wieder andere Interessen als das Gefühl seines Schmerzes lebendig zu machen. Die Einladung des Fürsten, ihn auf einige Wochen nach Carolath in Schlesien zu begleiten, konnte und wollte Geibel nicht ausschlagen. Als der Fürst heimreiste, ging der Dichter mit ihm und lernte nun in dem von wunderschönen Waldungen umgebenen Schlosse das große Adelsleben, auf das die Escheberger Tage nur eine Art Vorbereitung gewesen waren, von der glänzendsten und großartigsten Seite kennen. Er nahm an den großen Jagden, die oft die gesammten Gäste mehrere Tage lang in Heinrichslust und dem Walde festhielten, fröhlich Theil, und als er eines Tages, nach Poetenart seinen Gedanken nachgehend, in den ungeheuren Forsten gleichsam verloren gegangen war, bot der Fürst sein gesammtes Jagdpersonal auf, um ihn wieder einzutreiben. Neben den rauschenden Zerstreuungen, die körperlich und geistig wohlthaten und den Dichter mitrissen, gab es auch stillere Tage, wo Abends die trauliche Geselligkeit ihr Recht fand. Besonders seit eine Verwandte des Fürsten, Fräulein Alma von Firks, zum Besuch auf das Schloß kam. Auf Wunsch Caroliths wurde sie mit einer Mystification empfangen. Geibel tauschte mit einem Lieutenant von Stranz Namen und Kleidung, und als beide in dieser Weise der jungen Dame vorgestellt waren, forderte der Fürst am Abend bei einem schicklichen Anlasse den Dichter, der vom Lieutenant agirt wurde, auf, einige seiner Gedichte vorzulesen. Er wählte, wenn ich nicht irre, das nach der neapolitanischen Volksweise gedichtete

Lied „Du mit den schwarzen Augen," bis er mitten im Lesen das Lachen nicht mehr unterdrücken konnte und den angeblichen Lieutenant, der besser bei Stimme sei, zum Lesen aufforderte. Fräulein von Firks hatte das Quiproquo gleich anfänglich durchschaut, ging aber mit fröhlichem Ernst auf die Komödie ein, die einem anwesenden deutschen Fürsten so wohl gefiel, daß er in origineller Laune am nächsten Abend, selbst nach der Aufklärung, auf Wiederholung drang und diesmal den Dichter selbst darstellte.

Die Tage vergingen im reichen Wechsel und aus den Wochen, auf die der Besuch in Carolath ursprünglich verabredet war, wurden Monate, so daß Geibel erst im November heimreiste und beim Abschiede versprechen mußte, im Frühjahr wiederzukehren. In manchen Gedichten dieser Zeit klingt das Rauschen der grünen schlesischen Wälder wieder, nicht immer tröstlich; ist es doch wie ein spurlos verschwundener Traum gewesen, daß Deutschland noch einmal zu Ehren auserwählt war; wo einst der Kaiserstuhl gestanden, wächst das Gras ungestört weiter. Hier war es, wo der Blick auf die Geschichte die hereinbrechende Völkerwanderung vor Augen führte, die den ewig und bis zur Erschöpfung umgewühlten Acker in Weltenschutt brach legt. Auch die „historischen Studien" entstanden hier, jenes Gespräch zwischen Faust, der die Geschichte mit idealem Blick beschaut und aus ihr Erkenntniß des Gegenwärtigen und Sicherheit für die Zukunft gewinnt, und zwischen Mephistopheles, der die gemeinere Anschauung verficht, daß weder Fürsten noch Völker aus der Geschichte etwas lernen und daß, wenn auch Alles einmal kracht und fällt, die neuen Herren bald eingerichtet sind und sacht im alten Gleise fahren. Nur das steht fest, meint diese Anschauung, daß Gewalt übt, wer Gewalt hat und daß, wer nicht hören will, fühlen muß. Aber der Dichter leiht der Linde und Eiche Stimmen, daß sie sich Abends über das Schwanken, Streiten und ewige Wandeln

der kleinen Welt besprechen, die unter ihnen in eitler Hast dahinwandelt und baut, was der Wind verweht, während sie tiefer wurzeln und höher gipfeln und in Sonn' und Sternenschein fortrauschen und grünen. Und in den Charakter Fausts sich versenkend, fühlt der Dichter sein Herz, das im Gewühl verdorrte, in der Einsamkeit schwarzer Tannenthäler und der Wildniß der Klippen, die im Frühroth baden, heimatlich erwacht. Neben dem bereits erwähnten Gedichte „Babel" und „des Deutschritters Ave" mögen auch Lieder entstanden sein, deren Ursprung und Anlässen ich nicht nachforschen kann. In dem „Ave," das leicht eine allgemeinere Bedeutung gewinnt, wirft der Ritter des deutschen Ordens, Ott vom Bühl, um den Kelch zu retten, sich den verfolgenden Litthauern entgegen und betet im Kampfe das Ave Maria; bei jedem Wort des Gebets haut er einen Feind nieder, bis der Kelch gerettet ist.

Im Winter, den Geibel in Lübeck verbrachte, nahm er die Albigenser wieder auf und trieb das Studium der mittelalterlichen Literatur der Heimat und Fremde daneben. Seine Gesundheit machte ihm während des Winters sehr zu schaffen und der Arzt rieth ihm, eine Kur in Karlsbad zu gebrauchen. Er entschloß sich dazu. Sein Versprechen zu lösen und der erneuten Einladung des Fürsten folgend, trat er um Pfingsten 1850 den Weg über Carolath an, wo er einige Wochen blieb und die Lieder zu Volksweisen „Russisch" (durch die Waldnacht) und „Deutsch" (Mag auch heiß das Scheiden brennen) sang. Von Carolath ging er dann nach Karlsbad, wo er, ich denke in diesem Jahre, die Bekanntschaft des Dichters Münch-Bellinghausen (des Dramatikers Fr. Halm) machte. Trotz der großen Verschiedenheit ihrer Naturen und der Art, dieselben poetisch herauszuarbeiten, stimmten beide ganz gut zusammen. Geibel hatte Gelegenheit, von dem bühnenkundigen Dichter mancherlei über das Verhältniß zwischen Drama und Publicum zu hören, was ihm freilich in keiner Weise maßgebend sein konnte, aber

doch allerlei zu denken gab. Halm war durch den Erfolg seiner Stücke durchaus nicht geblendet; er mußte sehr gut wissen, was ihnen gebrach, aber er wußte auch, was die Welt an ihnen schätzte, und glaubte, daß ihm die Gunst, die er bei den Bühnenlenkern erworben, auch für gediegenere Schöpfungen förderlich sein werde. Leider ist der Zustand der deutschen Theater jetzt der Art, daß ein Dichter, der wirklichen Gehalt in sich hat und ein Werk der Kunst zu schaffen im Stande ist, sich die Bühne durch kunstlose Mittelmäßigkeiten förmlich erschleichen muß. Die grob und roh zusammengestoppelten Stücke Oskars von Redwitz, in denen anstatt kunstgerechter Motivirung erst breit und faßlich angekündigt wird, was geschehen wird, dann in knaben- und schülerhafter Weise die Geschichte selbst auftritt und endlich breit und faßlich über das so eben Geschehene und Geschaute viel unnütze Worte gemacht werden; die Stücke der Frau Birch-Pfeiffer, in denen alle Handlung, d. i. alle Bestimmung des Willens, hinter die Scene verlegt und alle Begebenheiten, die das Gegentheil der Handlung sind, auf die Bühne gebracht werden, Stücke dieser Art füllen die Theater, während ein Dichter, der ein ernstes Kunstwerk schafft, und wären es auch nur die ***, von diesen sogenannten Kunstinstituten ausgeschlossen bleibt. Aber die Connivenz der Dichter, ihrer an sich nicht eben würdig, hat selten die erwarteten Folgen. Trotzdem, daß Halm mit der Griseldis, dem Sohn der Wildniß und dem Fechter von Ravenna sich bis auf die Winkel- und Sommertheater Bahn gebrochen hat, ist es ihm nicht gelungen, seine Iphigenia auf Delphi durchzusetzen. Intendanzen und Regisseure sind naiv genug, in den bessern und guten Stücken einen Abfall von der Höhe ihrer Einsicht und ihres Geschmacks zu erkennen, so daß es förmlich ein Ruhm geworden, vor ihrem Richterstuhle keine Gnade zu finden, ein Ruhm, aber ein trauriger und trostloser, da jedes dramatische Erzeugniß ohne öffentliche Darstellung eine verfehlte Existenz führt und aller Ruhm,

den die Literatur gibt, für den Dichter nicht entfernt den Werth der fortbildenden Aufführung hat.

In Karlsbad fand Geibel „Genesung“ oder er glaubte sie doch zu finden. In dem Gedichte, das diesen Namen trägt, preist er die Himmelstochter, vor deren Berührung es ihm wie zerrinnender Nebel leise von den Sinnen sinkt, daß ihm die Welt wieder neu erwacht und von den Wipfeln der schwarzen Tannen Gedanken auf ihn nieder dämmern. Noch ist es ihm zwar nicht gegönnt, die Muse zu fassen, aber schon spürt er in ahnender Seele ihr tröstliches Nahen, und wenn er fern durch die Stämme auf Waldeswiesen das bewegte Spielen des Sonnenstrahls sieht, dünkt es ihn oft, es sei das Wallen ihres weißen Gewandes.

Doch auch hier vermag er sich der „Klage“ nicht zu entschlagen, daß, wo er auf irrem Pfade schweifen mag, er die Schande des deutschen Namens hören muß und nicht sagen darf, daß man lügt; denn zerbrechlich wie Glas ist das Wort deutscher Treue geworden und die geleisteten Schwüre thauen weg wie Schnee um Ostern; das deutsche Schwert verkriecht sich wieder wie Schilf in die Scheide, wenn der Czar die Stirn runzelt. Da es um Treue und Muth bei uns geschehen ist, neigte die deutsche Ehre ihr Haupt und starb. Wer noch zweifelt, frage bei Schleswig, da liegt sie eingescharrt; die Winde pfeifen drüberhin; „Wann wird sie auferstehn!“

Aber er mußte Frieden haben, und er rang mit ganzem Ernst darnach, ihn zu gewinnen. Rückblickend auf die qualvolle Zeit, die er durchlebt hatte, gedenkt er des grimmen Kampfes, der die Welt gespalten, während er sich keinem Heerlager anschließen konnte, da er auf der einen Seite Wahnsinn, auf der andern Verstocktheit walten sah.

> Das allertiefste Weh war mir geschehen,
> Denn meiner Sehnsucht Bild, nun war's gekommen,
> Doch wüst verzerrt, ein Gräuel anzusehen.

Der Blick auf die Geschichte nimmt die Last des Grames von ihm; er sieht die waltende Hand Gottes und wird inne, wie ein Gedanke sich durch jede Zeit kämpft, um Gestalt zu gewinnen; anfänglich zeigt er noch nicht das rechte Antlitz; Geist und Bild sind zweierlei; durch die lange Reihe mißgeschaffener Formen muß er eine Seelenwanderung durchmachen, bis er im Licht der Weihe verklärt erglänzt. So rang die Sehnsucht der Vorwelt nach Schönheit, aber tastete lange mit schweren Händen nach der gediegenen Form, sie schuf den Leib der Sphinx, den Zwitterleib des Greifen und thürmte schwunglos gedrückte Massen aufeinander, aber dennoch lag schon in dem Wilden, Rohen, Unlebendigen der Keim, der bestimmt war, einst im Bilde der Göttin der Schönheit auszureifen wie sie mit göttlichem Lächeln daher schreitet, ganz Liebreiz, ganz Holdseligkeit und Milde. Jetzt geht der Geist der Freiheit durch die Zeiten und rührt die Massen, daß sie sich getrauen, ihm nach dumpfem Sinn den Leib zu formen, doch schaffen sie im maßlosen Thun und fiebrischem Geberden nur eine grauenvolle Götzin, der tausend Opfer fallen und deren Satzungen mit Blut geschrieben sind. Aber das sind Geburtswehen und es wird anders werden. Das aus krankem Sinn emporgetriebene Bild, in dem sich sphinxgestaltig Mensch und Thier einigen, wird zerbersten und vergehen; der Geist wird dann in reinerer Form erscheinen, denn jede Wandlung bildet ihn reiner heraus, bis endlich, wie die Schönheit aus dem tosenden Meere, die Göttin aus den Schlacken aufsteigt, unschuldig, auf der Stirn den Strahl von oben, im Haar den Friedenskranz. Zwar gibt sich der Dichter nicht dem Traume hin, als werde er die Stunde, da sie so dem Staube entschwebt, noch mit Augen schauen, doch läßt ihn sein Glaube auch nicht verzweifeln, der ihm Kraft gibt, auf freien Füßen zu stehn, jedem Zerrbild den Spiegel vorzuhalten und doch darin dem herrlichen Keim zu huldigen. Und weil er beim Kampfe des Tages schweigen muß, den Larven kämpfen,

richtet er das Lied („Mein Friedensschluß“) als Zeichen auf, daß er der Freiheit gehört; im Sinne ihrer Zukunft hat er gedichtet.

Dieser „Friedensschluß“, der zu Karlsbad im Walde über dem Freundschaftssaale gedichtet wurde und in den neueren Auflagen der Juniuslieder wie in den Neuen Gedichten enthalten ist (zuerst stand er in Gruppe's Musenalmanach für 1851), kleidet einen durchaus nicht neuen Gedanken in den Vergleich zwischen der nach Gestalt ringenden Schönheitsidee und der in gleichen Wandlungen begriffenen Idee der Freiheit. Beide haben aber ihren vollen classischen Ausdruck bereits in der Geschichte der Menschenentwicklung gefunden, und so wenig ein gereifter Geschmack über die Verirrungen von der idealen Gestalt des Schönen, wo sie vorkommen, im Zweifel sein kann, eben so wenig kann auch der geläuterte Sinn über die Abirrungen von der Gestaltung der Freiheitsidee im Zweifel sein. Ueber diese Gestaltung sagt der Dichter nichts; er schließt seinen Frieden, indem er das Streben der Gegenwart als solches, also wohl nur nach Beschaffenheit der aufgewandten Mittel, verwirft und sich optimistisch eine Welt in die Ferne malt, wo das Ideal Wirklichkeit geworden sein werde. Daß die Freiheit gegenwärtig als Götzin verehrt und später als Göttin erscheinen und herrschen werde, heißt doch die Sache nur mit einem Namen abthun, nicht mit ihr selbst fertig werden. So bestechend der Vergleich zwischen Schönheit und Freiheit wirken mag, wenn der Dichter nicht in anderer Weise zum Frieden gelangt wäre, mit diesem Gleichniß würde er ihn sicher nicht gewonnen haben. Seine Rettung bestand darin, daß er sich aus den Wirren zurückzog und den politischen Gestaltungen ihren Lauf ließ. Da wo er sein Wort wieder glaubte erheben zu müssen, that er es positiv, in bestimmt tadelnder Weise oder für irdisch erreichbare Ziele begeistert, während er dieser Art optimistische Idealpolitik, die jeder so oder so deuten kann,

und die Bekämpfung der mißfälligen Mittel zu dem erreichbaren Ziele zu gelangen, fallen ließ. Was zur Zeit, als die politische Poesie recht im Schwange war, oft und eindringlich gesagt wurde, daß sie bestimmte positive Ideen mit begeistertem Liede begleiten, mit strafendem Gesange gegen Anfechtungen schützen, mit Bildern aus der Vergangenheit kräftigend oder schreckend fördern könne, immer aber positive Grundlage haben müsse, während alle Zukunftspoesie den Dichter aufreibe, ohne der Sache zu nützen, das trifft auch die Geibelschen politischen Gedichte, die wo sie gegen bestimmte Feinde gerichtet sind oder für bestimmte Strebungen auftreten, immer ergreifen und erheben, wo sie ins Allgemeine zerfließen, die Kunst der Darstellung bewundern lassen, durch die Sache selbst aber nicht bewegen.

Es werden noch einige Gedichte politischer Art in diesem Jahre begegnen, bei deren Betrachtung sich deutlich herausstellt, wie viel wirksamer des Dichters Wort wird, wenn er eine bestimmte positive Anschauung ausspricht, während sie im Friedensschluß verschwimmt.

Geibel hatte seine Kur in Karlsbad noch nicht vollendet, als ihn Fürst Carolath und Graf Haugwitz, beide auf das dringendste ersuchten, nach Gastein zu kommen, wo der Fürst baden sollte, aber sich nur für den Fall dazu bereit erklärte, wenn Geibel dort bei ihm sein wolle. Dem freundlichen Drängen gab Geibel nach. Bei seiner Ankunft im Wildbad fand er das beste Zimmer des Hotels, in dem der Fürst wohnte, mit der Aussicht auf den Wasserfall der Ache für sich bestimmt. Der Fürst meinte, um den widerstrebenden Gast zur Annahme dieser wundervollen Wohnung zu bewegen, er selbst habe das großartige Schauspiel oft genug genossen und müsse seinen Gast, der keine Kur gebrauchte, mit dem Besten erfreuen, was der Ort bieten könne. Nach einem Aufenthalte von vier Wochen reiste die ganze Gesellschaft im August nach Wien. Die

Allgemeine Zeitung enthält die Notiz aus Wien vom 15. August 1850: „Geibel weilt unter uns, ziemlich gekräftigt von Gastein zurückkehrend.“ Von dort führte die Reise zunächst nach Olmütz, wo der Fürst bei seinem Freunde, dem prachtliebenden Erzbischof, mit seinem Gaste einen Besuch machte. Hier lernte Geibel das Leben der hohen katholischen Geistlichkeit von der glänzendsten Seite kennen und bereicherte seine Anschauungen auch auf diesem Gebiete des menschlichen Treibens. Von Olmütz gings nach Rogau, dem schön über der Oder gelegenen Schlosse des Grafen Haugwitz, und nach einiger Rast daselbst zurück nach Carolath, wo Geibel bis zum Jahresschlusse bleiben mußte.

In Carolath entstand der „Mythus vom Dampfe“, der wieder mit der meisterhaften Gestaltungskraft den Sieg des Menschen über Feuer und Wasser und den aus dem feindseligen widerwilligen Bündniß beider entsprungenen Sohn, den Dampf, schildert, aber mit dem dräuenden Liede des geknechteten Riesen schließt, daß der Menschen Reich zu Ende gehen, und wenn sie nach dem Schein des Himmels greifen, der Tag des Zorns hereinbrechen werde, wo die entfesselten Elemente Zerstörung bringen und über den Trümmersturz ins Nichts vergehen werden. Es mag dahin gestellt bleiben, ob diese pessimistische oder jene optimistische des „Friedensschlusses“ die vorzüglichere ist; die letztere hat wenigstens das Verdienst des hoffnungsvollen Blicks, die erstere, die eine Variation des „Menetekel“ und der „jungen Zeit“ ist, macht, wenn auch in der objectiven Form, daß die Drohung dem bezwungenen Element zugeschoben wird, eine Voraussetzung vom Greifen nach dem Schein des Himmels, die in der Sache selbst keine Rechtfertigung findet. Die ganze Auffassung stimmt auch nicht sehr glücklich zu den Ansichten, die in einem zu Carolath entstandenen Sonett ausgedrückt sind, daß der, dessen Wohllaut sich Ohr und Sinn zuwenden, noch nicht des Kranzes werth sei, da dem Dichter der Blick des Sehers eigen sein müsse, der des

Schicksals Walten enthülle. Im Kampfe des Neuen und Alten solle sich dem Dichter zu allen Zeiten die Werkstatt des Lebens zeigen. Nur wenn er das Maß der Dinge in sich trägt, wird er die Sphinx bezwingen. Dann aber wird ihm Alles zum Gedichte.

Den Fluch der Bildung erkennt er darin, daß ihr das Beste im Vielen untergehe und daß sie sich von Zweck zu Zweck, von Ziel zu Ziele locken lasse, so daß sie, in Alles getaucht und von nichts durchdrungen, jedem Stoße folgend sich ein Maß buntscheckigen Wissens erworben habe und deßhalb nur Schwaches, Halbes und Einzelnes erschaffe, da das Große in sich ganz und einfach sei.

Eins der deutlichsten und kräftigsten der in Carolath entstandenen Gedichte ist das Sonett, das gegen die Hemmung des begeisterten Stromes der Zeit gerichtet ist: Schlimmer als den Damm zu durchstechen und dann plötzlich die Sturmflut bemeistern zu wollen, ist es, Begeisterung zu erwecken, und wenn sie angeschwollen im Volke daher braust, ihren Strom hemmen zu wollen; denn wenn sie einmal aus den vielen Quellen angewachsen, verlangt sie stolz und siegreich hinzufluten. „Du hemmst sie wohl", wendet er sich an einen ungenannten und deshalb als Repräsentant für alle geltenden Fürsten, „doch wendet sich ihre grollende Flut gegen dich und deine Schwächen, je sicherer sie dein Schifflein zur Stelle getragen hätte, wenn es sie nutzte, desto grimmiger trachtet die gestaute, dich zu vernichten. Manches Volk hat sich für den Ruhm als Schlachtopfer hingegeben, doch die Quelle seines heiligsten Gefühles läßt keines, das sich selbst noch achtet, vergeuden." Da ist einmal die Wahrheit frei und offen herausgesagt und das Bild, in das sich der Gedanke kleidet, dient nur als leichtes Gewand, ohne auf den Gedanken selbst verändernd einzuwirken. Dies Sonett darf denen entgegengehalten werden, die noch immer von den Hofpoeten fabelten.

Unter den übrigen Gedichten aus Carolath mag die Türkenkugel hervorgehoben werden, eine Ballade, die mit einer denselben Stoff behandelnden von G. Schwab wetteifert und in ruhiger schlichter Darstellung den Gedanken, daß beabsichtigtes Verderben unter der Lenkung Gottes zum Segen werden muß, ebenso wirksam herausarbeitet wie die künstlichere Form Schwabs. Den Stoff lieferte eine wirkliche Begebenheit und der Ort, wo die Türkenkugel den vor Durst verschmachtenden Belagerten einen Wasserquell aus dem Felsen lockte, war die Engelskirche auf Anatolikon.

Den Rückweg von Carolath nach Lübeck nahm Geibel im Januar 1851 über Berlin, wo er mit Franz Kugler und dem jungen Freunde Paul Heyse vorzugsweise verkehrte; letzterer hatte im Jahre zuvor die Tragödie „Francesca von Rimini" herausgegeben und sich besonders auf das Studium der romanischen Sprachen und Literaturen geworfen. Mit ihm verabredete Geibel die Herausgabe eines spanischen Liederbuches, zu dem beide ihre Uebertragungen aus dem Spanischen vereinigen wollten. In Lübeck beschäftigte ihn dies Buch jedoch nicht anhaltend, da die meisten Lieder, die er beisteuerte, schon in den „Spanischen Volksliedern und Romanzen" gedruckt vorlagen.

Um Pfingsten trat der Dichter, um die im vorigen Jahre unterbrochene Kur wieder aufzunehmen, die Reise über Hanover nach Karlsbad an. Ich lernte damals zuerst Bruchstücke aus dem neuen Entwurf des Julian kennen, dessen erster Gesang während der achtwöchentlichen Kur in Karlsbad fertig ausgearbeitet wurde. Der zweite folgte in Lübeck im September desselben Jahres. An die Stelle der freien Form der Jamben mit gebundenen oder überschlagenden Reimen und unmittelbaren Gefühlsergüssen war die objective Erzählung und die geschlossene Form der Octave getreten, wie sie in dem Fragmente Clotar, das ursprünglich den Anstoß zu dem Gedichte gegeben, bereits zur Anwendung gekommen. In den „Neuen Gedichten" ist der

Gesang „Valer und Anna" und in der Argo für 1860 „das Gewitter" veröffentlicht; beide gehören dem Julian an. Auch das Fragment „Der Rhein", das in den Neuen Gedichten steht, war ursprünglich für den Julian bestimmt, der hoffentlich noch einmal wieder aufgenommen und zu Ende geführt wird. Erst in der Totalität würde die rechte Wirkung der leitenden Idee sich geltend machen können.

Fürst Carolath, den Geibel dies Jahr nicht gesehen hatte, überraschte ihn am 19. November 1851 durch die Anzeige seiner Verlobung mit Frl. Alma von Firks. Geibel konnte die Ueberraschung erwiedern, da er sich am 20. November mit Amanda Trummer verlobte, was jedoch erst im December öffentlich erklärt ward.

Der aus Hamburg gebürtige Doctor der Rechte Trummer hatte sich am Ende der zwanziger Jahre mit der damals hochgefeierten Schauspielerin Kupfer verheirathet und seinen Wohnsitz in Lübeck genommen. Die einträgliche Praxis, deren er sich erfreute, erlaubte es ihm, ein angenehmes Haus zu machen und seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung theils geben zu lassen, theils zu bestimmen. Leider starb er schon im Jahre 1841, viel zu früh für die Seinigen. Er hinterließ vier Kinder, drei Töchter und einen Sohn. Die älteste Tochter, Elise, geboren den 19. Februar 1830, war kaum elf Jahr alt. Ihr folgte der zwei Jahr jüngere Sohn Ludwig. Das dritte Kind, Amanda Luise, war am 15. August 1834 geboren und die jüngste Tochter, Pauline, nicht ganz vier Jahr jünger. Die Mutter, welcher der Verstorbene kein Vermögen hinterlassen, entschloß sich, Unterricht zu geben und fand in Lübeck das freundlichste und förderlichste Entgegenkommen, so daß die Erziehung der Kinder keine Einschränkungen zu erleiden brauchte. Die Frau wohnte in unmittelbarer Nähe des Predigers Geibel, dem sie in den letzten Jahren seines Lübecker Aufenthalts in der freundlichsten und anmuthigsten Weise das einsame Leben

zu erheitern wußte. Sie leistete ihm fast Abend für Abend Gesellschaft und las dem alten Herrn alles vor, was ihn noch interessiren konnte. In dieser Weise wurde Geibel mit ihr und ihren Kindern bekannt, eine Bekanntschaft, die auch fortdauerte, als der Vater 1847 Lübeck verließ, um seine Tage in der Familie seines ältesten Sohnes in Detmold zu beschließen. Als auch die Frau Trummer am 2. August 1850 starb, war keines ihrer Kinder versorgt. Der Sohn, damals etwa 18 Jahr alt, sollte Theologie studiren und hat dies Studium absolvirt; nachdem er eine Zeit lang in oder bei Dannenberg Hauslehrer gewesen, kam er 1860 bei der Besetzung einer Predigerstelle in Celle mit auf die enge Wahl, erhielt das Amt jedoch nicht, da das Consistorium in Hanover die vorgeschlagenen Persönlichkeiten umging und einen der herrschenden Richtung zugethanen Prediger Steinmetz anstellte. — Die älteste Tochter Elise verheirathete sich im Jahr 1851 mit dem Arzte Reuter in Lübeck; die jüngste, Pauline, ist seit 1859 die Frau des Marburger anatomischen Professors Matthias Claudius, eines Enkels des bekannten Wandsbecker Boten.

Unmittelbar nach seiner Verlobung mit Ada machte Geibel eine Geschäftsreise nach Berlin, wo er, nach Erledigung seiner Angelegenheiten, vor allen Dingen Paul Heyse aufsuchte, der eben seine „Urika" drucken ließ. Sie begannen ihr spanisches Buch zu ordnen. Als des Drängens von Seiten Kuglers und Heyses, die Woche in Berlin zuzubringen, um an dem auf den 29. November angesetzten Dombauconcerte Theil zu nehmen, in freundlicher Weise kein Ende war, plauderte Geibel halbwegs ein bischen von seinem Geheimniß, sah das leise Zugeständniß seiner jungen Gefangenschaft, wie Paul sagte, mit inniger Herzensfreude aufgenommen und tauschte für das seinige ein anderes süßes Geheimniß ein, das stille Einverständniß zwischen Paul Heyse und Margarethe Kugler. Außer der Kuglerischen Familie, zu der der junge Freund fortan gehörte,

sah Geibel nur noch A. von Schack, der ihm eine wahrhaft wohlthuende Anhänglichkeit bezeigte und ihm, als er am 27. November heimreiste, seinen Firdusi mit auf den Weg gab.

Mit frohem Muth und festem Vertrauen blickte der Dichter in die Zukunft. Er hatte in dem kindlichen Herzen des geliebten Mädchens das Glück gefunden, nach dem er so lange in der Welt gesucht, das ihm oft nahe zu treten geschienen, um wieder zu verschwinden und wohl schöne Erinnerungen zurückzulassen, aber doch nur Erinnerungen. Jetzt galt es, einem Glücke des Herzens auch nach außen hin sicheren Halt und befriedigende Form zu geben. Er war entschlossen, sich eine sogenannte bürgerliche Existenz zu gründen. Aber bevor er Schritte that, bot sich ihm von einer Seite her, an die er am wenigsten gedacht hatte, eine Wendung seines Geschicks, die ihn über alle Sorgen hinaustrug. Im Januar 1852 erging an ihn der völlig unerwartete Ruf des Königs Maximilian von Bayern. Geibel wurde eine sogenannte Ehrenprofessur an der Universität München angetragen; er sollte über deutsche Literatur und Aesthetik lesen, den Winter in München sein und im Sommer nach seinem Gefallen leben. Ein mäßiger Gehalt, ich glaube 800 Gulden, wurde angeboten. So freudig dieser Ruf den Dichter überraschte, hielt er es doch für rathsam, vor der Annahme das Terrain kennen zu lernen.

Juniuslieder.

Vergleicht man die erste Sammlung der Gedichte mit den etwa acht Jahr später abgeschlossenen Juniusliedern, so tritt bei aller Uebereinstimmung im dichterischen Gesammtcharakter beider ein bedeutender Unterschied hervor. Die Art des Dichters und seiner Kunst ist dieselbe geblieben, aber der Grad ist gesteigert. Die Formen, die in den Gedichten mitunter noch wie fremde oder entlehnte gehandhabt wurden, sind völliges Eigenthum geworden und dienen wie gewohnte Lebensäußerungen. Die Gedanken sind tiefer geschöpft und klarer herausgearbeitet, die Stimmungen sichrer und reiner, der Ausdruck gehobner und seelenvoller. Jede unbefangne Beurtheilung erkannte einen entschiednen Fortschritt in der Entwicklung des Dichters; die Anthologisten wählten mit großer Vorliebe aus den Juniusliedern, und die Kritik in Blättern und Büchern hielt sich vorzugsweise an die Juniuslieder, um eine Charakteristik des Dichters zu gewinnen.

Nachdem die einzelnen Gedichte in der Reihenfolge, wie sie entstanden waren, nach Anlaß und Gehalt in dem vorstehenden Abschnitte genauer analysiert sind, bleibt hier nur übrig, das Gesammtbild, das aus den Juniusliedern hervortritt, in den großen Hauptzügen wiederzugeben.

Die drängende Unruhe der Jugend, das Schwanken zwischen Leidenschaft und Verstimmung ist einer heitern Freudigkeit gewichen. Der Dichter hatte größres Selbstverständniß gewonnen und einen reineren helleren Blick erlangt, indem er das Vergängliche vom Dauernden zu scheiden gelernt. Es war tief in ihm so still geworden, daß der Wandel der Tage ihn kaum noch rührte. Nicht als ob er sich den Kämpfen des Lebens und der Zeit taub und theilnahmslos verschlossen hätte,

sie nahmen im Gegentheil mehr als früher sein lebendigstes Interesse in Anspruch; aber wie der persönliche Schmerz und die aus individuellen Verhältnissen entsprungenen Leidenschaften ihr Herbes abgelegt hatten und, wo sie zum Ausdruck gelangten, zu einer gewissen seligen Verklärung gehoben waren, so gaben auch die großen Bewegungen der Zeit dem Dichter nur Anlässe, die mehr und mehr gefestigte Weltanschauung, die in den ältern Gedichten nicht selten noch unsicher nach fester Gestaltung rang, mit Sicherheit und Entschiedenheit zu verkünden. Die feierlich gehobne Art des Ausdruckes, die eine Art von priesterlichem Charakter trägt, entspricht der mühsamen Erwerbung, bei der alle Kräfte des Geistes und der Seele in gleichmäßiger Anspannung thätig gewesen waren. Je schwieriger die Erwerbung, desto mehr Werth wird in der Regel auf das Erworbne selbst gelegt. Diese subjective Schätzung stimmt nicht in allen Fällen mit der objectiven, in der Geschichte allein gültigen, überein. Das Verhältniß zwischen beiden bestimmt die Art der Dichter und die geringere oder größere Vollkommenheit in dem Ausdruck dessen, was die Dichter als Ergebniß ihrer innern Durchbildung ihr Eigenthum nennen, bedingt den Grad ihrer Kunst.

In dem Gedichte, das Geibel in Marienbad an Clara Kugler richtete und das gleichsam den Uebergang von den ältern Gedichten zu den Juniusliedern bildet, bekennt er, daß er durch stille hingebende Versenkung in Natur und Geschichte zur Erkenntniß eines einheitlichen Waltens in der Ordnung der Welt, zur Wahrnehmung der Harmonie im scheinbaren Zwiste der Dinge gelangt und sich des Zieles, nach dem er zu streben habe, bewußt geworden sei. Nur in dem Gedichte „Mein Friedensschluß,“ mit dem die Juniuslieder (1850) abgegrenzt sind, tritt er mit einer Anwendung dieser Anschauung auf die gährende Bewegung des Zeitalters bestimmter hervor, im Uebrigen hält er dieselbe zurück und läßt nur, indem er seine

Ansichten über die Dinge andeutet, die Grundlage derselben ahnen, ohne die Erscheinungen der Welt mit jener Grundanschauung von der im Zwiespalt harmonisch fortschreitenden Entwicklung der Geschichte in unmittelbare Beziehung zu setzen. Angedeutet ist die Grundanschauung in manchen Zeitgedichten, wie in dem „Gebet" und „Geduld," worin der Glaube betont wird, daß auch im Trümmersturze ein unbemerktes Bauen statthabe und daß kein Stein ohne den Willen des Alles Lenkenden fallen könne. Entschiedner spricht sich dieselbe Ansicht in dem Gedichte „An die Gewaltsamen" aus, in dem die aus kleinlicher Sorge hervorgegangnen Repressivmaßregeln gegen die kirchlichen Bewegungen abgelehnt werden, da der Fels der Kirche des schwächlichen Stützens nicht bedürfe und darum noch nicht in Gefahr sei, weil die Kleingläubigkeit Gefahr träume. Entsprechend jener Grundanschauung, daß die Bewegungen und Gestaltungen der Zeit nur Durchgangsformen des fortschreitenden Weltgeistes sind, macht sich das oft wiederkehrende Mene Tekel geltend. Es darf nur an „Die junge Zeit," den „Mythus vom Dampf" und ähnliche Gedichte erinnert werden, in denen auf die Voraussetzung, daß die Welt einst Gottes übermüthig vergessen könne, die drohende Perspective gebaut wird, daß Gott einst den ganzen Bau der jungen Zeit wie den Thurm von Babylon vernichten werde. Motivierter war dies „Mene Tekel" in dem also überschriebnen Gedichte und in dem aus ältrer Zeit herübergenommnen „Fragment," die beide aus bestimmten lokalen Anläßen (in Berlin und Hamburg) hervorgiengen, und gewissermaßen typisch spricht es sich in dem Gedichte „Babel" aus, das der Form nach als Virtuosenarbeit, der Auffassung und Behandlung jener oft wiederkehrenden Anschauung nach als vollendetes objectives Kunstwerk gelten kann, da hier an einem gegebnen Stoffe der Tradition Ursache und Wirkung in das natürliche Verhältniß gestellt sind und das Ganze ein Spiegel derjenigen Richtungen, die der Dichter auch in seiner

Zeit zu erkennen meint, sein kann, ohne daß ausdrücklich darauf Bezug genommen ist.

Die Idee des fortschreitenden in steter Entwicklung begriffnen Lebens tritt in vielfachen Gestaltungen auf. Bei dem Gange mit dem alten Förster durch den Wald dringt sich das neue Wachsen im Absterben des Alten auf; im Frühlingshymnus wird die Idee in der Geschichte der Welt dargelegt, wo mit der fallenden Blüte das Samenkorn ausgestreut wird; in den „Hellen Nächten" zündet der kommende Tag die Fackel freudig am verlöschenden an, und in dem Hymnus „An den Schlaf" ist der Schlaf nur ein stärkendes reinigendes Bad von einem Lichte zum andern, der Tod nur der Uebergang von einem Ufer zum andern, wo das neue Gewand schon bereitet liegt.

Der Dichter erkennt ein stetiges fortschreitendes Walten in der Ordnung der Welt, das Wehen Eines Geistes in Natur und Geschichte, aber dieser Geist ist ihm nicht der philosophisch construirte, sondern der persönliche Gott. Den philosophischen Schlüssen legt er keine große Tragweite in Bezug auf die letzten Dinge zu und bekennt rund heraus, es sei das Ende aller Philosophie. zu wissen, daß man glauben müsse. Diesen Glauben an den persönlichen Gott, den er in den älteren Gedichten bekannte, hält er auch in den Juniusliedern unverbrüchlich fest. An ihn wendet er sich mehr als einmal geradezu. In dem Gebet aus dem Frühjahr 1845 fleht er den Herrn, den er tief im Herzen trägt, den Gnadenhort in Glück und Plage an, daß er seinen Geist zu seinem Liede geben und bis ans Ende seiner Tage mit ihm sein möge. In dem Gebet vom September 1848 bittet er, ihm den Glauben zu bewahren, der noch in Nacht und Fluch eine Spur des göttlichen Lichtes schaut, und in dem Gedichte „Geduld" aus dem Frühjahr 1849 ist Gott ihm der feste Freund, der ihm den Tag, was er auch werden läßt, zum Segen verleiht. Seine Gnade ist größer, als menschliche Schuld, und wie Er täglich zum Segnen bereit

ist, soll der Mensch zum Verzeihen bereit sein, seinen Willen dem göttlichen unterwerfen, denn nur der Wille ist stark, den Gott selber schafft. Wie sich der Dichter aus der Fremde zur Heimat sehnt, sehnt er sich aus der Welt zur ewigen Heimat, und was er in dem „Geheimniß der Sehnsucht“ als Empfindung ausspricht, gestaltet er in dem „Morgenländischen Mythus“ zu farbenreichem lebensvollen Bilde, das die symbolische Deutung gleichsam herausfordert. Symbolisch eingekleidet ist diese Sehnsucht nach dem ewigen Lichte in dem einfachen von stiller Seligkeit durchströmten Liede von der Sonnenblume.

Wie er schon in dem Gedichte an den König von Preußen ausgesprochen, daß ihm die Welt und ihre Schönheit nicht in Nacht versunken, weil ihm der Born der Dichtung am Felsen quelle, der die Kirche trage — eine Aeußerung, die sich in Bezug auf das Kirchliche im Laufe der Entwicklung modifiziert haben würde — hat er sich auch in den Juniusliedern die lebendige menschliche Empfänglichkeit für die Freude und Schönheit der Welt nicht verkümmern lassen. Alle Füllen der Empfindung, heiße Thränen, junge Lieder sind ihm geblieben, sein Herz ist noch so froh, noch ganz so thöricht wie in der jungen Zeit, läßt sich willig verführen und öffnet der Sehnsucht Thür und Thor. In stillem Glück wird er sich bewußt, daß, was er geliebt hat, ihm ein Schatz fürs Leben bleibt, daß die Liebe mit dem Leben versöhnt. Und dem rückgewandten Blick erscheint selbst die verlorne Liebe der Jugend als deren schönstes Glück, so daß der Schmerz über den Verlust sein Bittres abgestreift und die Erinnerung und Empfindung nur das schöne selige Genügen bewahrt hat.

Tiefer als in den früheren Gedichten liest er in der Seele der Mädchen, sei es, daß er, wie in dem „Liede des Mädchens,“ dem freudigen Glauben begegnet, das Herz werde, wie jedes Blümchen vom Frühling erweckt werde, die auferweckende Stimme der Liebe vernehmen, sei es, daß er die glückliche

Liebesgewißheit Melusines oder die heimliche Liebe des Mädchens belauscht, die den schönsten Mann in Kurt von Wol schaut, ohne daß ihre Liebe beachtet wurde. Aber er weiß auch den Empfindungen der Verlassenen und der Einsamen nachzugehen und die falsche Genialität so wirksam zu zeichnen, wie das Bild der stolzen kalten Schönheit, die durch ihren kalten Glanz an ihrer Seele irre werden läßt.

Rein und kräftig spricht sich der Dichter bei allen Anlässen aus, die das Vaterland betreffen. Selbstständigkeit und Einheit sind die beiden Factoren, die ihm nothwendig erscheinen. Die Schwäche erkennt er in der Zersplittrung und in dem Buhlen um die Gunst fremder Mächte. Er macht entschieden Front gegen Rußland und Frankreich und, wo sie sich in deutsche Angelegenheiten einmischen will, gegen die römische Curie. Wenn Deutschland die Stellung einnehmen will, die ihm durch Geschichte und Lage gebührt, hat es vor Allem den innern Hader bei Seite zu setzen, und wenn die kleinlichen Eifersüchteleien sich nicht gutwillig legen wollen, mag ein Nibelungenenkel erstehen, der das toll gewordne Roß der Zeit mit ehrner Faust bändigt. Er spricht ganz entschieden die Sehnsucht nach einem deutschen Kaiserthum, nach einheitlicher Gestaltung Deutschlands aus, und die Zuversicht, daß Deutschland dereinst diese für die kräftige Haltung nach innen und außen nothwendige Form erlangen werde, verläßt ihn selbst da nicht, wo er den Versuch scheitern sieht. Die Wege konnten aus Irrthum gewählt sein, über allen Irrthum fest erhaben steht das Ziel. Wenn Deutschland diese Einheit des Wollens und Handelns gewonnen, würde nicht nur der winzige Feind, der jetzt seinen Spott und Hohn mit dem gelähmten Riesen treibt, zu Schanden werden, sondern auch ein Weltkrieg nicht zu scheuen sein und nicht nur das gedrohte Abreißen deutscher Länder unmöglich fallen, sondern auch die Wiedergewinnung der abgerißnen Provinzen zur Wirklichkeit werden.

Diese Ansichten und Ueberzeugungen, die er in dem Liede wider den Erbfeind, in dem Protestliede, im Kriegsliede, in den Herbstblättern, den deutschen Klagen, dem Rufe von der Trave, den Sonetten für Schleswig-Holstein, der Septembernacht und dem Liede des Alten im Bart mit stets gleichem Feuer und gleichem Nachdruck bekennt, bildeten und bilden den Kern der Ueberzeugungen des deutschen Volkes, das sich in seinem Streben gehemmt und aufgehalten sehen kann, endlich aber dennoch zum gedeihlichen Ziele gelangen wird, da es seiner Selbsterhaltung gilt.

Dramatische Studien.

Als Geibels Tragödie Roderich erschienen und von der Kritik im Allgemeinen sehr unfreundlich aufgenommen war, wurde mehrfach ausgesprochen, das Drama sei keine Aufgabe für den Lyriker und Geibel werde wohl thun, sich auf sein Fach zu beschränken. Auf diesen Rath, der auf dem herrschenden Vorurtheil des Publikums beruht, daß eine Meisterschaft in verschiednen dichterischen Formen wenigstens heutzutage nicht mehr zu erreichen und der Dramatiker nicht zum Novellisten oder Romandichter, der Lyriker nicht für den epischen Stil tauge, entgegnete Geibel, daß er den Roderich zwar als verfehlt aufgegeben habe und keine weiteren Versuche machen wolle, ihn auf die Bühne zu bringen, daß er aber vom Drama, dem Gipfelpunkt aller heutigen poetischen Kunst, des einen mislungnen Versuches wegen, sich nicht lossagen könne. Gerade in heutiger Zeit, die der Entwicklung der Poesie als Kunst in vielen Beziehungen ungünstig erscheine, halte er ein treues fortgesetztes Ringen um den Kranz für doppelt nothwendig. Vielleicht

sei ihm noch ein beßres Werk gewährt, wo nicht, so möchte er doch wenigstens des Vorwurfs ledig sein, aus Muthlosigkeit etwas verscherzt zu haben.

In diesem Sinne beschäftigte er sich vielfach mit dramatischen Entwürfen, von denen freilich die wenigsten zur vollständigen Ausführung gelangt sind. Der nächste Stoff, den er zu bearbeiten unternahm, gehörte in die Zeit der Völkerwanderung. Ich weiß nicht, ob Alarich oder Stilicho, Arcadius oder Honorius der Held war, die Ausführung ist jedenfalls nicht weit gediehen und gesehen habe ich nie etwas davon, nur bei unsrer ersten persönlichen Begegnung darüber reden hören und später in einer Berliner Correspondenz gelesen, daß ein mittelalterlicher Stoff der Natur des Dichters mehr angemessen erscheine, als einer aus der wüsten rauhen Zeit der Völkerwanderung. Diese Ansicht theilte Geibel. Ohne den Stoff gerade aufzugeben, wandte er sich schon im Winter 1844—45 dem französischen Mittelalter und in diesem besonders den Albigensern zu. Es gelang ihm damals nicht, einen entschieden hervortretenden Helden der Geschichte zu finden. Raimond von Toulouse, Roger von Beziers, de Foix, das waren alles vortreffliche Seitenfiguren, doch zu schwankend, zu wenig im innersten Interesse der Sache stehend, um Hauptpersonen oder Träger der Idee des Dramas sein zu können. Einen Helden geradezu hinein zu erfinden, schien ihm gewagt, da dieses nothwendig zugleich ein Mann von politischer Bedeutung sein mußte. Dagegen bot die katholische Seite einen vortrefflichen Repräsentanten in Simon von Montfort, neben dem der finstre Bischof Fulko und im Hintergrunde die großartige Gestalt Innocenz des Dritten standen. Allerlei Vorstudien führten ihn von dem eigentlichen Gegenstande mehr und mehr ab, der später, erst im Herbst 1847, wieder aufgenommen und dann aus der Fülle des gesammelten Materials heraus bis auf das Kleinste und Einzelnste disponiert und

schematisiert wurde. Die Ausführung folgte rasch und gedieh schon im Laufe des Winters fast zum Abschluß. Als das Jahr 1848 alle poetische Production lähmte, blieb auch diese Arbeit liegen und später fand sich die rechte Stimmung nicht wieder, so daß die Albigenser niemals zur Vollendung gelangt sind. Eine Scene, die exponierender Natur ist und den kranken Simon von Montfort vorführt, wie er an der eignen Tochter die Einflüsse der Albigenser, somit den Conflict in der eignen Familie wahrnimmt und sich aufraffend entschließt, die Führerschaft des Zuges gegen die Ketzer zu übernehmen, ist in Siegfried Kapper's Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1858 gedruckt erschienen; alles Uebrige ist dann mit Vorbedacht vernichtet worden, damit der halbfertige Stoff nicht wieder zur Durchführung reize. Ein Grund dazu mag auch gewesen sein, daß Geibel über die Gliederung des Dramas zu andern Ansichten gelangt war und mit einer Art von Leidenschaftlichkeit über das in eine gewisse epische Breite verlaufende Stück wie über ein gründlich verfehltes sich auslassen konnte. Gerade die Breite des Hintergrundes, ein großartiges Volksleben in einer großartig bewegten Zeit, erschien mir als ein besondrer Vorzug des Stückes. Ich entsinne mich einer Scene, wo die Albigenser ihre Morgenandacht halten und in die fromme Feier das Unwetter der katholischen Dränger hereinbricht. Die Scene war von großartiger Anlage und unwiderstehlicher Wirkung. Daß ich damals nicht Abschrift davon nahm, um das Werk vor dem Dichter selbst zu retten, habe ich, seit ich die Vernichtung erfuhr, sehr bedauert.

Das schon vor den Albigensern entstandne Lustspiel „die Seelenwandrung,“ das im Spätherbst 1847 überarbeitet wurde, ist gelegentlich schon erwähnt und wird als „Meister Andrea,“ unter welchem Titel es später erschien, noch genauer zu berücksichtigen sein. Einmal im Zuge begann er ein andres Drama, in welchem die sittlichen Ideen von Gesetz und Gnade, das

alte Thema vom Pharisäer und Zöllner, durchgeführt werden sollten. Es war ein Schauspiel auf reichsstädtischem Hintergrunde mit komischen Elementen. Das Ernsteste sollte darin heiter gesagt, wenigstens der Versuch dazu gemacht werden. Auch dies Stück, das lange Jahre hin und her gewendet wurde, ist nicht über den Entwurf hinausgekommen, indessen, wie es scheint, nicht gänzlich aufgegeben. In den Kreis der Ideen, die in dem Drama behandelt werden sollten, gehört das um jene Zeit (1847) entstandne „Schicksalslied" und, wie es scheint, auch das Gedicht „An eine Einsame", da in dem Stücke ein Weib, wie das hier geschilderte, eine bedeutende Rolle übernehmen sollte.

Die Behandlung der Loreley ist schon genannt. Die Analyse der Oper gehört den späteren Abschnitten dieser Biographie an, da noch fortdauernd daran gebessert und geändert wurde und der Abschluß erst in das Jahr 1859 fällt.

Als die Zeitbewegung mit Gewalt auf eine einheitliche Neugestaltung Deutschlands hindrängte, formten sich die damit übereinstimmenden Ideen Geibels dramatisch. Im Winter 1848—49 begann er eine Tragödie „Heinrich der Vogelsteller." Der erste Act, der den sterbenden Konrad vorführt, wie er zur Ueberraschung seiner Umgebung, aber mit überzeugender Beredtsamkeit die Wahl des Sachsen Heinrich zum Reichsnachfolger als unausweichliche Nothwendigkeit und einzige Rettung empfiehlt, war in Einem Zuge ausgeführt; das Scenarium der übrigen Acte war vollständig entworfen. Da blieb die Zeit hinter dem Ziele zurück. Der König von Preußen, ungleich dem Sachsen Heinrich, lehnte die Kaiserwürde ab. Geibel ließ die Arbeit fallen. Auch hier mochte wie bei den Albigensern ein Grund dafür in dem Umstande liegen, daß der Stoff sich den dramaturgischen Ansichten des Dichters, der nun einmal das episch-breite Element vom Drama ausschließen wollte, nicht recht fügte. Der erste, exponierende Act ist vollständig erhalten

und entspricht in seiner strengen Geschlossenheit den gesteiger
Ansprüchen des Dichters, so daß hier ein Act der Vernichtu
nicht zu erwarten ist. Er steht im Morgenblatte gedruckt.

Aus dem Studium der deutschen mittelalterlichen Litera
giengen Ansätze zu einer Nibelungentragödie hervor. Einze
Scenen wurden im Herbst 1848 im Versmaß der antiken T
gödie, dem Trimeter, ausgeführt; eine Wahl der äußern For
die keinesfalls glücklich genannt werden konnte. Die Expositio
scene, ein Bericht Dankwart's über den Kampf auf dem Is
steine, ist im ersten Hefte des Deutschen Museums von Pr
gedruckt worden. Die alte Nibelungenreckenschaft, an sich sch
fremdartig genug, nimmt sich in den hochtönenden Vers
deren Bau schwerwuchtige Beiwörter gleichsam aufdrängt, ka
weniger gespreizt aus, als das antike Heroenthum im fr
zösischen Alexandriner. Als es mit der Ausführung wirklic
Ernst wurde, vertauschte Geibel den Trimeter mit dem fü
füßigen Jambus.

Spanisches Liederbuch.

In dem spanischen Liederbuche, das Geibel in Geme
schaft mit Paul Heyse herausgab, gehört ihm etwa die Hä
der einzelnen Stücke, doch waren die meisten weltlichen Lie
Seguidillas und Zigeunerliedchen schon in der älteren San
lung der spanischen Volkslieder und Romanzen gedruckt
schienen. Von den dort mitgetheilten fehlten nur fünf; di
davon, weil Paul Heyse sie nochmals übertragen hatte,
beiden andern (Also lieb' ich euch, Geliebte — und: War
schweigt Ihr doch, Herr Ritter) aus Gründen, die mir
bekannt sind. Unter den neu hinzugethanen Stücken wa

sieben geistliche Lieder, von Lope de Vega, Josè de Valdivielso, San Juan de la Cruz, eins von unbekanntem Verfasser und drei von Don Manuel del Rio, dem auch das weltliche Lied „Nelken wind' ich und Jasmin" zugetheilt ist. Während die Originale der Gedichte von genannten Verfassern sich in den spanischen Liederbüchern, namentlich in der reichhaltigen Sammlung geistlicher Lieder, wie sie Don Justo de Sancha (Madrid 1855) mit gewissenhafter Treue aus den Quellen veranstaltet hat, leicht auffinden lassen, versagen die spanischen Quellen und Literaturgeschichten, auch die von Don Pascal de Gayangos herausgegebne Uebersetzung des Werkes von Ticknor, jede Auskunft über den Dichter Don Manuel del Rio, der nicht in Spanien existiert hat (ebenso wenig als ein Don Luis el Chico, den Heyse als Quelle nennt). Es ist mir nicht im Geringsten zweifelhaft, daß Emanuel Geibel eigne Gedichte im Geiste und Tone der Spanier mit dem Namen des Don Manuel del Rio belegt hat. Wie gut er den Ton der Spanier getroffen, geht daraus hervor, daß die Unterschiebung nicht allein nicht bemerkt ist, sondern auch gerade diese Gedichte mehrfach in Beurtheilungen als echte Musterstücke spanischer geistlicher Lyrik hervorgehoben wurden. Es sind die Lieder „Mühvoll komm' ich und beladen," „Auf des Jordans Wassern zieht," „Ihr klugen Jungfraun." Besonders sind die beiden letzten Stücke, das eine wegen der seligen Milde, das andre wegen der Kraft des Ausdrucks und der Pracht der Sprache hervorgehoben. Vergleicht man andre Gedichte mit dem spanischen Original, so wird man kaum zweifelhaft bleiben, ob die deutsche oder die spanische Form vorzüglicher ist. Bei dem schönen Gedichte aus Lope de Vega's Hirten von Bethlehem Pues andais en las palmas, das Geibel übertragen (Die ihr schwebet Um diese Palmen), fällt der Kranz unzweifelhaft dem Deutschen zu, der ohne irgend eine Zuthat den Ausdruck der Empfindung, die bei Lope nur in dem Gedanken liegt, auch in die Worte

und den Wechsel der Laute zu legen gewußt hat. Selbst die kleine Veränderung im Refrain ist der Situation mehr angemessen als im Original, in dem die Jungfrau Maria die heiligen Engel auffordert die Zweige zu halten, damit ihr Kind einschlafen könne, während der Uebersetzer sie umgekehrt bitten läßt: „Stillet die Wipfel! Es schlummert mein Kind,“ so daß das bereits schlummernde Kind von den sausenden Wipfeln nicht erweckt werden soll. Diese Wendung der Bitte wurde durch eine Strophe des Liedes nothwendig, in der erwähnt ist, daß dem vom Leid der Erde Ermüdeten die Qual leise gesänftigt im Schlaf zerrinnt.

Die Uebersetzungen beider Freunde wurden mit seltner Einstimmigkeit als eine Sammlung meisterhafter Nachdichtungen anerkannt. Ein Vergleich mit ähnlichen Arbeiten ist unnöthig und ein genaueres Eingehen auf die Gedichte selbst scheint überflüssig zu sein, da sich der großentheils in der formellen Behandlung liegende Werth bei der Analyse verflüchtigen müßte und die Güte der Uebersetzungen ohne stete Herbeiziehung der Originale nicht deutlich machen läßt.

Durch Erd' und Himmel leise
Hinflutet eine Weise
~~Von Lippen ungesehen,~~ Wie sanftes Harfenwehen
Die jedem Dinge kündet.
Wozu es ward gegründet,
Worin es soll vergehn.

Sie spricht zum Adler: dringe
~~Durch Wolken~~ Zur Sonne, bis die Schwinge
Dir trifft ein Wetterschlag,
~~Sie spricht zum Strom: befeuchte~~ Spricht zu den Wolken [regnet,]
~~Die Flur und mit Geleuchte~~ Und wenn die Flur gesegnet
~~Vergehen dich am Tag~~. Zerrinnt am goldnen Tag.

spricht Zum Schwan: ~~[illegible]~~ Durchwalle
Die Flut und dann mit Schallen
~~[illegible] und singend~~
Ein selig Grab erwirb!
Sie spricht zur Feuernelke:
In Duft glüh auf und welke,
Zum Weibe: Lieb' und stirb!

Emanuel Geibel







